

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
Journal for Gender, Culture and Society

Jenny Bünnig, Barbara Holland-Cunz, Sigrid Metz-Göckel, Amrei Sander (Hrsg.) |
Intellektuelle Frauen

Regina-Maria Dackweiler | Weiblich, feministisch, Intellektuelle: Paradoxie oder Tabu?

Nataša Pivec | Feministische Gedanken als schmutzige Intellektualität: der Fall
Andrea Dworkin

Uta C. Schmidt | Eingreifendes Denken – die Historikerin Annette Kuhn im Geschichts-
diskurs der Bundesrepublik seit 1964

Jutta Hergenhan | Madeleine de Scudéry – Intellektuelle *avant la lettre*?

Lucyna Darowska | Milena Jesenská und Alice Rühle-Gerstel: Konstruktionen gesell-
schaftlicher Nichtanerkennung

Rhea Seehaus, Lotte Rose | Formierung von Vaterschaft – ethnografische Befunde aus
Institutionen der Natalität

Linus Westheuser | Männer, Frauen und Stefan Hirschauer. Undoing gender zwischen
Praxeologie und rhetorischer Modernisierung

Anja Meister, Andrea Kindler-Röhrborn, Bettina Pfeleiderer | Deutsche biomedizinische
Forschung: auf beiden Augen geschlechterblind?!

3 | 15

7. Jahrgang – Vol. 7

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 3

7. Jahrgang 2015

ISSN 1868-7245

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Intellektuelle Frauen**

Jenny Bünnig, Barbara Holland-Cunz, Sigrid Metz-Göckel, Amrei Sander	Vorwort	7
---	---------	---

Schwerpunkt

Regina-Maria Dackweiler	Weiblich, feministisch, Intellektuelle: Paradoxie oder Tabu?	12
Nataša Pivec	Feministische Gedanken als schmutzige Intellektualität: der Fall Andrea Dworkin	31
Uta C. Schmidt	Eingreifendes Denken – die Historikerin Annette Kuhn im Geschichtsdiskurs der Bundesrepublik seit 1964	44
Jutta Hergenhan	Madeleine de Scudéry – Intellektuelle <i>avant la lettre?</i>	61
Lucyna Darowska	Milena Jesenská und Alice Rühle-Gerstel: Konstruktionen gesellschaftlicher Nichtanerkennung	77

Offener Teil

Rhea Seehaus, Lotte Rose	Formierung von Vaterschaft – ethnografische Befunde aus Institutionen der Natalität	93
Linus Westheuser	Männer, Frauen und Stefan Hirschauer. Undoing gender zwischen Praxeologie und rhetorischer Modernisierung	109
Anja Meister, Andrea Kindler- Röhrborn, Bettina Pfeleiderer	Deutsche biomedizinische Forschung: auf beiden Augen geschlechterblind?!	126

Tagungsberichte

Eva Maria Hinterhuber, Veronica Vasterling	Gender und Diversity Studies aus europäischen Perspektiven. Internationale Konferenz, 8. bis 10. Januar 2015, Hochschule Rhein-Waal, Kleve	136
Ulla Hendrix, Meike Hilgemann, Jennifer Niegel	Herausforderungen und Potentiale geschlechtsspezifischer Gesundheitsversorgung. 3. Bundeskongress Gender-Gesundheit vom 21. bis 22. Mai 2015 in der Landesvertretung Baden-Württemberg, Berlin	143

Rezensionen

Jette Hausotter	Gabriele Winker, 2015: Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft	149
Andrea Stänicke	Josch Hoenes, 2014: Nicht Frosch – nicht Laborratte: Transmännlichkeiten im Bild. Eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller Politiken	152
Ulrike Vogel	Renate Tobies/Annette B. Vogt (Hrsg.), 2014: Women in Industrial Research	154
Nicola Hille	Alina Bothe/Dominik Schuh (Hrsg.), 2014: Geschlecht in der Geschichte. Integriert oder separiert? Gender als historische Forschungskategorie	157

GENDER**Journal for Gender,
Culture and Society****Intellectual Women**

Jenny Bünnig, Barbara Holland-Cunz, Sigrid Metz-Göckel, Amrei Sander	Introduction	7
---	--------------	---

Essays

Regina-Maria Dackweiler	Female, feminist, intellectual: Paradox or taboo?	12
Nataša Pivec	Feminist thought(s) as dirty intellectuality: the case of Andrea Dworkin	31
Uta C. Schmidt	Interventional thinking – the historian Annette Kuhn in the German historical discourse since 1964	44
Jutta Hergenhan	Madeleine de Scudéry – an intellectual woman in early modern France	61
Lucyna Darowska	Milena Jesenská and Alice Rühle-Gerstel: Reconstructing social non-recognition	77

Essays: Open Part

Rhea Seehaus, Lotte Rose	The making of fatherhood – ethnographic results from antenatal institutions	93
Linus Westheuser	Men, women and Stefan Hirschauer. Undoing gender between praxeology and rhetorical modernization	109
Anja Meister, Andrea Kindler- Röhrborn, Bettina Pfleiderer	German biomedical research: Gender blind on both eyes?!	126

Conference Proceedings

Eva Maria Hinterhuber, Veronica Vasterling	Gender and Diversity Studies in European Perspectives. International conference, 8–10 January 2015, Rhine-Waal University of Applied Sciences, Kleve	136
Ulla Hendrix, Meike Hilgemann, Jennifer Niegel	Challenges and Potentials of Gender-Specific Health Care. Third Federal Congress Gender Health, 21/22 May 2015, Representation of Baden-Württemberg to the Federation, Berlin	143

Book Reviews

Jette Hausotter	Gabriele Winker, 2015: Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft	149
Andrea Stänicke	Josch Hoenes, 2014: Nicht Frosch – nicht Laborratte: Transmännlichkeiten im Bild. Eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller Politiken	152
Ulrike Vogel	Renate Tobies/Annette B. Vogt (Hrsg.), 2014: Women in Industrial Research	154
Nicola Hille	Alina Bothe/Dominik Schuh (Hrsg.), 2014: Geschlecht in der Geschichte. Integriert oder separiert? Gender als historische Forschungskategorie	157

Vorwort

Intellektuelle Frauen

Jenny Bünnig, Barbara Holland-Cunz, Sigrid Metz-Göckel, Amrei Sander

Viele Frauen, die wir Herausgeberinnen kennen und schätzen, sowie zahlreiche Frauen, die die Redakteurinnen, AutorInnen, GutachterInnen und LeserInnen der GENDER kennen und schätzen, sind hoch gebildet, akademisch etabliert oder auf dem Weg dahin. Sie sind politisch und sozial vielfältig engagiert und bereichern die gesellschaftliche Öffentlichkeit mit kreativen theoretischen und innovativen praktisch-politischen Ideen. Viele Frauen, die wir kennen und schätzen, haben elaborierte Theorien (nicht nur) im Feld der Geschlechterforschung vorgelegt und inspirieren unsere wissenschaftliche Arbeit mit komplexen Gesellschaftsanalysen und zukunftsweisenden Gesellschaftsbildern. Viele Frauen, die wir kennen und persönlich bewundern, engagieren sich mutig, geduldig und nachhaltig für ein besseres Leben in der deutschsprachigen, der europäischen und der globalen Welt. All diese außergewöhnlichen Frauen bringen das mit, was üblicherweise mit Intellektualität verbunden wird: hervorragende Bildung, starkes Engagement, öffentliche Sichtbarkeit, Kreativität und Brillanz, Mut zum Denken jenseits bekannter Wege, Unkonventionalität und persönliche Autorität, Leidenschaft für die Sache der Gesellschaftsveränderung, vielleicht sogar Charisma im klassischen Sinne Max Webers. Aber selbst wenn wir – höchst unwahrscheinlich – solche Frauen nicht persönlich kennen, sind unsere wissenschaftlich bearbeiteten „Heldinnen“ doch genau das: intellektuelle Frauen – ob Simone de Beauvoir oder Judith Butler, Virginia Woolf oder Hannah Arendt, Donna Haraway oder Susan Sontag.

Damit zeigt sich: Es gab und gibt weibliche Intellektuelle, es gab und gibt feministische Intellektuelle „en masse“. Frauen, die sich als solche begreifen, auch wenn sie sich in der Öffentlichkeit nicht (immer) so bezeichnen. Frauen, die denkerisch die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse erfassen und ihre Gedanken öffentlich formulieren. Frauen, die mit ihrem Denken und Handeln nicht immer oder selten die gewünschte Resonanz finden, in bestimmten Kreisen jedoch sehr wohl Wahrnehmung und Anerkennung erfahren.

Nichts leichter also, als dies endlich zu einem Schwerpunktthema zu machen, dachten Redakteurinnen und Herausgeberinnen im Frühjahr des vergangenen Jahres!

Nehmen wir zum Beispiel Simone de Beauvoir, die im Call for Papers für dieses Heft als emblematische Intellektuelle angesprochen wird. Beauvoirs theoretische Arbeit hat Generationen von Feministinnen gesellschaftskritisches Denken gelehrt und zu scharfen Analysen patriarchaler Herrschaft angeleitet. Ihr schriftstellerisches Werk gehört zu den wichtigen literarischen Arbeiten des 20. Jahrhunderts, die Existenzphilosophie ist ohne sie nicht zu verstehen; aber auch ihr Lebensweg weckt Interesse und Neugier, sie und ihr intellektuelles Umfeld haben Frankreich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wesentlich geprägt, die Liebes- und Lebensbeziehung zwischen Beauvoir und Sartre wirkte vorbildhaft für nicht wenige Paare der Generation der Protestbewegungen; Beauvoirs politisches Engagement hat die Neue Frauenbewegung in Westeuropa und Nordamerika mitinitiiert, unterstützt und vorangetrieben. Der Feminismus der Second Wave ist ohne Beauvoir undenkbar; sein berühmtester, meist zitierter Satz stammt aus ihrer Feder.

Oder denken wir an Judith Butler, die die feministische Theoriegeschichte der vergangenen zwei Jahrzehnte entscheidend bestimmt hat. Seit dem Erscheinen von *Gender Trouble* vor 25 Jahren faszinieren die Komplexität ihres Denkens, das Ungewöhnliche ihrer Perspektive, die Abkehr von den bekannten theoretischen Pfaden; aber auch die Würdigung Butlers im politiktheoretischen Mainstream durch akademische Preise und die Art, wie Butler dies in ihrer Person widerzuspiegeln und persönlich zu verkörpern scheint, begeistern WissenschaftlerInnen seit vielen Jahren (vgl. ganz aktuell Gauthier 2015).

Bei der Betrachtung nur dieser beiden prototypischen (weiblichen) Intellektuellen fallen Gemeinsamkeiten auf, die jenseits theoretischer Differenzen bedeutsam sind. Sowohl Beauvoir als auch Butler bezeugen in Werk und Biografie, dass unangepasstes, widerständiges, provozierendes Denken und Handeln – gegen den gesellschaftlichen Mainstream der jeweiligen Zeit – öffentlich einflussreich werden und vielfach Zustimmung evozieren können. Erfolg und Anerkennung gibt es keineswegs nur für Personen, die dem herrschenden Zeitgeist getreulich folgen, sondern vermutlich mehr noch für Persönlichkeiten, die sich dem Geist ihrer Epoche oder ihres Umfelds entziehen oder gar widersetzen. Öffentliches Gehörtwerden, öffentliche Wirkmächtigkeit zeichnen prominente Intellektuelle aus, Prominenz scheint ein wichtiges Attribut der Zuschreibung von Intellektuellen zu sein. Dass sich dem Mainstream zu widersetzen jedoch auch mit erheblichen, sogar existenziellen Risiken verbunden sein kann, zeigt der Beitrag von *Lucyna Darowska* in diesem Schwerpunkt. Am Beispiel von Milena Jesenská und Alice Rühle-Gerstel gibt die Autorin Einblick in die verhängnisvollen Konsequenzen des „Gegen-Denkens“ und „Gegen-Handelns“ – für diese beiden Frauen und für deren Bewertung in der Öffentlichkeit.

Denn Wirkmächtigkeit ist immer auch abhängig von verschiedenen politischen, gesellschaftlichen und sozialen Faktoren und Anerkennung auch eine Frage der Definitionsmacht, die es damit in der Auseinandersetzung stets zu kontextualisieren und zu reflektieren gilt.

Wir alle in Wissenschaft und Politik erleben intellektuelle Frauen also in unmittelbar persönlicher oder mittelbar wissenschaftlicher Begegnung. Angesichts dieses alltäglichen, selbstverständlichen Umgangs mit der Intellektualität von Frauen war die Erwartung der Redakteurinnen und Herausgeberinnen, dass für das vorliegende Heft eine Fülle von Einreichungen aus allen Feldern und Strömungen der scientific community eingehen würde. *Nichts leichter also*, so die ursprüngliche Perzeption, als die „Heldinnen“ der täglichen wissenschaftlichen Arbeit sorgfältig in den Blick zu nehmen, ihre Stärken hervorzuheben oder lange gehegte Kritik zu formulieren, akademische und außerakademische Wege nachzuzeichnen und biografische Besonderheiten zu bedenken, die Relation zu Frauenbewegung und Mainstream-Öffentlichkeit zu analysieren, Einflüssen und Wechselwirkungen nachzuspüren, Denkbewegungen herauszuarbeiten, Brillanz und Außeralltäglichkeit (wiederum Max Weber) derjenigen zu würdigen, die uns immer wieder und immer aufs Neue anregen. In welcher Weise sind diese außergewöhnlichen Frauen Vorbilder, Leitbilder, Ikonen der allgemeinen gesellschaftlichen oder „nur“ der feministischen Öffentlichkeit, sind sie gar als Genies zu titulieren? Und wie verbinden sich diese als männlich apostrophierten Bezeichnungen mit Erotik, Mutterschaft, Emotionalität oder/und sozialer Weiblichkeit? Gibt es eine gleichsam spezifisch weibliche Intellektualität?

Nichts leichter also, so schien es, als „Intellektuelle Frauen“ zu einem Heftschwerpunkt zu machen ... Das Thema erwies sich jedoch als sehr viel weniger „leicht“, eingängig und zugänglich als angenommen. Der tägliche Umgang mit „intellektuellen Frauen“ bereitet offenbar nicht auf eine angemessene Analyse vor. Tatsächlich war kein Themenschwerpunkt von GENDER bislang vergleichbar schwer zu bearbeiten; umso dankbarer sind wir den Autorinnen und Gutachterinnen dieses Schwerpunkts.

Der Beitrag von *Regina Dackweiler*, der sich ausdrücklich dem Unausgesprochenen bzw. den „Sagbarkeiten“ des Themas widmet, veranschaulicht diese zutage getretenen Schwierigkeiten in besonderer Weise. Dackweiler geht davon aus, dass die Codierung der Figur *des* Intellektuellen mit Männlichkeit, Einzigartigkeit, Öffentlichkeit, Geist und Protest die Diskussion und Erforschung intellektueller Frauen verhindert hat, ja geradezu verhindern musste. *Nataša Pivec* geht in ihrer Untersuchung den umgekehrten Weg, indem sie sich einer radikalfeministischen Intellektuellen – Andrea Dworkin – annimmt, die in ihrem öffentlichen Bild alle klassischen Vorstellungen von Intellektualität „beschmutzt“: Dworkin ist ganz anders, sie ist wütend und fett und damit alles andere als akzeptabel für jede heroische oder sittsame Verkörperung von Intellektualität. Um eine besondere Form des Denkens, nämlich das „Eingreifende Denken“ der Historikerin Annette Kuhn, geht es im Aufsatz von *Uta C. Schmidt*. In der Zusammenführung einer biografischen Herangehensweise sowie zeitgeschichtlicher und wissenssoziologischer Perspektiven nähert sie sich den Spuren dieses Denkens von Annette Kuhn an. Dabei gelingt es ihr, Denkbewegungen, aber auch Handlungskonstellationen seit den 1960er Jahren zu erschließen und zu zeigen, wie sich Annette Kuhn in die zeitspezifischen Deutungskämpfe um historisches Lernen eingeschrieben hat. Während Dworkin und Kuhn Intellektuelle des 20. Jahrhunderts waren bzw. sind und sich in die gesellschaftspolitischen Diskussionen vor allem der 1960er, 1970er und 1980er Jahre energisch und nicht selten provozierend einbrachten, richtet *Jutta Hergenhan* in ihrem Beitrag den Blick weiter zurück – ins Frankreich des 17. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt steht dabei die Schriftstellerin Madeleine de Scudéry, die sich nicht nur in ihrer literarischen Tätigkeit, sondern auch in ihren persönlichen Lebensentscheidungen mit der Ungleichheit zwischen Frauen und Männern auseinandersetzte und als Salonbetreiberin eine gewisse „Strahlkraft“ innerhalb ihrer Kreise, aber auch darüber hinaus besaß. Kämpfe um Deutungs- und Definitionsmacht, die im Zusammenhang mit öffentlicher Wirkmächtigkeit eine wichtige Rolle spielen, sind auch für den Beitrag von *Lucyna Darowska* von zentraler Bedeutung, der sich mit Mechanismen und auch Konsequenzen von Nicht-Anerkennung beschäftigt. Die Autorin widmet sich dabei zwei bedeutenden Intellektuellen des 20. Jahrhunderts, die bis heute nur wenig Würdigung erfahren haben. Am Beispiel von Milena Jesenká und Alice Rühle-Gerstel identifiziert Darowska Momente, die eine anerkennende Rezeption dieser beiden Autorinnen und Aktivistinnen verhindert haben und bis heute verhindern.

Im Gegensatz zu unserer offensichtlich naiven Ausgangsvorstellung stehen wir, so das Fazit am Ende der Arbeit, eher am Beginn als in der Mitte oder gar am Ende eines Diskussions- und Forschungsprozesses. Viele Fragen sind offen geblieben, oder, besser gesagt, überhaupt erst in den Blick geraten: Ist Intellektualität ein Konzept, das für Frauen überhaupt denkbar ist, oder handelt es sich vielmehr um ein Konzept, das sich ideenhistorisch und -politisch ausschließlich mit Männlichkeit verbinden lässt? Be-

fassen sich Frauen selbst „ungern“ damit, weil es in ihre identitätsbezogenen Selbst- und Fremdbilder weder positiv noch bruchlos integrierbar ist? Sind Erfolg, Anerkennung und Prominenz entscheidende Faktoren für die Wahrnehmung oder Zuschreibung von Intellektualität – und verhindert der systemische Mangel öffentlicher Wirkmächtigkeit die Erkennbarkeit weiblicher Intellektueller?

Am Schluss haben wir jedoch nicht nur zahlreiche offene Fragen, sondern auch einige Thesen, die sich aus der Heft-Arbeit ergeben; sie könnten für die weitere Diskussion hilfreich sein:

- Selbstbezeichnungen als „intellektuelle Frau“ sind ideenhistorisch bisher kaum nachzuweisen; offensichtlich werden solche Aussagen als (zu) anmaßend empfunden. Frauen schreiben sich öffentlich nicht selbst geistige Autorität und öffentliche Wirkmächtigkeit zu.
- Fremdbezeichnungen im Sinne einer anerkennenden Würdigung der Arbeit anderer Frauen sind ebenfalls rar. Dafür liegt vor allem eine Erklärung nahe: Die kollektiven Grundwerte des Feminismus und die Position der Intellektuellen als einer einzelnen, herausgehobenen, außergewöhnlichen Persönlichkeit scheinen sich zu widersprechen. Fremdzuschreibungen als Intellektuelle dürften deshalb politisch als unangemessen betrachtet werden.
- Professionelle wissenschaftliche Arbeit in akademischen Institutionen und Intellektualität von Frauen werden höchst selten miteinander verbunden; dies gilt auch für die Geschlechterforschung. Akademische Meriten erzeugen auch hier keine Zuschreibung von Intellektualität. Aktuelle Historisierungen verfolgen die Lebens- und Arbeitswege von „Professorinnen“ (vgl. ganz aktuell Bock 2015). Öffentliche Wirkmächtigkeit scheint gegenüber geistiger Autorität das bedeutendere Kriterium für „Intellektualität“ zu sein.
- Die Relation zwischen „weiblicher“ und feministischer Intellektualität bleibt ungeklärt; auffällig ist jedoch, dass die wenigen Frauen, die – wenn überhaupt – unter „Intellektualität“ rubriziert werden, zumindest mit dem Feminismus sympathisieren. Hannah Arendt ist jedoch *die* Ausnahme.

Es zeigt sich: Es gab und gibt weibliche Intellektuelle, es gab und gibt feministische Intellektuelle „en masse“. Doch eine (wissenschaftliche) Auseinandersetzung scheint nach wie vor problematisch – und sollte gerade deshalb weiter energisch und entschlossen vorangetrieben werden.

Literatur

- Bock, Ulla. (2015). *Pionierarbeit. Die ersten Professorinnen für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen 1984-2014*. Frankfurt/New York: Campus.
- Gauthier, Francois. (2015). Das Unbehagen der Geschlechter und die Größe einer Philosophin, *femina politica*, (1), 139–144.

Offener Teil

Im Offenen Teil dieser Ausgabe widmen sich *Rhea Seehaus* und *Lotte Rose* Geschlechterungleichheiten in Familien. Aus einer praxeologischen Perspektive untersuchen sie natale Spezialinstitutionen und zeigen auf, wie bereits in den Praxen dieser Institutionen ungleiche Geschlechterverhältnisse zwischen den Eltern hergestellt werden. *Linus Westheuser* rekonstruiert in seinem Beitrag Stefan Hirschauers Konzept des *undoing gender*. Indem er dieses mit empirischen Befunden konfrontiert, arbeitet er nicht nur dessen Impulse für eine praxeologische Geschlechtersoziologie heraus, sondern setzt sich vor allem kritisch mit der Tragfähigkeit von Hirschauers Annahmen zu institutioneller Einbettung, Wandel und Politik der Geschlechter auseinander. Im Aufsatz von *Anja Meister*, *Andrea Kindler-Röhrborn* und *Bettina Pfeleiderer* geht es um die Integration der Geschlechterperspektive in die biomedizinische Forschung. Anhand von anonymen Umfragen und der Analyse von Veröffentlichungen gehen die Autorinnen der Frage nach, ob und inwieweit ein Geschlechterbewusstsein in den biomedizinischen Förderorganisationen, Fachgesellschaften und Fachzeitschriften verbreitet ist.

Die Ausgabe wird durch Berichte über den 3. Bundeskongress Gender-Gesundheit „Herausforderungen und Potentiale geschlechtsspezifischer Gesundheitsversorgung“ in Berlin und die internationale Konferenz „Gender and Diversity Studies in European Perspectives“ in Kleve sowie durch vier Besprechungen aktueller Neuerscheinungen aus der Frauen- und Geschlechterforschung abgerundet.

Schwerpunkt

Regina-Maria Dackweiler

Weiblich, feministisch, Intellektuelle: Paradoxie oder Tabu?

Zusammenfassung

Der Beitrag geht der Frage nach den Gründen für die anhaltend zu konstatierende Leerstelle weiblicher bzw. feministischer Intellektueller in der Historiografie und Soziologie der Intellektuellen nach. Hierfür wird von einem Spannungsfeld ausgegangen, das sich aus den Dimensionen von Anerkennung, Definition, (Selbst-)Autorisierung sowie Zugehörigkeit zu dieser Sozialfigur konstituiert. Mit Blick auf den Entstehungszusammenhang der Neuen Frauenbewegung sowie im Rückgriff auf feministische Erklärungsansätze und die Intellektuellentheorien von Bourdieu und Gramsci werden das Paradox der weiblichen bzw. das Tabu der feministischen Intellektuellen herausgearbeitet. Auf der Grundlage einer Skizze der frühen politischen Ideen der Neuen Frauenbewegung wird abschließend eine veränderte Genealogie der Intellektuellen in der Bundesrepublik Deutschland gefordert.

Schlüsselwörter

Intellektuelle, Neue Frauenbewegung, Intellektuellentheorie, Bourdieu, Gramsci

Summary

Female, feminist, intellectual: Paradox or taboo?

This article examines why female and feminist intellectuals are still not included in the historiography and sociology of intellectuals. The assumption is that there is an area of tensions related to this social role based on the dimensions of recognition, definition, authorization and belonging. In view of the origins of the second women's movement and taking recourse to explanatory approaches to feminist theorists and to Bourdieu's and Gramsci's social theories of intellectuals, it is possible to elaborate the paradox of the female and the taboo of the feminist intellectual. Based on a draft of the early political ideas of the second women's movement, the article calls for a new genealogy of intellectuals in Germany.

Keywords

intellectuals, second women's movement, social theory of intellectuals, Bourdieu, Gramsci

*„Über ihre Klasse denkt die männliche
Intelligenz gerne nach. Die Frage des
Geschlechts überlässt sie lieber den
feministischen Intellektuellen.“
Purtschert (2005)*

Neben den Ikonen Hannah Arendt und Susan Sontag finden sich in einschlägigen geistes-, politik- und sozialwissenschaftlichen Monografien und Sammelbänden zu Intellektuellen kaum einmal Frauen, welchen dieser Status zuerkannt wird. Auch scheint die seit den 1970er Jahren durch feministische Wissenschaftlerinnen betriebene Rückbesinnung auf bzw. Wiederentdeckung von Frauen und deren Werken in Geschichte, Politik, Kunst und Kultur nicht dazu beizutragen, jene als Intellektuelle zu thematisieren. Eine Charakterisierung als feministische Intellektuelle kommt fast ausnahmslos Simone de Beauvoir

zu, die häufig genug in einem Atemzug mit Jean-Paul Sartre genannt wird, um – die Vermutung sei erlaubt – so als Teil des schillerndsten heterosexuellen Paares der existenzialistischen Szene Frankreichs ihrer scharfen patriarchatskritischen Analyse zum „zweiten Geschlecht“ (Beauvoir 2010 [1949]) ein wenig die Spitze zu nehmen. Auch mit Blick auf die großen Emanzipationsbewegungen der alten Bundesrepublik Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gilt es zu konstatieren, dass weder die Autor_innen der Bücher zum 40. Jubiläum der 68er-Revolution bzw. „Studenten“-Bewegung die hier beteiligten Akteurinnen als Intellektuelle thematisieren noch Publikationen zur Neuen Frauenbewegung existieren, die deren Protagonistinnen als Intellektuelle ansprechen. So lässt sich konstatieren, dass die Sozialfigur der intellektuellen Frau, im Sinne des weiblich verkörperten, angerufenen und (selbst)identifizierten Subjekts, und mehr noch die der feministischen Intellektuellen, d. h. derjenigen, die, gestützt auf politische Theorien der gesellschaftlich organisierten Geschlechterverhältnisse, einen „grundlegenden Wandel der sozialen und symbolischen Ordnung – auch in den intimsten und vertrautesten Verhältnissen der Geschlechter – anstrebt und gleichzeitig Deutungen und Argumente zu ihrer Kritik anbietet“ (Gerhard 2009: 7), anhaltend eine Leerstelle in der Historiografie und Soziologie der Intellektuellen darstellt.¹

Doch warum bleiben bis heute politisch sich öffentlich einmischende Wissenschaftlerinnen, Autorinnen und Künstlerinnen auch und gerade aus dem Umfeld der Außerparlamentarischen Opposition (APO), des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) und der sich hier entwickelnden Neuen Frauenbewegung in den einschlägigen soziologischen, politik- und geschichtswissenschaftlichen Publikationen über Intellektuelle der 68er-Bewegung und deren Gefolge fast ausnahmslos ungenannt und damit in ihrer Bedeutung für „1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur“ (Kraushaar 2000) unerkannt? Warum scheint es so schwierig, sich als „denkende Frau zu entwerfen und zu autorisieren“ (Maurer 2009: 130)? Weshalb sprechen prominente Protagonistinnen der Neuen Frauenbewegung von sich selbst nicht als feministische Intellektuelle, die über die Fähigkeit und den Willen verfügen, das politische Projekt des Feminismus, dessen Botschaften, Sichten, Haltungen und Ideen in der Öffentlichkeit und für eine Öffentlichkeit im eigenen Namen zu (re)präsentieren? Und warum finden sich bislang im Rahmen auch der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung nur spärliche Bemühungen, die Definition, Funktion und Wirkung weiblicher bzw. feministischer Intellektueller zu diskutieren und das offenbar kompliziertere (Selbst-)Verhältnis von Intellektualität und Weiblichkeit aufzuklären? Denn auch für die intellektuelle Frau, gar die feministische Intellektuelle gilt: „Die Bestimmung des Intellektuellen ist eine Selbstbestimmung“ (Demirovic 1992: 56).

Im folgenden Beitrag soll der Versuch unternommen werden, aus feministischer Perspektive diese Fragen als *ein Spannungsfeld* von Anerkennung und Missachtung, von (Selbst-)Definition und (Selbst-)Autorisierung, Zugehörigkeit sowie Marginalisierung und Ausschluss aus dieser sozialen Gruppe systematischer auszuleuchten. Hierfür

1 Eine erste Ausnahme stellt der Sammelband der Historikerin Ingrid Gilcher-Holtey (2015) dar, der auf einer Tagung des Bielefelder Zentrums für Interdisziplinäre Forschung beruht und neben Arendt, Beauvoir und Sontag u. a. Judith Butler, Angela Davis und Rossana Rossanda als „eingreifende Denkerinnen“ diskutiert. Zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Beitrags war der Band noch nicht im Buchhandel verfügbar.

möchte ich in einem ersten Schritt im Rekurs auf feministische Begründungsversuche zur Leerstelle der weiblichen Intellektuellen das Paradoxe dieser Sozialfigur herausarbeiten (1.). In einem zweiten Schritt soll zum einen unter Bezugnahme auf einflussreiche Definitionen und Funktionsbestimmungen der Intellektuellen und auf der Grundlage eines Schlaglichts auf den Entstehungszusammenhang der Neuen Frauenbewegung die Leerstelle der feministischen Intellektuellen als ein gegenwartsmächtiges Tabu der Konstitutionsphase dieser Emanzipationsbewegung entziffert werden. Zum anderen wird unter Rückgriff auf die Intellektuellentheorie von Antonio Gramsci die These vorgestellt, dass es zur Analyse der spezifischen Sozialfigur der feministischen Intellektuellen einer erweiterten Definitions- und Funktionsbestimmung bedarf, konkret der Konzeption der kollektiven, „organischen“ Bewegungsinellektuellen (2.). Auf dieser Grundlage wird in einem dritten Schritt mittels der Skizze der frühen politischen Ideen der Neuen Frauenbewegung zu individueller Autonomie und einer herrschaftsfreien Organisation der Geschlechterverhältnisse im Öffentlichen und Privaten eine veränderte Genealogie der Intellektuellen in der Bundesrepublik Deutschland eingefordert (3.).

Bei allen drei Schritten gilt es zu bedenken, dass die Auseinandersetzung mit der Leerstelle der weiblichen bzw. feministischen Intellektuellen auch eine Selbstbefragung impliziert. Denn die Intellektuellensoziologie betreibende Gesellschaftswissenschaftlerin ist mit ihrer ganzen Person, d. h. der biografischen Gemengelage aus Erfahrungen, Höhe- und Tiefpunkten, Leidenschaften und „persönlichen Traumatisierungen“ (vgl. Eßbach 2013: 22) – mithin auch der eigenen vergeschlechtlichten Subjektivierung –, Teil eben jenes sozialen Feldes, das sie untersucht. Daher bedarf es einer selbstreflexiven Positionierung sowohl zur hier verfolgten Paradoxie bzw. zu dem Tabu als auch zur feministischen politischen Theorie und Bewegung, also eines Selbstverhältnisses zu den konturierten Spannungsfeldern.

1 Die weibliche Intellektuelle: ein Paradox?

Die (politische) Geschichtsschreibung des „Jahrhunderts der Intellektuellen“ ist eine, die weitgehend ohne Frauen, d. h. in der Regel als Gruppenbild mit Dame, sprich mit der fotogenen Simone de Beauvoir auf dem Buchcover neben Sartre auskommt (vgl. Winock 2003). Wenn überhaupt einmal die Frage nach den Ursachen für die ausbleibende Zurkenntnisnahme von weiblichen Intellektuellen aufgeworfen wird, die auch als deren Verleugnung zu verstehen ist, werden sozialpsychologische, philosophische, politiktheoretische, soziologische und (kultur)historische Erklärungsmuster hierfür ins Spiel gebracht.

So sieht die Literaturwissenschaftlerin Barbara Vinken die Wurzeln dieser Verleugnung in einer *gender anxiety* gegenüber der die Grenzen des Privaten überschreitenden, öffentlich denkenden, schreibenden und sprechenden Frau durch Männer, die ihre „Männlichkeit verteidigen“. Die Angst vor der öffentlichen Frau, so Vinken, ist der Grund, weshalb entgegen aller juristischen Gleichheit der Geschlechter „die Lufthoheit im Geistigen de facto weiter bei den Männern liegt“ (Vinken 2010: 14). Für die österreichische Politikwissenschaftlerin Eva Kreisky spielt die geschlechtlich codierte Tren-

nung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit eine Hauptrolle für ihre Beobachtung, dass Intellektuelle weiterhin annähernd ungebrochen „ein Typus mit Geschlecht“ (Kreisky 2000: 38, Hervorh. i. O.) – nämlich des männlichen sind. Für Kreisky (2000: 42) ist es „die weitgehend ungebrochene maskuline Hegemonie in der Sphäre der Öffentlichkeit“, aufgrund derer die weibliche Intellektuelle als „diskursiv annähernd nichtexistent“ betrachtet werden muss.

Die Philosophinnen Astrid Deuber-Mankowsky und Ursula Konnertz beantworten sich selbst die Frage, was es Frauen in Deutschland in den 1940er und 1950er Jahren verunmöglichte, zu „einer solch überragenden Intellektuellen“ zu werden wie die Französin Simone de Beauvoir in der Vierten Republik, mit der „Zäsur durch den Nationalsozialismus“ (Deuber-Mankowsky/Konnertz 1999: 3).² Anschlussfähig hieran argumentiert die Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun im Gespräch mit der Journalistin Susanne Mayer (2009): Von Braun verortet die Gründe für den weiblichen „Nichtintellektualismus“ in Deutschland im Weiblichkeitsbild der 1950er Jahre, das sich im Ensemble von Gattin und Hausfrau zur „aufopferungsvollen Weiblichkeit“ verdichtet habe und Frauen in der Rolle als Intellektueller ein Skript versagte. Zudem ist das Drehbuch des Intellektuellen – so die britische Soziologin Mary Evans – historisch ein vom männlichen Habitus durchwirktes und sei geradezu in Opposition zu Weiblichkeitsstereotypen konstruiert (Evans 2009: 30).

Die Herausgeberinnen der Europäischen Fachzeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft *L'Homme*, Brigitte Mazohl-Wallnig und Herta Nagl-Docekal (1991: 3), benennen die für Frauen in „doppelter Hinsicht verhängnisvolle“ Verengung des Intellektuellenbegriffs zum Synonym für Akademiker_innen im Zuge der Ausbildung der ExpertInnenkultur des 20. Jahrhunderts als Ursache für das sodann nahezu ausschließlich von Männern bestimmte Bild der „Intelligenz“ und als Basis für die sukzessive Verdrängung „intellektueller Frauen aus der Geschichte der Intellektuellen“. Diesen grundlegenden Zusammenhang von Wissenschafts- und Intellektuellenverständnis reflektierte die Literaturwissenschaftlerin Marianne Schuller bereits in den frühen 1980er Jahren aus einer an der Machttheorie Foucaults sowie der Psychoanalyse Freuds und Lacans orientierten Perspektive und rückt den „äußerst labilen, kaum ausgebildeten Kreis weiblicher Intellektueller“ (Schuller 1984: 15) in den Mittelpunkt ihres Interesses. Schuller argumentiert, dass in einer patriarchalen Kultur, in welcher sich der Vater als symbolische Machtinstanz, d. h. als Statthalter der Macht, Herr der Sprache und der Rede, des Wissens und sozialen Gesetzes, hervorbringe, männliche Identität über den Intellektualisierungsprozess auf genuine Weise stabilisiert werde, da sie sich über die Ebenbildlichkeit mit dem Vater konstituiere, während sich die weibliche als die „inferiorisierte Andere“ (Schuller 1984: 14) darstellen müsse. Hieraus resultiere nicht nur ein geschlechtsspezifisches Verhältnis zur Macht, sondern auch zur Intellektualität, die sich gegenüber der „patriarchalen Weiblichkeitskodierung“ (Schuller 1984: 15) als etwas „Fremdes“ darstelle, sodass intellektuelle Frauen ohne kulturelle Muster auskommen

2 An dieser Stelle von ihnen nicht weiter ausgeführt, gilt es hier einerseits der Vertreibung und Vernichtung linker, jüdischer intellektueller Frauen zu gedenken, andererseits das völkisch-rassistische Weiblichkeitsbild der ‚arischen Mutter‘, also das NS-Ideal weiblicher Pflichterfüllung, Opferbereitschaft, Leidensfähigkeit und Selbstlosigkeit für Familie und Volksgemeinschaft als Argumentationsrahmen hinzuzuziehen, um diese „Zäsur“ hinsichtlich weiblicher Intellektueller zu plausibilisieren.

müssten. Jenseits des individuellen Erlebens hat nach Schuller „Intellektualität für die weibliche Identität den Status einer im emphatischen Sinne verstandenen Gabe [...]. Sie wird den Frauen ge- oder verabreicht wie die Oblate aus der Hand des Priesters“ (Schuller 1984: 16). Weil aufgrund ihres Geschlechts als ein ihnen nicht zustehendes Geschenk betrachtet, behandelten Frauen Intellektualität als ein „ganz und gar kostbares Gut“ (Schuller 1984: 16). Für Schuller „versteht es sich von selbst“, dass der Prozess der Intellektualisierung eine Bedrohung der weiblichen Ich-Stabilität darstellt und nach Sicherungssystemen verlangt, was wiederum der Grund dafür sei, dass sich Frauen auf ebenso extreme wie außerordentliche Weise auf die von „Männern ausgetragenen Rituale der Anerkennung“ verwiesen sehen, über welche Macht wiederum wesentlich funktioniere: „Ihre Stabilisierung, die individuell durchaus glücken kann, verläuft also über den Ausbau jener Macht, die den Grund für die Instabilisierung bildet“ (Schuller 1984: 16).

Für die hier verfolgte Systematisierung des Spannungsfelds um die Dimensionen Anerkennung, Definition, Autorisierung und Zugehörigkeit weiblicher Intellektueller als jene, die öffentlich zu Debatten ihrer Zeit Position beziehen oder diese anstoßen und ihre Fähigkeiten in den Dienst einer Idee oder einer Streitfrage stellen (vgl. Rochefort 2001: 6f.), erweist sich eine transdisziplinäre Zusammenschau der skizzierten Zugänge als sinnvoll, lassen sich doch sodann vier miteinander verschränkte, einander bedingende und wechselseitig sich verstärkende Motive aus den skizzierten Erklärungsansätzen feministischer Autorinnen unterschiedlicher disziplinärer Provenienz für die Leerstelle der weiblichen Intellektuellen herausarbeiten:

Erstens die mit den bürgerlichen Revolutionen konstituierte, bis in die Gegenwart hineinwirkende, geschlechtlich codierte Trennung von öffentlicher und privater Sphäre. Diese gilt es als Grundstein einer Geschlechter hierarchisierenden Arbeitsteilung von öffentlich-männlicher Erwerbsarbeit und Politik – assoziiert mit Geld und Macht – versus privat-weiblicher Beziehungs- und Versorgungsarbeit – assoziiert mit Liebe – in der bürgerlichen, industriekapitalistischen Gesellschaft zu lesen. Zugleich ging in Deutschland bis November 1918 mit dieser Sphärentrennung der legale Ausschluss von Frauen aus dem Status des *citoyen* einher. Denn dieser muss gemäß den klassischen liberalen Vertragstheorien über Eigentum und Stimmrecht verfügen, um so in der Lage zu sein, nicht nur ein partikulares, sondern ein universales Interesse, einen „Gemeinwillen“ auszudrücken (vgl. Rousseau 1977: 75ff.). Der historisch doppelt gesicherte Ausschluss von Frauen aus der Öffentlichkeit macht die politisch denkende und sich engagierende, also die sich hör- und sichtbar machende Frau unter den geistig und künstlerisch Tätigen offenbar noch in den 1990er Jahren im kollektiven Gedächtnis zu einem be- und hinterfragungswürdigen „Zauberwesen“ (Wülfing 1994: 57).

Zweitens nachklingende sowie anhaltend wirkmächtige Geschlechterideale und Geschlechterstereotypisierungen. Seit dem späten 18. Jahrhundert als komplementäre weibliche und männliche „Geschlechtscharaktere“ (Hausen 1976) ausformuliert, untermauerten diese die Sphärentheorie im Rekurs auf natürliche Wesenseigenschaften, wie häuslich versus öffentlich, emotional versus rational bzw. passiv versus aktiv. Unter tätiger Mithilfe der strukturfunktionalen Sozialtheorie Talcott Parsons in den 1950er und 1960er Jahren erneut zugespitzt, gruppieren sich die Weiblichkeitsbilder der nach dem Zweiten Weltkrieg re-traditionalisierenden symbolischen Geschlechterordnung

um emotional-sorgende und bescheiden-hingebungsvolle Gattinnen- und Mutterbilder. Werden diese Bilder im Rahmen der Theorie einer „emphasized femininity“ (Connell/Messerschmidt 2005: 848) gelesen, die durch kooperatives und zustimmendes Verhalten gegenüber der Geschlechterhierarchie bestimmt ist, führt ein selbstbewusstes und engagiertes, öffentlich-politisches Auftreten und Eingreifen als intellektuelle Frau, also die Aufkündigung der Konformität mit der Nachrangigkeit und Unterordnung des „zweiten Geschlechts“, zu sozialer Abwertung, Ausblendung und Ausgrenzung. Oder anders formuliert: Die Intellektuelle stellt in der symbolischen Geschlechterordnung und mit Blick auf „hegemoniale Weiblichkeit“ (vgl. Stückler 2013: 117), d. h. die Hierarchisierung von Weiblichkeiten, einen sich widersetzenden und für beide Geschlechter ebenso verunsichernden wie bedrohlichen Typus dar.

Drittens die Bestimmung des Intellektuellen als intelligenter, akademisch gebildeter Mensch. Dieses Grundverständnis bedingte historisch zunächst die institutionelle Nicht-Existenz der ‚weiblichen Intellektuellen‘ qua Ausschluss vom Hochschulstudium bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts, mithin auch vom Promotions- und Habilitationsrecht. Solchermaßen Intellektualität rechtlich als den Männern vorbehaltenen Raum ausgestaltend, in welchem sie unter ihresgleichen die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997: 203) austragen, fungiert die Rede über und Praxis von Intellektuellen zugleich als Konstruktionsort des männlichen Habitus. In diesen ist nach Pierre Bourdieu (1997: 215) die „libido dominandi“ des Mannes eingeschrieben, „als Wunsch, die anderen Männer zu dominieren, und sekundär, als Instrument des symbolischen Kampfes, die Frauen“. In dieser „Domäne männlichen Gestaltungswillens“ (Meuser 2001: 5) spielt neben akademischer Ausbildung und geistiger Tätigkeit, sprich Kompetenz, wesentlich auch eine maskulinistisch überformte Performanz, wie Körpersprache, Kleidung, Lebensstil und Umgangsformen eine Rolle. Jene verleiht der weiblichen Intellektuellen nach Aufhebung ihres Zutrittsverbots zur Akademie eine prekäre Position, ist sie doch auch mit Problemen der glaubwürdigen ‚Verkörperung‘ ihres denkenden Eingreifens aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit konfrontiert: Wenn zum sozialen Typus des Intellektuellen das *doing masculinity* gehört, führt das Auftreten der weiblichen Intellektuellen im Zuge der intersubjektiven Validierung von Gender in der virilen, agonalen Geistes-Arena zu Irritationen aller Beteiligten oder sie wird als „nicht satisfaktionsfähig“ (vgl. Frevert 1991) marginalisiert.

Viertens der moderne Entwurf von Vernunft, (wissenschaftlichem) Wissen und Intellektualität als das „Andere“ der Weiblichkeit. Die weibliche Intellektuelle, ausgestattet mit den ‚väterlichen‘ Insignien, erfährt diesen Status als destabilisierend, weil es sich um eine ebenso wertvolle wie ihrem Geschlecht nicht eignende und daher gefährliche „Gabe“ handelt. So ringt sie, um den Preis der Anpassung, um Anerkennung in den ernstesten Spielen der Männer um Deutungsmacht, ohne deren Regeln und Konstitutionslogik in Frage stellen zu können. Doch gehört zum Rollenmodell der Intellektuellen die machtkritische Position, d. h. der Kampf gegen Formen der Macht in der Ordnung des Wissens, des Bewusstseins und des Diskurses bzw. die Etablierung einer Gegenmacht im jeweiligen Feld (vgl. Gilcher-Holtey 2013: 42ff.). So kollidiert der zur Stabilisierung notwendige Kampf um Anerkennung im sozialen Feld der Intellektuellen mit deren zentralem Rollenverständnis, unterläuft mithin Funktion und Selbstverständnis dieses öffentlichen Wesens in seiner weiblichen Gestalt.

Angesichts dieser *vier interdependenten Motivstränge* erscheint die soziale Figur der weiblichen Intellektuellen als eine Paradoxie, mit welcher die Leerstelle zu erklären wäre: Ihre Existenz als kritisch-intervenierende Akteurin in der politischen Öffentlichkeit ist anhaltend durchwoben von widersprüchlichen, historisch nachwirkenden und institutionalisierten Erwartungen, Zumutungen und Behauptungen einer hierarchischen symbolischen Geschlechterordnung, deren strukturelle Fundamente auch gegenwärtig weder vollständig transformiert noch hinreichend destabilisiert sind. Diese Paradoxie scheint nicht nur in Deutschland zu bestehen, da sich z. B. in Frankreich (trotz oder gerade wegen der emblematischen Figur Simone de Beauvoir?) oder in England seit den späten 1990er Jahren Bemühungen auf eine Historiografie weiblicher Intellektueller richten (vgl. Evans 2009; Racine/Trebitsch 2004; Rochefort 2001). Und auch in den USA ist dieses Spannungsfeld aktuell auffindbar, rückt doch die prominente US-amerikanische Intellektuelle Siri Hustvedt (2015) in ihrem jüngsten Roman, entgegen aller Rede über die errungene Geschlechteregalität, weibliche Intellektualität in vielfachen Anspielungen und Verweisen in den Ruch der „Monströsität“, welcher dem Vorbild ihrer Protagonistin, der englischen Universalgelehrten, Philosophin und Schriftstellerin Margaret Cavendish anhing – eine intellektuelle Frau des 17. Jahrhunderts, die ihre patriarchatskritischen Arbeiten wagte, unter eigenem Namen zu veröffentlichen.

Gleichwohl gilt es, die Paradoxie der weiblichen Intellektuellen in der Bundesrepublik im Unterschied etwa zu Frankreich, England oder den USA zusätzlich im Kontext des im Antisemitismus gesteigerten Ressentiments gegenüber Intellektualität zu betrachten und die (Nach-)Wirkungen der rassenideologischen Rhetorik der „zer-setzenden jüdischen Intelligenz“ der nationalsozialistischen Diktatur zu bedenken: In jener gingen der Topos des effeminierten Intellektuellen und der Hass des NS-Regimes gegen „Bolschewismus, Freimaurerei, Individualismus, Judentum, Liberalismus, Parlamentarismus, Pazifismus, Römisches Recht und Universalismus“ (Lenk 2003: 19) eine auf Vernichtung zielende Verbindung ein. Die Propaganda gegen den Intellektuellen als „abstrakt“, „instinktlos“, „kalt“, „blutleer“, „krank“, „wurzellos“, „verbildet“, „jüdisch“, „ohne gesunden Menschenverstand“ und „Neinsager“, der als „undeutscher“ Typ schlechthin“ angeprangert wurde, hinterließ „im Bewusstsein der meisten eine tiefe Gravur“ (Bering 2010: 6). Diese nachhaltige ideologische Einschreibung erlaubte es bürgerlich-konservativen Kreisen nach 1945, den Begriff der Intellektuellen in der restaurativen Adenauer-Ära weiterhin als Schimpfwort zu verwenden und hiermit amalgamiert das abwertende Image des „Blaustrumpfs“, Inbegriff der unweiblichen Frau (vgl. Vinken 2010: 15), für die das Wort in der Öffentlichkeit ergreifenden intellektuellen Frauen wiederzubeleben.

Was aber kann über die feministische Intellektuelle gesagt werden, d. h. jene eingreifende und nonkonforme Denkerin für das feministische Projekt, die für die österreichische Politikwissenschaftlerin Eva Kreisky (2000: 42) „als spezifischer Fall“ erst durch die Neue Frauenbewegung hervorgebracht wurde? Sieht diese sich einer verschärften Marginalisierung unterworfen, beispielsweise „in Form der Versuche, feministisches Engagement nur in ghettoisierten Bereichen zuzulassen“ (Mazohl-Wallnig/Nagl-Docekal 1991: 3)? Wie verhält sich bei ihr die (Selbst-)Definition als Intellektuelle, also die (Selbst-)Autorisierung als denkendes und sprechendes Subjekt für den Feminismus, d. h. jener politischen Theorie und Praxis, die den „Mehltau des Kon-

formismus“ bekämpft und Schweigebote bricht, Doxa erschüttert und sich „gegen die Arroganz und Borniertheit des Establishments“ wendet (vgl. Kuster 2013: 118)?

2 Die feministische Intellektuelle: ein Tabu?

Richtet sich der Blick auf die Selbstautorisierung als feministische Intellektuelle bzw. die Benennung der exponierten, weil öffentlich schreibenden und sprechenden Akteurinnen der Neuen Frauenbewegung durch deren Historiografinnen und Theoretikerinnen als solche, gilt es, als eine mögliche Ursache dieser sodann offenbar werdenden weiteren Leerstelle ein anderes, strukturelles Motiv aus den Anfangsjahren der Bewegung zu entschlüsseln (vgl. Dackweiler 2013: 88ff.). Denn die Konstitutionsphase der Neuen Frauenbewegung war von einer feministischen Intellektualität geprägt, die eine kollektive Produktion und Zirkulation von Wissen mit Wahrheitsanspruch verfolgte. Ähnlich wie in Pierre Bourdieus mäeutischem Modell des Intellektuellen als „Geburtshelfer“, der den eigensinnigen sozialen Akteuren dazu verhelfen soll, ihre Interessen selbst zu erkennen und sich politisch zu artikulieren (vgl. Bourdieu 1991), verfolgten die seit Mitte der 1960er Jahre entstehenden Frauengruppen zunächst das Ziel einer gemeinsamen Kritik und Selbstkritik, Reflexions- als Selbstreflexionsfähigkeit und die Umsetzung individueller Erfahrungen in politische Sprache und Gesellschaftsanalyse (Bernd 1969). Angesichts der zu diesem Zeitpunkt insbesondere von Jean-Paul Sartre bestimmten Figur des „klassischen“ Intellektuellen, der „sich um das kümmert, was ihn angeht, und von dem die anderen sagen, er kümmere sich um das, was ihn nichts angeht“ (Sartre 1968: 159), definierten sich weder die in der politischen Öffentlichkeit – vorzugsweise des SDS – für diese Gruppen, ihre Erkenntnisse und Forderungen sich exponierenden, d. h. öffentlich sprechenden Frauen selbst als Intellektuelle noch wurden sie innerhalb der Frauengruppen Intellektuelle genannt.

Denn zur Idee und Praxis der kollektiven Produktion und Zirkulation feministischer Selbst- und Gesellschaftsanalysen – ebenso präzise wie ironisch nachvollzogen in Helke Sanders Film *Der subjektive Faktor* (1981) – steht die Gestalt des sich positionierenden, intervenierenden und anklagenden, agonal-männlichen Solitärs seit dem „manifeste des intellectuels“ der Dreyfus-Freunde Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. Bering 2010: 8f.) unvermittelbar quer. Doch auch 50 Jahre nach den Aufbruchsjahren der Neuen Frauenbewegung scheint die Praxis und Idee kollektiver Wissensproduktion, die sich prägnant auch darin manifestierte, dass Veröffentlichungen in dieser Phase vielfach nicht namentlich gekennzeichnet wurden, wie ein Tabu zu wirken, das verhindert, exponierte Vertreterinnen der Neuen Frauenbewegung als feministische Intellektuelle zu thematisieren, die auf der Basis ihrer spezifischen Kompetenzen politische Ein- und Entwürfe formulierten, welche von der Bewegung wiederum aufgegriffen werden konnten.³ Dies zeigt

3 Eine Ausnahme bildet die Narration der Journalistin Alice Schwarzer, welche die Exponentinnen der ersten Frauengruppen im Umfeld des SDS als „frauenbewegte Intellektuelle“ bezeichnet. Auch sie nennt den Nationalsozialismus als Grund, warum in der Bundesrepublik unter Frauen „wagemutige Kreativität und intellektuelle Kühnheit“ nur schwer gediehen – seien doch die „neuen“ Feministinnen die „Töchter des Faschismus und auch selbst noch verfangen in diesem alles erstickenden deutschümeligen Schwarz-Weiß-Denken“ (Schwarzer 1981: 18).

sich exemplarisch auch in der Darstellung von Barbara Holland-Cunz zur „alten neuen Frauenfrage“: Im ersten Teil ihrer „politischen Ideengeschichte“ stellt sie den modernen Feminismus des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts personenbezogen entlang von 16 politischen Theoretikerinnen und zwei Theoretikern dar und schließt den Abschnitt mit Simone de Beauvoir, der Starintellektuellen des französischen Existenzialismus. Demgegenüber rekonstruiert sie im zweiten Teil ihrer anspruchsvollen und wegweisenden Arbeit den „zeitgenössischen Feminismus“ personenunabhängig entlang der „wichtigsten Anliegen, Probleme, Konflikte und Fragen, die Feministinnen seit 1963 bewegen“ (Holland-Cunz 2003: 11). Bedarf es – so lässt sich fragen –, anders als im Falle der historischen Frauenbewegung für das Verständnis der „Fragen und Herausforderungen“ des Feminismus seit Mitte der 1960er Jahre keiner Auseinandersetzung mit der Rolle, Funktion und Bedeutung von Publizistinnen, Wissenschaftlerinnen und Künstlerinnen als Gesellschafts-, konkreter als Patriarchatskritikerinnen der Neuen Frauenbewegung, mithin mit feministischen Intellektuellen? Und auch wenn Ulla Wischermann, Susanne Rauscher und Ute Gerhard (2010) in ihrem Sammelwerk *Klassikerinnen feministischer Theorie* hier anders verfahren und einen vielfältigen, thematisch gegliederten Einblick zu den Autorinnen feministischer Theoriepositionen zwischen den 1920er bis in die 1980er Jahre eröffnen, stellen auch sie diese politischen Denkerinnen nicht als feministische Intellektuelle, sondern als „prominente Vertreterinnen“ der Frauenbewegungen vor.

Als eindrückliches Beispiel der ausbleibenden Selbstbeschreibung als Intellektuelle soll hier die pointierte Aussage von Sigrud Fronius in einer Porträtsammlung über Aktivistinnen der Studierendenbewegung dienen: 1968 in der öffentlich herausgehobenen Funktion der AStA-Vorsitzenden der FU-Berlin, bemerkt Fronius rückblickend über sich: „Als Frau stand ich nicht unter dem Druck, jemand zu sein“ (Kätzel 2008: 21). Nun ist aber gerade das *jemand sein* unauflösbar verbunden mit dem im wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Diskurs durchgesetzten Verständnis von Intellektuellen als Menschen, die aufgrund ihrer Intelligenz einen „gewissen Ruhm“ erworben haben und diesen Ruhm „missbrauchen“, um ihre Domäne zu verlassen und die bestehende Ordnung im Namen des freien, d. h. von gesellschaftlicher Unterdrückung, Gewalt und Entfremdung emanzipierten Menschen zu kritisieren (vgl. Wildenberg 2010: 22). Diesem Verständnis ist zugleich das Stereotyp der schöpferisch-geistreichen Singularität des Intellektuellen einerseits und einer konsumierend-emotionalen Masse andererseits eingeschrieben, das auch für die Bedingung der Möglichkeit der (Selbst-)Definition als feministische Intellektuelle eine politisch folgenreiche Deutungsvorlage liefert: Es evokiert eine durch Autorität legitimierte Konstellation von Führung und Geführten, wie sie sich treffend in der Bezeichnung der „Intellektuellen als Wortführer der Massen“ (Greiffenhagen 1986: 67) artikuliert, mithin eine Figur, gegen welche die entstehende Neue Frauenbewegung von Beginn an opponierte.

Sowohl die Definition des „universellen Intellektuellen“ nach Sartre (1995) als auch die des „politisch-kritischen Intellektuellen“ bei Bourdieu (1991) und die des „spezifischen Intellektuellen“ nach Foucault (2003) beruhen im Kern auf diesem Verständnis, dass die Intellektuellen auf ihrem jeweiligen Gebiet eben nicht niemand, sondern vielmehr jemand sind, sprich über herausragende und anerkannte Expertise, Kompetenz bzw. Wissen verfügen, was sie zu Interventionen in der Öffentlichkeit und im eigenen

Feld legitimiert, das Eingreifen in die politische Welt zur Tugend und Pflicht macht und ihnen die Rolle des kämpfenden, sich ins Getümmel werfenden Anführers der „Avantgarde“ zuweist. Noch als Foucault in einem Interview aus dem Jahr 1977 fragt, ob die Kategorie der Intellektuellen überhaupt wünschenswert sei, und fordert, dass diese insbesondere auf ihre „prophetische Funktion“ verzichten sollten, scheint der männlich-agonale Führungsanspruch auf, spricht er doch im selben Atemzug vom

„Intellektuellen als dem Zerstörer der Evidenzen und Universalien, der in den Trägheitsmomenten und Zwängen der Gegenwart die Schwachstellen, Öffnungen und Kraftlinien kenntlich macht [...], der, wo er gerade ist, seinen Teil zu der Frage beiträgt, ob die Revolution der Mühe wert ist und welche [...], wobei sich von selbst versteht, dass nur die sie beantworten können, die bereit sind, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um sie zu machen“ (Foucault 1997: 197f.).

Demgegenüber traten zu Beginn der Neuen Frauenbewegung die öffentlich sprechenden, schreibenden und sich selbst organisierenden Akteurinnen als ein anderer Intellektuellentypus in Erscheinung: „illegitime, nicht akademisch autorisierte Theoretikerinnen, die die Verbindung zu den kollektiven Wissensformen herstellten, also zu dem, was es in der Frauenbewegung an Parolen, Diskursen, Haltungen, kollektiven Praktiken alles so gab“ (Grimm 1994: 158). Es handelt sich bei dieser feministischen Intellektuellen, die sich selbst so nicht bezeichnet(e), um einen impliziten Gegenentwurf sowohl zum „allgemeinen“, „öffentlichen“ und „spezifischen“ Intellektuellen (vgl. Gilcher-Holtey 2013: 42ff.), also zu jeweils dem, der *jemand* ist und der deshalb Autorität nach innen und außen zugeschrieben bekommt, der (an)führt und eine breite Öffentlichkeit erreicht.⁴

Um das für die Geschichtsschreibung der Neuen Frauenbewegung der 1960er und 1970er Jahre und das Selbstverständnis ihrer Protagonistinnen so nachhaltige Tabu der feministischen Intellektuellen aufzuheben und diese Sozialfigur theoretisch zu fassen, bedarf es folglich eines erweiterten Intellektuellenbegriffs. Hierfür scheint mir einerseits der Begriff Bourdieus vom „kollektiven Intellektuellen“ (Bourdieu 1998: 102) anschlussfähig, den er in seinem Appell an die Kulturschaffenden, gemeinsam der Bedrohung der Ökonomisierung der kulturellen Produktion entgegenzutreten und sich im Kampf für Autonomie und Unabhängigkeit intellektueller und ästhetischer Kriterien international zu organisieren, verwendete. Andererseits vermag die Konzeption des italienischen Marxisten Antonio Gramsci vom „organischen Intellektuellen“ die spezifische Form der feministischen Intellektuellen besser zu bestimmen. Zunächst geht Gramsci davon aus, dass alle Menschen Intellektuelle sind und über intellektuelle Kompetenzen verfügen, jedoch nicht alle die *Funktion* der Intellektuellen ausüben. Für ihn existiert keine menschliche Tätigkeit, die ohne intellektuelle Dimensionen ausführbar wäre:

4 In ihrem vom ZDF gesendeten Fernsehgespräch mit Günter Gaus im Oktober 1968 formulierte Hannah Arendt auf dessen Frage, ob sie mit ihren Arbeiten über die Bedingungen des politischen Handelns „Wirkung“ erzielen wolle, dass sie an Wirkung nicht interessiert sei: „Es ist das – wenn ich ironisch reden darf – eine männliche Frage. Männer wollen immer furchtbar gern wirken: aber ich sehe das gewissermaßen von außen. Ich selber wirken? Nein, ich will verstehen. Und wenn andere Menschen verstehen – im selben Sinne, wie ich verstanden habe –, dann gibt mir das eine Befriedigung wie ein Heimatgefühl“ (Arendt 1996: 46).

„Der homo faber ist vom homo sapiens nicht zu trennen. Außerdem übt jeder Mensch außerhalb seines Berufes eine gewisse intellektuelle Tätigkeit aus, er ist also ein ‚Philosoph‘, ein Künstler, ein Mensch von Geschmack, hat teil an einer Weltanschauung, verfolgt eine bewußte Linie moralischen Verhaltens, trägt folglich dazu bei, eine Weltanschauung zu stützen oder zu verändern, das heißt neue Denkweisen hervorzurufen.“ (Gramsci, o. J.: 409)

Die Aufgabe der Intellektuellen besteht nach Gramsci in der Organisation der gesellschaftlichen Reproduktion: Sie organisieren als Teil der Auseinandersetzungen und Kämpfe um die Aufrechterhaltung bzw. Verschiebung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse die „Hegemonie“, also Vorherrschaft ihrer sozialen Klasse oder Gruppe, und sorgen für die ideologische Zustimmung, sprich Konsens über Weltanschauung, Ziele, Normen und Werte. Nicht nur die herrschende Klasse, sondern auch die beherrschten Klassen bringen nach Gramsci Intellektuelle hervor, wobei für ihn die Intellektuellen der geschichtlich „progressiven“ Klasse eine solche Anziehungskraft ausbilden, dass sie „letztlich die Intellektuellen der anderen gesellschaftlichen Gruppen sich unterordnen und folglich ein System der Solidarität zwischen allen Intellektuellen schaffen“ (Gramsci o. J.: 409).

„Feministische Intellektuelle“ zu Beginn der Neuen Frauenbewegung in der Bundesrepublik Deutschland können in diesem Sinne als *kollektive, organische Bewegungsin-tellektuelle* verstanden werden. Für den US-amerikanischen Soziologen und Bewegungsforscher Ron Eyerman (1994), der dies in seinen Analysen über die schwarze Bürgerrechtsbewegung in den USA und die „Befreiungsbewegungen“ der „Dritten Welt“ konstatiert, theoretisieren, schreiben und sprechen feministische Intellektuelle über gesellschaftliche wie private Verhältnisse nicht in den etablierten Institutionen, sondern über bewegungseigene Organisationen und Kommunikationsmittel. Hier verfolgten sie das Ziel, in und aus den Frauengruppen, -zusammenschlüssen und -bündnissen heraus, die auch als „Denkkollektive“ (vgl. Morat 2011: 11) bezeichnet werden können, gegen die Hegemonie der Naturalisierung patriarchaler Geschlechterverhältnisse einen Konsens über deren Herrschaftsförmigkeit zu organisieren und Zustimmung zu deren notwendiger Transformation zu erzielen. Als öffentlich und in den Gruppen das Wort ergreifende Frauen arbeiteten sie daran, die soziale, politische und kulturelle Gleichrangigkeit, Gleichwertigkeit und Gleichwichtigkeit des „zweiten Geschlechts“ zu realisieren, die trotz des verfassungsrechtlichen Gleichbehandlungsgebots in keinem gesellschaftlichen Bereich Wirklichkeit war. Hierbei rückten sie die als privat definierten Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse in den Mittelpunkt ihrer politischen Analysen, zunächst innerhalb und mit der studentischen Linken, sodann verstärkt separiert, um „den Verständigungsprozess untereinander überhaupt einleiten zu können.“ (Bovenschen 1988)

3 Eine andere Geschichte der Intellektuellen in der Bundesrepublik Deutschland – eine andere Zäsur

Bereits ab Mitte der 1960er Jahre artikulierten Frauen im Umkreis der Studierendenbewegung zunächst in kleinen Gruppen, mehrheitlich bestehend aus Studentinnen, die sich

ihr Studium über Erwerbstätigkeit finanzieren mussten, sowie jungen Berufstätigen mit und ohne Kindern, ihre erfahrungsbasierte radikale Kritik an naturalisierten Geschlechterrollen und tradierter Männerdominanz, an fortbestehender Geschlechterungleichheit und dethematisierter Geschlechterherrschaft. Sie entwickelten auch bereits zu diesem Zeitpunkt eigene Entwürfe zu „individueller Autonomie, Eros und Gewaltlosigkeit als utopische[m] Modell der gesellschaftlichen Veränderungen“ (Lenz 2010: 45). Und doch werden bislang weder der Feminismus, wenn politische Ideen und Gesellschaftsentwürfe der 1960er und 1970er Jahre, die Studierendenbewegung und die Demokratisierung der bundesdeutschen Gesellschaft Thema sind, noch die in diesen Zusammenhängen denkenden, sprechenden und handelnden „feministische Intellektuellen“⁵ angemessen beachtet.

Die Jahreszahl '68 steht für eine Vielzahl von außerparlamentarischen Kampagnen und Aktionsgruppen, die sich zwischen 1960 und 1967 entwickelten, Ende 1967 bzw. im Laufe des Jahres 1968 verdichteten und einen Handlungszusammenhang bildeten, der als APO, als außerparlamentarische Opposition, zu einem Signum in der politischen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland wurde. In ihrem Kontext formierte sich die Studierendenbewegung. Ereignisgeschichtlich lässt sich die APO als eine interdependente Abfolge von Aktionen und Kampagnen begreifen: Gegen atomare Aufrüstung und die Notstandsgesetzgebung, den Vietnamkrieg, die Manipulationsmacht des Springer-Konzerns und der Bild-Zeitung, Neofaschismus und das kommunikative Beschweigen der NS-Vergangenheit, für eine Hochschul- und Bildungsreform sowie internationale Solidarität mit den Opfern imperialistischer und diktatorischer Gewaltpolitik. An allen diesen Aktivitäten waren seit Mitte der 1960er Jahre Frauen beteiligt, jedoch nicht in der ersten Reihe und nicht als eigenständige Gruppierung mit erkennbar eigenen Zielen, Strategien und Organisationsformen. Die bestenfalls als marginal zu bezeichnende öffentliche Präsenz von Frauen in der APO verdeutlicht etwa die Zusammensetzung des Oktober 1967 gegründeten Kuratoriums „Notstand der Demokratie“, das sich mit einem heutigen Begriff feministischer Politikwissenschaft schlicht als „Männerbund“ (Kreisky 1997) verstehen lässt.

Die Diskurse, Kampagnen und Aktionen der APO und des SDS bildeten den Entstehungs- und Erfahrungskontext der Neuen Frauenbewegung, d. h. der sich autonom von bestehenden politischen Parteien, Gewerkschaften und außerparlamentarischen linken Gruppen organisierenden Frauen. Doch während die jahrelangen Kämpfe gegen die geplante Notstandsgesetzgebung unter dem Motto „Demokratie vor dem Notstand“ geführt wurden, stellte die entstehende Neue Frauenbewegung die so offensichtlich geschlechtergeteilte Demokratie als Ganze auf den Prüfstand. Und während die Gründung der „Kritischen Universität“ in Berlin am 1. November 1967, Vorbild weiterer „Gegenuniversitäten“ unter anderem auch in Hamburg und Frankfurt, unter dem Banner der „Demokratisierung der Hochschule“ stattfand, forderte die erste Frauengruppe, die Dezember 1967 in der Küche der Journalistin Marianne Herzog und des Schriftstellers

5 Etwa Claudia von Alemann, Heide Bernd, Silvia Bovenschen, Antonia Grunenberg, Sarah Haffner, Frigga Haug, Elisabeth Lenk, Sibylle Plogstedt, Ulrike Prokop, Erika Runge, Helke Sander, Susanne Schunter-Kleemann, Monika Seifert, Mona Steffen, Karin Struck, Christina Thürmer-Rohr oder Michaela Wunderle, um – bei aller unbeabsichtigten Willkür – hier wenigstens einige Namen zu nennen.

Peter Schneider sich ebenfalls in Berlin ins Leben rief und kurze Zeit später als „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ bundesweit Geschichte machen sollte, nichts weniger als die Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse, was eine Radikalisierung der Kritik bedeutete. Denn die ‚zweite‘ Frauenbewegung, die sich der außerparlamentarischen Linken und der Studierendenbewegung verbunden sah, kritisierte in ihren Anfängen zugleich die männerdominierten Strukturen und Inhalte, d. h. die Emanzipationsrhetorik der hier politisch aktiven Männer, die vor der Wirklichkeit der systematischen, weil institutionell verankerten Ungleichstellung von Frauen und den gesellschaftlich produzierten Machtasymmetrien zwischen den Geschlechtern, nicht zuletzt in den eigenen vier Wänden, die Augen verschlossen. Der Berliner „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ konzentrierte sich hierbei erstmals auf die spezifischen Konfliktkonstellationen von Frauen mit Kindern. So formulierte der „Aktionsrat“, mehrheitlich zusammengesetzt aus studierenden Müttern, in einem ersten Flugblatt (vgl. Lenz 2010: 51f.) den Ausgangspunkt und die Motive ihrer autonomen Organisation als Frauen. Angesprochen sind in diesem frühen Dokument bereits die Essentials der Politik und politischen Theorie der Neuen Frauenbewegung: zum einen die Bedeutung und Veröffentlichung von Gefühlen, von Subjektivität und Erfahrung als Grundlage der kollektiven Politisierung für die ‚eigene‘ Sache; zum anderen die Widersprüche, Zumutungen und Unvereinbarkeiten im weiblichen Lebenszusammenhang aufgrund der allein Frauen zugewiesenen Arbeit in der Versorgungsökonomie; schließlich die gesellschaftlich organisierte Isolierung von Frauen mit diesen Konflikten im sogenannten Privaten sowie die ihnen jeweils individuell abverlangten Vereinbarkeitsleistungen bzw. ihre Frustrationstoleranz im Namen der ‚Liebe‘.

Die Frauen des „Aktionsrats“ diskutierten nicht nur seit Ende des Jahres 1967 über erfahrene Abhängigkeit, Überlastung, Unvereinbarkeit von Studium und politischer Arbeit mit Kindern, über Hilfsarbeiten für die politisch ‚wichtigen‘ Arbeiten der Männer und die Selbstverständlichkeit traditioneller häuslicher Arbeitsteilung, sondern sie handelten auch in eigener Sache: Sie gründeten „Kinderläden“ – Ende 1968 gab es bereits zehn in West-Berlin, Gründungen erfolgten auch in anderen Großstädten –, um hier wechselseitig auf die Kinder aufzupassen und so jeder Frau regelmäßig Zeit für Studium und politische Aktivität zu geben. Ziel war aber auch die Entwicklung von „revolutionären“ Erziehungsmethoden und -inhalten, um das Erziehungssystem zu verändern und die gewonnenen Erkenntnisse – so Sigrid Damm-Rüger, an „die Bevölkerung heranzutragen [...]. Man hatte erkannt, dass man sich nicht auf die Arbeit an der Universität beschränken darf, wenn man die Gesellschaft verändern will“ (Damm-Rüger 1988). Schon beim zweiten Treffen begannen sie gemeinsam mit städtischen und konfessionellen Berliner Kindergärtnerinnen, die gezielt per Flugblatt angesprochen wurden, einen Kindergärtnerinnenstreik zu organisieren. Geplant war dieser Streik als „grandioser Auftakt zur Verbesserung der Lage der Frauen“, als ein „deutliches Zeichen dafür, dass mit Frauen künftig zu rechnen ist, dass sie ihre eigenen Schwerpunkte selbständig formulieren würden“ (Sander 1998: 296).

Auf der 23. Delegiertenkonferenz des SDS September 1968 präziserte Helke Sander als „Sprecherin“ für den „Aktionsrat zur Befreiung der Frauen“ – der Landesverband Berlin des SDS hatte ihr einen Delegiertenplatz gegeben, obwohl nur wenige der Frauen des „Aktionsrats“ im Verband aktiv waren – diese Politik der Frauen für Frauen. Entlang

der Konfliktkonstellationen von Frauen mit Kindern konfrontierte sie in ihrer prominent gewordenen Rede die Genossen mit der Ausklammerung von sozialer Ungleichstellung und Herrschaftsverhältnissen zwischen den Geschlechtern, die ihrem eigenen emanzipatorischen Anspruch zuwiderlief. Sie kritisierte die auch vom SDS, dem Verband, den der „Aktionsrat“ als einzig „progressive Organisation“ bezeichnete, vollzogene Trennung von Öffentlichem und Privatem und die Tabuisierung dieser als unpolitisch definierten Sphäre: Sander rückte im Namen des „Aktionsrates“ die Herrschaft legitimierenden Organisationsprinzipien bürgerlich-kapitalistischer Vergesellschaftung in den Mittelpunkt ihrer Kritik, konkret Konkurrenz und Leistung, die „Spielregeln“, denen in der Marktökonomie alle unterliegen und denen Frauen sich unterordnen müssen, um gleichen Zugang zu ungerechten, unfreien und entfremdenden Verhältnissen zu erlangen. Zugleich benannte der „Aktionsrat“ die Lage von Frauen mit Kindern, die in ständigem Widerspruch zwischen ihren eigenen Erwartungen und den Ansprüchen der Gesellschaft die Wahl zwischen Studium und Berufstätigkeit oder Familie zu treffen hatten – eine „Wahl“, die in jedem Fall ein Verzicht auf vitale Bedürfnisse bedeutete. Erst wenn diese ins Private verdrängten Konflikte als gesellschaftliche artikuliert würden, so der „Aktionsrat“, sei Emanzipation von Rollenverhalten und von der Geschlechterkonkurrenz in der „Leistungsgesellschaft“ möglich. Diese Emanzipation war für den „Aktionsrat“ nicht individuell erreichbar, doch stellten die Frauen klar, dass die „polit-ökonomische Revolution“ – wie an den sozialistischen Ländern erkennbar – nicht hinreiche, sondern begleitet sein müsse von der Aufhebung der ins Private verdrängten Probleme .

Neben gemeinsamen Merkmalen in der Unterdrückung aller Frauen wurden auch „klassenspezifische Unterdrückungsmechanismen“ reflektiert. Der „Aktionsrat“ rechtfertigte seine Konzentration auf Kinderläden im studentischen Umfeld sowie auf die Selbstorganisation von Erzieherinnen damit, dass es hierüber erstmals gelingen könne, die politische Apathie von Frauen aufzubrechen, die aus einem tradierten, ihre spezifischen Bedürfnisse und Problemlagen ausklammernden Politikverständnis resultiere. Sander beendete die Rede mit dem Appell an die Genossen, die vom „Aktionsrat“ geforderte Diskussion zu führen – „(sonst) müssen wir allerdings feststellen, dass der SDS nichts weiter ist als ein aufgeblasener konterrevolutionärer Hefeteig“ (Lenz 2010: 58).

Doch verweigerte sich der Vorstand des SDS der Forderung, nicht die Ausbeutung der ArbeiterInnenklasse zum Ausgangspunkt von Gesellschaftskritik und politischer Praxis zu machen, sondern die Lebens- und Problemlagen von Frauen mit Kindern in der Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft. Rückblickend formulierte Helke Sander ihr eigenes Erstaunen über den Optimismus des „Aktionsrats“, dass der SDS diese feministische Inversion der strategischen Prioritäten und der sogenannten Haupt- und Nebenwidersprüche sowie die hierfür vollzogene radikale Entgrenzung des Politischen, von Öffentlichem und Privatem, mitvollziehen würde. Die Reaktion auf die „Rückkehr zur Tagesordnung“ war der Tomatenwurf der hochschwangeren Sigrid Damm-Rüger, SDS-Mitglied und zwischen 1965 und 1966 studentische Sprecherin im Akademischen Senat sowie in der Philosophischen Fakultät der FU Berlin: die in Westdeutschland vielleicht bekannteste Gründungsgeschichte einer sozialen Bewegung des 20. Jahrhunderts. Die Tomaten gegen den Vorsitzenden Hans-Jürgen Krahl und andere Mitglieder des Vorstands der Delegiertenkonferenz sowie der Aufsehen erregende Artikel von Ulrike Meinhof in der Zeitschrift *konkret* unter dem Titel „Die Frauen im SDS oder In eigener

Sache“ gaben bundesweit vielen Frauen im Verband den Anstoß, die eigenen Konflikt- und Widerspruchserfahrungen im als privat definierten und der politischen Diskussion entzogenen Geschlechterverhältnis in der „selbstgewählten Isolation“ separater Frauengruppen erstmals zu diskutieren. Sie gründeten politisch-theoretische Arbeitskreise, so etwa in Berlin unter dem Namen „Theorie der Emanzipation“, um sich mit Kritischer Theorie, der Psychoanalyse Sigmund Freuds, weiblicher Sexualität und sozialistischer Literatur über die Lage von Frauen im Kapitalismus zu befassen.

Die Skizze des Konstitutionsprozesses und Entstehungskontextes der Neuen Frauenbewegung Ende der 1960er Jahre soll verdeutlichen, dass deren kollektive Bewegungsinтеллектуellen die antiautoritäre Studierendenbewegung und die hier exponiert agierenden Intellektuellen, wie Hans-Jürgen Krahl, Rudi Dutschke, Bernd Rabehl, Johannes Agnoli und K. D. Wolff, zugleich kritisierten und deren Gesellschaftskritik um die Dimension patriarchaler Herrschaft erweiterten. Diese feministischen Intellektuellen intendierten von Beginn an umfassende und tiefgreifende soziale, politische und kulturelle Veränderungen und prägten so die Signatur der 68er- und der in ihrem Gefolge sich entwickelnden „Neuen sozialen Bewegungen“ entscheidend mit: Ihnen ging es um Solidarität und Emanzipation aus gesellschaftlich nicht mehr hinnehmbaren Verhältnissen, konkret um die Befreiung von Frauen „aus persönlicher Abhängigkeit sowie Selbstbestimmung in jeder, in privater wie politischer Hinsicht“ (Gerhard 2008: 4). Gesellschaftskritischer und politischer Horizont der kollektiven Prozesse der Wissensproduktion und -zirkulation bildeten der Herrschafts- und Unterdrückungszusammenhang von Klasse *und* Geschlecht, von Kapitalismus *und* Patriarchat. Erfahrungsbasiert analysierten und skandalisierten die Akteurinnen die Geschlechterungleichheit im Öffentlichen und im Privaten und formulierten auf dieser Grundlage gesellschaftliche Gegenentwürfe. In ihrem im Februar 1968 für den „Aktionsrat“ verfassten Selbstverständigungspapier unter dem Titel „1. versuch, die richtigen fragen zu finden“ umriss Helke Sander mit Blick auf ein „utopisches mann-frau-verhältnis“ ein politisches Arbeitsprogramm, welches das „Verhältnis Mann-Frau“, die „antiautoritäre Erziehung“, die „ökonomische Lage“ im Sinne der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Frauen und ihrer zusehends konflikthaften Doppelrolle sowie das „Scheitern bisheriger Revolutionen“ (Lenz 2010: 53ff.) umfasste.

In dieser ersten Phase der Neuen Frauenbewegung formulierten die exponierten Akteurinnen aus der Bewegung und für die Bewegung, ohne ihre individuelle Autorinnenschaft kenntlich zu machen, eine Idee der Macht von Frauen mit Kindern analog zur Macht des Proletariats. Dieser Frauenmacht sollte es zukommen, selbst eine Gesellschaft zu definieren, „die Kinder und Frauen weder theoretisch noch praktisch ins Abseits bringt oder diese dazu zwingt, sich im Interesse der Kinder mit dem Status quo zu arrangieren“ (Sander 1998: 296). Frauen mit Kindern sollten die Definitionsmacht erhalten, über die Organisation des gesellschaftlichen Lebens zu bestimmen. Dieser ebenso provokative wie transformative Ansatz und dessen Protagonistinnen wurde zu Beginn der 1970er Jahre von anderen feministischen Theorien und politischen Programmen und von anderen Bewegungsinтеллектуellen verdrängt. Angesichts einer regierungsoffiziellen Frauenpolitik, die sich unter dem Banner der Frauenemanzipation – verstanden als Vereinbarkeit von Familie und Beruf – ausschließlich am Ziel einer reibungslosen Arbeitsmarktintegration von Frauen mit Kindern ausrichtet, hat die zu Beginn angestoßene feministisch-politische Utopie nichts an Aktualität verloren.

Doch nicht nur dieser Ansatz wartet noch heute auf Unterstützung. Eine Geschichte der feministischen Intellektuellen der Neuen Frauenbewegung steht ebenso aus wie eine neue Genealogie der modernen Intellektuellen. Hier gilt es, die Linie der männlichen Intellektualität mit weiblicher sowie feministischer zu verschränken. In den Blick gerückt werden müssen zugleich weitere Dimensionen sozialer Ungleichstellung in ihrer Überlagerung und Überkreuzung, die das hier skizzierte Spannungsfeld um (Selbst-)Definition, Anerkennung und Zugehörigkeit als Intellektuelle noch weiter auffächern: Hinzu treten „intellektuelle Migrantinnen“ als subalterne Gruppen im Kontext von Diaspora, Exil und Migration (Gutiérrez Rodríguez 1999), deren Weg in die öffentliche Sphäre, um hier als Intellektuelle hörbar Positionen in politischen Debatten zu beziehen bzw. diese allererst auf die Agenda zu bringen, auf der Basis mehrfacher Kategorisierungen verhindert bzw. erschwert wird. Und es erweist sich für die Intellektuellensoziologie betreibenden Intellektuellen eben nicht nur als unabdingbar, die eigene Verwobenheit in bestehende Klassen- und Geschlechterverhältnisse zu reflektieren, sondern zugleich sich aus einer postkolonial informierten Perspektive mit dem rezenten Rassismus sowie marginalisierenden und inferiorisierenden Ethnisierungen auseinanderzusetzen, um klären zu können, wer wann, warum, in wessen Namen und für wen (nicht) sprechen kann bzw. darf und wessen Worte aus welchem Grund (kein) Gewicht haben und (nicht) überliefert werden.

Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah. (1996). Fernsehgespräch mit Günter Gaus. In Hannah Arendt, *Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk* (S. 44–70). München: Piper.
- Beauvoir, Simone de. (2010) [1949]. *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Aus dem Franz. von Uli Aumüller & Grete Osterwald. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bering, Dietz. (2010). Intellektueller: Schimpfwort – Diskursbegriff – Grabmal. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40, 5–12.
- Bernd, Heide. (1969). Kommune und Familie. In Hans-Magnus Enzensberger (Hrsg.), *Kursbuch 17: Frau – Familie – Gesellschaft* (S. 129–146). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1991). *Die Intellektuellen und die Macht*. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, Pierre. (1997). Die männliche Herrschaft. In Irene Dölling & Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 153–217). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1998). Und dennoch. In Pierre Bourdieu (Hrsg.), *Intellektuelle, Markt & Zensur* (Liber-Jahrbuch. Internationales Jahrbuch für Literatur und Kultur. Bd. 1) (S. 97–109). Konstanz: UVK.
- Bovenschen, Silvia. (1988). Beitrag zur Podiumsdiskussion (Ringvorlesung am 1. Juni 1988). *Antiautoritärer Anspruch und Frauenemanzipation – Die Revolte der Revolte*. Zugriff am 6. Mai 2015 unter www.infopartisan.net/archive/1968/29708.html.
- Connell, R. W. & Messerschmidt, James W. (2005). Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. *Gender & Society*, 19(6), 829–859.
- Dackweiler, Regina. (1995). *Eingegrenzt und eingemeindet. Die neue Frauenbewegung im Blick der Sozialwissenschaften*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Dackweiler, Regina-Maria. (2013). Feministische Intellektuelle. In Thomas Kroll & Tilman Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland* (S. 87–100). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Damm-Rüger, Sigrid. (1988). Beitrag zur Podiumsdiskussion (Ringvorlesung am 1. Juni 1988). *Antiautoritärer Anspruch und Frauenemanzipation – Die Revolte der Revolte*. Zugriff am 6. Mai 2015 unter www.infopartisan.net/archive/1968/29708.html.
- Demirovic, Alex. (1992). Führung und Rekrutierung. Die Geburt des Intellektuellen und die Organisation der Kultur. In Walter Prigge (Hrsg.), *Städtische Intellektuelle. Urbane Milieus im 20. Jahrhundert* (S. 47–77). Frankfurt/Main: Fischer.
- Deuber-Mankowsky, Astrid & Konnertz, Ursula. (1999). Einleitung. Intellektualität und Weiblichkeit. *Die Philosophin*, 19, 3.
- Eßbach, Wolfgang. (2013). Intellektuellensoziologie zwischen Ideengeschichte, Klassenanalyse und Selbstbefragung. In Thomas Kroll & Tillmann Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland* (S. 21–40). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Evans, Mary. (2009). Can women be intellectuals? In Christian Fleck, Andreas Hess & Stina E. Lyon (Hrsg.), *Intellectuals and Their Publics* (S. 29–40). Farnham, UK: Ashgate.
- Eyerman, Ron. (1994). *Between Culture and Politics: Intellectuals in Modern Society*. Cambridge: Polity Press.
- Foucault, Michel. (1977). Nein zum König Sex. Ein Gespräch mit Bernard-Henry Lévy. In Michel Foucault, *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit* (S. 176–198). Berlin: Merve.
- Foucault, Michel. (2003). Die politische Funktion des Intellektuellen. In Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*. Bd. III: 1976–1979 (S. 145–152 und 205–213). Hrsg. von Daniel Defert & François Ewald. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Frevert, Ute. (1991). *Ehremänner: Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*. München: Beck.
- Gerhard, Ute. (2009). *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*. München: Beck.
- Gerhard, Ute. (2008). 50 Jahre Gleichberechtigung – Eine Springprozession. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 24–25, 3–9.
- Gilcher-Holtey, Ingrid. (2013). Konkurrenz um den „wahren“ Intellektuellen. Intellektuelle Rollenverständnisse aus zeithistorischer Sicht. In Thomas Kroll & Tillmann Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland* (S. 41–52). Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht.
- Gilcher-Holtey, Ingrid. (2015). *Eingreifende Denkerinnen. Weibliche Intellektuelle im 20. und 21. Jahrhundert*. Tübingen: Mohr Siebeck (im Erscheinen).
- Gramsci, Antonio. (o. J.). *Philosophie der Praxis. Eine Auswahl*. Hrsg. und übersetzt von Christian Riechers. o. O.
- Greiffenhagen, Martin. (1986). *Propheten, Rebellen, Minister. Intellektuelle in der Politik*. München: Piper.
- Grimm, Sabine. (1994). Über feministische Intellektuelle. In Cornelia Eichhorn & Sabine Grimm (Hrsg.), *Gender Killer. Texte zu Feminismus und Kritik* (S. 153–166). Berlin/Amsterdam: Ed. Idee Archiv.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación. (1999). *Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung*. Opladen: Leske und Budrich.
- Hausen, Karin. (1976). Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen* (S. 363–393). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Holland-Cunz, Barbara. (2003). *Die alte neue Frauenfrage*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hustvedt, Siri. (2015). *Die gleißende Welt*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kätzel, Ute. (2008). *Die 68erinnen. Portrait einer rebellischen Generation*. Königstein/Taunus: Helmer.

- Kraushaar, Wolfgang. (2000). *1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Kreisky, Eva. (2000). Intellektuelle als historisches Modell. In Eva Kreisky (Hrsg.), *Von der Macht der Köpfe. Intellektuelle zwischen Moderne und Spätmoderne* (S. 11–53). Wien: WUV.
- Kreisky, Eva. (1997): Diskreter Maskulinismus. Über geschlechtsneutralen Schein politischer Idole, politischer Ideale und politischer Institutionen. In Eva Kreisky & Birgit Sauer (Hrsg.), *Das geheime Glossar der Politikwissenschaft* (S. 161–213). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Kuster, Friederike. (2013). Feministische Theorie heute: Ein subjektives Schlaglicht. *Feministische Studien*, 31(1), 113–119.
- Lenk, Kurt. (2003). Über rechten Anti-Intellektualismus. 15 Thesen. *DISS-Journal. Zeitung des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung*, 10, 16–20. Zugriff am 6. Mai 2015 unter www.diss-duisburg.de/download/dissjournal-dl/DISS-Journal-10-2003.pdf.
- Lenz, Ilse. (2010). *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung* (2., aktualisierte Auflage). Wiesbaden: VS.
- Maurer, Susanne. (2009): Das ‚weibliche akademische Subjekt‘ – eine Forschungsnotiz. In Edith Glaser & Sabine Andresen (Hrsg.), *Disziplinengesichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte* (S. 129–136). Opladen/Farmington Hills: Budrich Verlag.
- Mayer, Susanne. (2009). Unsere Glamourgirls. Die Amerikanerinnen Susan Sontag und Joan Didion sind intellektuelle Stars, auch in Deutschland. Wo es Frauen wie sie nicht gibt. *Die Zeit*, 37.
- Mazohl-Wallnig, Brigitte & Nagl-Docekal, Herta. (1991). Editorial. In Brigitte Mazohl-Wallnig & Herta Nagl-Docekal (Hrsg.), *Intellektuelle. L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, 2(2), 3–6.
- Meuser, Michael. (2001). Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit. *Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung*, 1(2). Zugriff am 6. Mai 2015 unter https://www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf.
- Morat, Daniel. (2011). Intellektuelle und Intellektuellengeschichte, Version: 1.0. *Docupedia-Zeitgeschichte*, 20.11.2011, Zugriff am 6. Mai 2015 unter http://docupedia.de/zg/Intellektuelle_und_Intellektuellengeschichte?oldid=106435.
- Purtschert, Patricia. (2005). Dumm wie Brot. *Die Wochenzeitung*, (15), 14. April 2005.
- Racine, Nicole & Trebitsch, Michel. (Hrsg.). (2004). *Intellectuelles. Du genre en histoire des intellectuelles*. Paris: Complexe.
- Rocheffort, Florence. (2001). À la découverte des intellectuelles. In Florence Rocheffort (Hrsg.), *Intellectuelles. Clio – Histoire, Femme et Société 19*, 5–16.
- Rousseau, Jean-Jacques. (1977). *Politische Schriften*. Bd. 1. Paderborn: Schöningh.
- Sander, Helke. (1998). Überlegung zur Bewegung. In Ingeborg Mues (Hrsg.), *Was Frauen bewegt und was sie bewegen* (S. 283–303). Frankfurt/Main: Fischer.
- Sartre, Jean-Paul. (1995). Der Intellektuelle und die Revolution. Interview mit Jean-Claude Garot. Januar 1968. In Jean-Paul Sartre, *Plädoyer für die Intellektuellen. Interviews, Artikel, Reden 1950–1971* (S. 157–161). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schuller, Marianne. (1984). Vergabe des Wissens. Notizen zum Verhältnis von ‚weiblicher Intellektualität‘ und Macht. *Konkursbuch 12. Zeitschrift für Vernunftkritik: Frauen und Macht* (S. 13–21). Tübingen: Konkord.
- Schwarzer, Alice. (1981). *So fing es an! Die neue Frauenbewegung*. München: Piper.
- Stückler, Andreas. (2013). Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 5(3), 114–130.
- Vinken, Barbara. (2010). Die Intellektuelle: gestern, heute, morgen. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40, 13–18.

- Wildenberg, Dorothea. (2010). Sartres „heilige Monster“. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40, 19–25.
- Winock, Michel. (2003). *Das Jahrhundert der Intellektuellen*. Konstanz: UVK.
- Wischermann, Ulla; Rauscher, Susanne & Gerhard, Ute. (Hrsg.). (2010). *Klassikerinnen feministischer Theorie. Grundlagentexte. Bd. II (1920–1985)*. Königstein/Taunus: Helmer.
- Wülfing, Gisela. (1994). Die öffentliche Frau. Ein vertrautes oder fremdartiges Zauberwesen? In Margrit Brückner & Gisela Wülfing (Hrsg.), *Die sichtbare Frau. Die Aneignung gesellschaftlicher Räume* (S. 57–74). Forum Frauenforschung, Bd. 7. Freiburg/Breisgau: Core.

Zur Person

Regina-Maria Dackweiler, Prof. Dr. phil. habil., Hochschule RheinMain, Fachbereich Sozialwesen. Arbeitsschwerpunkte: Frauenbewegungen, FrauenMenschenrechte, Feministische Wohlfahrtsstaatstheorie, Gewalt im Geschlechterverhältnis, Soziale Ungleichheit, Gender in der Sozialen Arbeit.

Kontakt: Hochschule RheinMain, Kurt-Schumacher-Ring 18, 65197 Wiesbaden

E-Mail: regina-maria.dackweiler@hs-rm.de

Feminist thought(s) as dirty intellectuality: the case of Andrea Dworkin

Zusammenfassung

Feministische Gedanken als schmutzige Intellektualität: der Fall Andrea Dworkin

Das breite Spektrum feministischer Gedanken von der Kunst bis zur Erkenntnistheorie, die sich um Geschlecht und seine vielfältigen Arrangements in der Gesellschaft drehen, werden als „anders“ oder „schmutzig“ dargestellt, wenn diese sich nicht in vorherrschende erkenntnistheoretische Prämissen oder künstlerische Standards der hegemonialen Männlichkeit einordnen lassen. Das Konzept der Andersheit wird der Wissenden/Produzentin aufgrund ihres Geschlechtes und ihres epistemischen Fokus zugeschrieben, der dichotome Rahmungen eines Körper-Geist-Dualismus, erkenntnistheoretische Traditionen, geschlechtsspezifische Berufseinteilungen, Geschlechtsbinarismus und Körpernormen konventioneller Weiblichkeit durchbricht. Das Leben und Werk der radikalen Feministin Andrea Dworkin wird in der Analyse herangezogen, um die folgende theoretische Prämisse des Artikels zu bestätigen: Eine Frau, die sich als Wissende positioniert, Wissen produziert und als Feministin (selbst)kategorisiert (wird), wird als eine Bedrohung für das System der Geschlechterordnung, seine Strukturen, Diskurse und Praktiken wahrgenommen.

Schlüsselwörter

Wissen, Feminismus, Anderes, Verkörperung, Embodiment, Andrea Dworkin

Summary

The wide spectrum of feminist thoughts, from art to epistemology, which are centred around gender and its multi-leveled arrangements in society is, when not aligned with predominant epistemic premises or artistic standards of hegemonic masculinity, rendered as Other or dirty. The concept of Otherness is ascribed to the knower/producer on behalf of her sex and her epistemic focus, which transgresses several dichotomous frameworks of the body–mind dualism, epistemological traditions, gendered categorization of professions, gender binarism and body norms of conventional femininity. The life and work of radical feminist Andrea Dworkin was analyzed in order to confirm the theoretical premise of the article, namely that when a woman positions herself as a knower and produces knowledge, (self)categorized as a feminist, she is perceived as a threat to the system of structures, discourses and practices of the gender order.

Keywords

knowledge, feminism, Other, embodiment, Andrea Dworkin

1 Introduction

The term “feminist thought” is a broad one which embraces any discourse which employs feminism as an epistemic principle and is delivered in various types of knowledge transfer: unwritten oral tradition, written literary word and academic epistemology. Epistemologies, or highly elaborated thoughts, are hence regarded as “Other” or “dirty”,

assuming that the epistemic position of feminist knowledge rivals the dominant systems of knowledge/power, which renders them as epistemic dirt.

In order to be able to assign epistemic “Otherness” to knowledge production, three conditions must be fulfilled: (a) a discourse itself is construed as Other; (b) epistemic producers are the embodiment of Other; a diverse and mostly overlapping category of individuals which are being Othered on the grounds of their gender, ethnicity, skin colour, citizenship, class, age, sexuality, ableness and other intersecting social positions; and (c) the dominant epistemic perspective for constructing the category of Other is a privileged one.

When discussing feminist thoughts as dirty intellectuality, key signifiers of the Othering process are the knower’s gender and the epistemic focus of and inquiry into social reality, its arrangements and relations, embedded within the (characterized or self-characterized) feminist perspective. The process of Othering also includes (where a feminist knower is concerned) the process of gendering the knower and her knowledge. However, the focal point of epistemic devaluation is the inevitable adjunction of the (woman’s) body to the knower, an element which is categorically erased from the tradition of knowledge production and its legitimization/institutionalization.

The reason why Andrea Dworkin was chosen as a proponent of “dirty intellectuality” rather than of Gloria Steinem or Catharine MacKinnon (the faces of second-wave feminism) as the basis for this article is that she (unintentionally) personifies the media stereotype of a radical feminist. The stereotypical second-wave radical feminist was more or less a vengeful mass media caricature of feminism in which feminists were portrayed as hairy, fat and angry lesbians. Ironically (or not), Dworkin embodied of all those traits and, as I will be elaborating, her refusal to be a docile body and complaisant thinker renders her a corporeal and epistemological threat.

2 (Non-)objectivity of universal knowledge

Theories are world views or perspectives which provide an understanding of social reality, although their main epistemic premise is the belief in an objective, autonomous and bodiless knower whose perspective derives from “nowhere” or a “god’s eye” position (Code 2014: 10). This position reified Western, white and male ways of knowing as the only reliable epistemic source. Although it was merely one perspective, value-laden with hegemonic masculinity, it was encoded as universal, transhistorical and transnational. Hegemonic masculinity as the epistemic norm is an intersection of sex (male), gender (masculinity), sexuality (heterosexuality), skin colour (white), ethnicity (Caucasian), religious tradition (Christian), class (middle and upper class), education (higher education), language (English), ableness (mental and physical), citizenship, age (middle age) and bodiless objectivity. It was concealed as a standard of humanity, generality and objectivity in order to reinforce the fantasm of human homogeneity. However, mostly it was a guarantee and a warning to Others not to undermine it with their rival ways of knowing, however unelaborated they may seem.

Epistemic objectivity as a part of the Cartesian tradition, which was influential in terms of modern and contemporary production of knowledge, established several coa-

ligned arguments which were all embedded in a dichotomous pairing of the world view: body–mind, impure–pure, female–male, practice–theory, private–public, emotion–reason, particularity–universality, subjectivity–objectivity and experience–knowledge. As is evident from this nomenclature, body, impure, female, practice, private, emotion, particularity, subjectivity and experience are on the same side, a side which is excluded from parameters, standards and norms of pure knowledge. Pure knowledge, a Cartesian epistemic ideal, is an abstract thought, unpolluted by other senses (i.e. body, emotion) or to be more precise, unpolluted by Others.

The idea of the Other is a social mechanism which evaluates and cements other people, cultures or even ideas from a privileged position or as Michael Pickering (2001: 48) puts it, “is a strategy of symbolic expulsion, a mundane exorcistic ritual, used to control ambivalence and create boundaries”. The creation of boundaries is dependent on the perception that the coherence or stability of the system is under threat, or as Mary Douglas identified this disorder, dirt. Dirt, as she defined it, is “matter out of place, the by-product of systematic ordering and classification of matter, in so far as ordering involves rejecting inappropriate elements” (Douglas 1992: 35). As I will demonstrate, feminist thoughts are understood as knowledgeably improper or dirty and treated as a pollutant in to the epistemic establishment or creative artistry. Ludmila Jordanova (1989: 109) defined the process of Othering as “the distancing of what is peripheral, marginal and incidental from a cultural norm, of illicit danger from safe legitimacy”. The universal objectivity of knowledge is a part of a Western cultural imperative of normality, because the Other is always mutually complemented with the concept of normality. Normality implies order, or at least a set of prescribed standards and conventions which, in an epistemic context, advise us on how and what to think.

3 Intellectuality as social marginality

In their book *The Social Construction of Reality: A Treatise in the Sociology of Knowledge* (1991), Peter L. Berger and Thomas Luckmann underlined the potential Otherness of the male (!) intellectual as a marginal or unofficial expert whose expertise is not congruent with the existing epistemic and social order. The intellectual (i.e. knower, epistemic agent), as Berger and Luckmann (1991: 143) claim,

“implies a redefinition of knowledge vis-à-vis the ‘official’ lore [and] his social marginality expresses his lack of theoretical integration within the universe of his society. He appears as the counter-expert in the business of defining reality. Like the “official” expert, he has a design for society at large. But while the former’s design is in tune with the institutional programmes, serving as their theoretical legitimation, the intellectual’s exists in an institutional vacuum, socially objectivated at best in a sub-society of fellow-intellectuals.”

Up until the 1960s, knowledge was presumptively defined as male to the extent that the usage of male pronouns was considered as neutral, so it was palpable that the marginal intellectual was male. It was not until second-wave feminism that male objectivity was revealed as gendered. Berger and Luckmann (1991) demonstrated two options for

the marginal intellectual's survival in wider society. The first is to withdraw into an intellectual sub-society, which serves as an emotional haven and the social base for the objectivation of the intellectual's definitions of reality, which is filled with significant fellow-members of the sub-society. The other option is revolution or replacing the current social structure with the intellectual's one (Berger/Luckmann 1991: 145). Yet, the revolutionary or counter-definitions of reality were, from a historical perspective, feasible only to the revolutionists of mutable hegemonic masculinity with a social redesign, which was another variation of unchanged gender order at its core.

The conception of marginal intellectual developed from a gender-privileged epistemic position. Marginality, by Lorraine Code's definition (2014: 15),

"includes being left out as known or knowable, side-lined as a putative knower; being diminished or damaged by/in bodies of knowledge, being denied credibility in testimonial and other epistemic processes and practices; being discredited within a certain hegemonic formula or set of directives for what counts as *bona fide* knowledge."

Being placed in Other positions rather than in hegemonic masculinity translates into being on the margins of the social order in terms of norms, practices, discourses, structures and institutions. However, these different dimensions of marginality are not isolated, they overlap and lead to the silencing, ignoring or discrediting of certain voices and points of view – a woman producer of feminist knowledge in this case.

4 Feminism as Other(ed) knowledge

Dominant knowledge was until the 1960s constructed as gender neutral and second-wave feminism's research, theory and politics has peeled away its objective surface. Mary O'Brien (1980 found in Miller/Brewer 2003: 113) dubbed the mainstream epistemology "malestream knowledge" where the supremacy of objectivity labels any Other methods of cognitive acquisition inadequate. Second-wave feminists started to repudiate the objectivity and universality of male experiences, masked as knowledge and focused on women's lives, experiences, oppression, devaluation and the erasure of the feminine knowledges as well as the notion that women are not capable of being knowledge producers. Firstly, they revealed that knowledge is partial, perspectival and situated in the knower's social positions and, mostly, that it is an institutionalized experience. According to the dominant epistemic conception, however, knowledge should transcend experience, which is deep-seated in social positionalities and personal embodiment and considered a second-class cognitive source with no or less authority. Experience is polluted because of its inclusiveness; everybody has access to experience, but only members of a select and privileged epistemic group have the exclusive power to produce, reproduce and distribute their experiences as universal knowledge.

Feminism, on the other hand, had certain agendas and placed its emphasis on women's experiences, lives and oppressions. However, historically speaking, feminism is a branched theory and practice which cannot be consensual about women's oppression or emancipation on the global level. A brief look at the history of feminism reveals, for example, that second-wave feminism was engrossed in the structural and material

factors for understanding women's oppression, whereas post-1980s feminism was more preoccupied with symbolic and representational issues. The dispositions of several feminist perspectives differed in their objectives and strategies for women's emancipation. Liberal feminism focused on equal rights and opportunities, based on the notion that women and men are the same, while radical feminism concentrated on women's rights and on dismantling the hetero-patriarchy. Materialist and socialist feminism were oriented to issues of gender and the class oppression of women within structural and capitalist aspects of social organization, while the objective of postmodern feminism is to deconstruct metanarratives as well as the category of gender and women. Post-colonial feminism, as well as black feminism, focuses on ethnic differences, racialization, colonialism and racism in feminist theory (Abbott/Wallace/Tyler 2005: 31–47).

Feminism can be regarded as epistemic dirt for at least two reasons: (a) the subject and epistemic agent are mostly women, and (b) experience is credited as a valuable cognitive source which leads to certain criteria of epistemic purity (i.e. objectivity, abstraction, man's reason) not being met. Feminist epistemology, which is considered as improper, is thus still being marginalized within mainstream epistemologies. The knowledge of Others is characterized as experiential or subjugated knowledge, as Michel Foucault (1980: 82) defines it, "a whole set of knowledges that have been disqualified as inadequate to their tasks or insufficiently elaborated: naïve knowledges, located low down on the hierarchy, beneath the required level of cognition or scientificity". Subjugated knowledges are able to oppose and struggle against unitary, scientific and formal discourses. There are various experiences of the real, yet their credibility and legitimacy is dependent on the amount of symbolic power.

Women's experience, which is constructed as subjective, and men's, which is constructed as objective, that is an experience which is informed by theory (Code 1991: 245), lacks symbolic power in public participation; women's knowledge is prone to a more (sometimes even benevolent or unconsciously driven) epistemic suspicion.

4.1 Embodied knowledge

Before the ascension of second-wave feminist epistemologies, the traditional epistemic agent was not only an objective male, he was also a bodiless entity. Woman, on the other hand, was constructed as a subjective Other which lacked cognitive objectivity and an embodied Other. The correlation between woman and body is a continuation of the Cartesian mind–body dualism and its classification of dichotomous pairings. The opposition between mind and body rendered the latter an unstable object in need of being manipulated, handled and disciplined (Howson 2004: 7). Body, as the bearer of flesh, emotionality and sexuality, connotes boundlessness, a state of being with unstable or flexible boundaries. Grosz (1994: 203) defines the woman's body as leaky and lacking in bodily self-containment on account of her multiple bodily orifices, which is why bodily fluids and secretions operate as a symbolic indicator of uncontrolled seepage. Leakiness of the body could be translated into the assumption that the body controls the woman and diminishes her mind or *ratio*. Because the woman's body is not sealed-up and impermeable, it is described, evaluated and standardized as dirty, a conspicuous trait in which something or somebody is threatening the order.

The perceptibility of the knower's body is epistemologically significant, because it leads to the acknowledgement that the knower is no longer an illusion of a self-contained and autonomous agent, but is situated in a web of (de)privilege and (non)power in a physical-social reality, which relies on the intersection of the knower's social positions. Situatedness generally influences the production, evaluation, circulation and credibility of knowledge and the knower. Ways of withholding the epistemic acknowledgement of feminist knowers are systematically encouraged by means of the epistemic standard, the evaluative description of feminist knowledge as the rival or Other and the construction of women knowers as corporeal agents with an ever-threatening irrationality and cognitive incapacity. Epistemic oppression of Othered knowledges is manifested not just on account of the systematic withholding of such acknowledgement, but by means of more subtle strategies which are appropriate to postmodern Western societies, that is representational violence.

5 A mechanism for handling Otherness: representational violence

Claude Lévi-Strauss (1955 found in Bauman 2000: 101) introduced two strategies for coping with the Otherness of others, one anthropoemic and one anthropophagic. The first strategy was referred to as "vomiting". It manifests as prohibiting physical contact, dialogue, social intercourse, commercial trade etc., which in its extreme version means annihilation of the Others (incarceration, deportation, murder). The second strategy is called "ingesting". Here, the Other/they are no longer distinguishable from us (cannibalism, cultural assimilation), which means that their Otherness is annihilated.

A contemporary variation of ingesting in postmodern Western societies, as a means of handling Otherness, is representational violence. As is apparent from the term itself, this is a type of violence or aggression which employs representations of certain groups, individuals or ideas in their stereotypical, selective and reductionist manner. The dominant discourses used to represent what is considered as the Other can arbitrarily monopolize the understanding of particular realities, especially when their meaning is not complicit with the existing order of hegemonic masculinity.

When discussing representational violence, the prime role of the producer and distributor is to occupy the mass media, which perpetuate societal standards of what is normal(ized) and what is not. The power of the mass media to selectively portray Others mostly lies in the invisible opportunity to engage in these actions via discursive choices of topic, language, style, sources, genre and meanings pinned to certain images (e.g. feminism = angry writings, knowledge = male, women = fat body). By using this approach, only select cultural patterns are regarded as normal, natural and commonsensical, so new meanings of phenomena, individuals, social groups or ideas are shaped by this standard of normality. This is the central advantage of representational violence, namely homogenizing what is diverse, disregarding potential complexities of identities and ideas, normalizing it to standards of dominant social order and negatively portraying those who differ from the majority's perceptions and conceptions of normality. Representa-

tional violence is a narrower and more visible type of symbolic violence, a subtle and almost invisible violence which is produced and reproduced via symbolic channels of communication and cognition (a language, a lifestyle and distinctive property; Bourdieu 2001: 2), imposed by dominant groups and compliantly accepted by the oppressed ones. Their compliance renders the social order normal and even beneficial to them.

6 Andrea Dworkin – the Other: a writer, an angry feminist, a fat woman

Thus far, I have tried to show how Otherness is a multifaceted feature (descriptive, evaluative and normative) as the result of the intersecting identity locations, which cross-fertilize each other. I have chosen Andrea Dworkin as a case study in order to demonstrate those intersecting Otherings.

Andrea Dworkin (1946–2005) was an American writer, an angry feminist and a fat woman. Yet, the malestream understanding of her does not necessarily follow that order, nor are the adjectives (feminist, angry, fat) used to signify her employed as discursively deconstructive or empowering language. Applying Lévi-Strauss's strategies for handling the Other to Andrea Dworkin would mean the “vomiting” – the “malestream” disdain of her work.

At the beginning of her book *Heartbreak* (2002: viii) Dworkin placed a quote by the French poet Rimbaud – “*Je est un autre*” (I is Another) – which simply summarizes her position of being Other.

To explain Dworkin's Otherness, I will begin with her thoughts on being a woman writer, a profession which transgresses the gender–work binaries which are ideally comprised of man's incorporeal creation and woman's corporeal nurture. In her book *Intercourse* (2006: xxxi), Dworkin writes that

“[m]en often react to women's words – speaking and writing – as if they were acts of violence; sometimes men react to women's words with violence. So we lower our voices. Women whisper. Women apologize. Women shut up. Women trivialize what we know. Women shrink. Women pull back.”

In this short paragraph, Dworkin highlights the essence of a woman's subordination (muteness, silencing and voicelessness) which spreads across every level of society. Previously she had highlighted the position of the woman writer in *Heartbreak* (2002: xi): “A woman writer makes herself conspicuous by publishing, not by writing [because] the public domain in which the published work lives has been considered the male domain”. The most unwelcoming in the realm of knowledge is therefore a woman's public voice or acknowledged knowledge which is even more troublesome if it deviates from the masculine norms of what women's writing should be about, a deviation from what in *Intercourse* (2006: xi) she calls “the quintessential feminine pose – to be liked above all”.

The gendered prejudice about the mere existence of women writers is elaborated in the following paragraph taken from *Heartbreak* (2002: xi):

"A published woman's reputation, if she is alive, will depend on many small conformities – in her writing but especially in her life. Does she practice the expression of gendering a good way, which is to say, does she convince, in her person, that she is female down to the very marrow of her bones?"

When I refer to Dworkin as an epistemic agent, her main source is the subjugated knowledge or women's experiences and alternative readings of classic (mostly literary) works via her own appropriation of critical discursive analysis (CDA). By this she exposes subject matters (e.g. rape, pornography, prostitution, sexuality, subjugation of women, feminization of poverty) which are otherwise considered to be unfit, underdeveloped or improper for masculine conceptions about what an author should write about. Code (1991: 177) writes:

"The content of ordinary and institutionalized knowledge about 'women's nature' are media representations about women's activities, medical judgments about women's health, educational claims about women's intelligence, historical analysis of women's experiences, philosophical conceptions about female subjectivity, psychological prescriptions for normal womanhood ... folklore, stereotypes, ideology and prejudice. Anyone can be expert about women except women themselves."

Dworkin, a radical feminist, was the self-proclaimed empathic voice of women and for women, not as an expert, but as a medium. In her *Letters from a War Zone* (1993: 5) she writes

"I believe that women must wage a war against silence: against socially coerced silence; against politically preordained silence; against economically choreographed silence; against the silence created by the pain and despair of sexual abuse and second-class status".

Her overt denial of the masculine ideal of objectivity is clearly represented in the following paragraph taken from her book *Woman Hating* (1974: 24):

"This book ... is not cerebral wisdom, or academic horseshit, or ideas carved in granite or destined for immortality ... Academics lock books in a tangled web of mindfuck and abstraction. The notion is that there are ideas, then art, then somewhere else, unrelated, life."

Her experience of reality as a woman is the key feature of Dworkin's work because she does not separate herself from her work or vice versa. In *Letters from a War Zone* (1993: 5), she writes: "I wrote to communicate and to survive: as a writer and as a woman; for me, the two are one. I wrote about them because I care about fairness and justice for women". She goes on (1993: 4):

"Being a writer isn't easy or even very civilized. It is not a bourgeois indulgence. It is not a natural outcome of good manners mixed with intelligence and filtered through language. It is primitive and it is passionate. Writers get underneath the agreed-on amenities, the lies a society depends onto maintain the status quo, by becoming ruthless, pursuing the truth in the face of intimidation, not by being compliant or solicitous. No society likes it and no society says thank you. The society will mobilize to destroy the writer who opposes or threatens its favorite cruelties: in this case, the dominance of men over women."

Dworkin also highlighted the gendered aspect of writing in one simple sentence in *Letters from a War Zone* (1993: 31), "She is not a male writer, which means that she cleans her own toilet and does her own laundry". A male writer is often constructed as a "detached genius", who needs someone to take care of mundane everyday errands. But a

woman writer cannot (or need not) escape mundane reality because she is already societally circumscribed by the domestic sphere and dirt. In her book *Right-Wing Women* (1983: 195), Dworkin also very directly explains why men hate feminism: “because women are hated ... and [feminism] is the liberation movement of women”. And this is one of the characteristics of Dworkin’s writing as Ariel Levy emphasized in the foreword to *Intercourse* (2006: xx): she is ferocious, intellectually confident, her writing style is not solicitous and she refuses to be docile – literarily, politically, corporeally or epistemologically. Dworkin does not embellish or polish her views on feminism, she unapologetically advocates it.

But Dworkin also speaks semiotically. On the cover of *Letters from a War Zone* (1993), her body language (pose, outfit, appearance) glorifies radical feminism – her hair is natural, she is wearing overalls, she is fat, the photograph was taken outside, she is standing, her pose and body occupy the space around her and there is a half-smile, almost a smirk on her face. This visual representation is everything radical feminists could aspire to. Her refusal to exude any kind of docility is evident in her dismissal of bodily self-discipline. Dworkin never positions herself as a Body by occupying a corporeal standpoint (e.g. she never discusses her weight), so her fatness is her unconscious transgression of bodily norms and another means of occupying more (material) space.

The feminist discourse of fatness can be translated into the rejection of the dominant paradigm comprising biomedical and androcentric discourses, which pathologises and therefore strives to “repair” women’s fat bodies. Being fat is a corporeal manifestation of occupying the physical space and transgressing the limits of the body – being undisciplined and unbound.

In contemporary Western societies women’s bodies are disciplined into what Kim Chernin (1981 found in Bordo 2003: 141) has defined as and what is now widely known as “tyranny of slenderness” which can be interpreted as a material and symbolic reduction of women’s space. The idea of female slenderness is not just a gendered issue, but is interconnected with skin colour, ethnicity, socio-economic class, sexual orientation and sexual identity. It is a white, heterosexual, middle-class and cisgendered standard, and Dworkin, by meeting all of these criteria, represents a transgression of these norms by being fat.

Fatness is associated with carelessness, overindulgence and pleasure, which is why the fat body is established as unbounded and hence corporeally transgressive and in need of being regulated and punished, because it is reminiscent of the culturally buried notion of embodiment as being fluid. A fat body is evidence that boundaries (although corporeal) are more flexible than we would like to imagine. This material instability attacks the Western binary logic – dichotomies of inside/outside, mind/body, male/female, self/Other, knowledge/experience, homosexual/heterosexual, black/white. Fat, gendered as female, is, as excessive corporeality, also excessively female (Brazier 2001: 239). Fat women are therefore “too much women”, but fatness is also potentially queer because fat people do not fall into normative gender definitions of masculine strength or feminine grace (Sykes 2011: 95).

As already mentioned, fatness is also a socio-economic category. A fat body defies the fundamental core of capitalistic economies: efficiency, productivity, hard work and self-discipline. It is a signifier (and living proof) of laziness, lack of self-restraint

and self-containment. Fat is a capitulation to (consumerist) desire over (capitalist) self-denial (Bordo 2003: 201). But when woman's fatness is explored from the perspective of the division of domestic labour (woman = carer, man = breadwinner), where women are nourishers of others first and themselves later or not at all (i.e. preparing food, serving and cleaning after others), then being fat can be understood as woman's act of selfishness and right to exercise her pleasure. Being a fat woman means that the woman nourishes herself and that her desires and needs (for food) come first. The correlation between food and sensuality was established in the Victorian era, on account of the increasing absence of women eating in public or voraciously (Bordo 2003: 110). Voracious eating is constructed as a male pleasure so woman's fatness is a queer or transgressive result of otherwise male activity which enables pleasure. If insatiable eating in public is still a taboo for women, then fatness can serve as a public reminder that when eating happens, it is only performed in the private sphere, away from the male gaze. Prohibiting woman's indulgence of food also represents a ban on woman's enjoyment of life, given that food is a primary source for physical survival. Female hunger is a metaphor for unleashed female power and desire (Bordo 2003: 116), a striving for public recognition, independence and sexual agency, because a woman who is eating has to be taken seriously – she can devour anything or anyone, just as a man can. As a feminist thinker and a fat woman, Dworkin is a symbol of a man-eater, a devourer of her object, namely the patriarchy.

The way Dworkin dressed was another palpable rejection of the traditional femininity; her overalls became her sartorial and political trademark. In his book *Fashion as Communication* (2005), Malcolm Barnard investigated how fashion produces, reproduces and revolutionizes gender (among other identity indicators) by (de)classifying the body into the binarism of femininity and masculinity. Clothes are nonverbal communication which reaffirms or repudiates the culturally imposed and arbitrary relation between gender and fashion. The historical correlation between fashion and femininity arose in the late 19th century when global socio-economic changes were occurring (e.g. capitalism, industrialization, urbanization, the formation of the middle class, the public/private divide), accompanied with a new moral order of masculine values (functionality, rationality, civility) which prohibited men from wearing extravagant clothes (Tseñlon 1995: 23). Women's (or wives') clothing became a visual emblem of men's (or husbands') social status. Fashion and other ornamentation made the woman's body culturally visible and immediately categorized women as feminine or non-feminine womanhood.

Dworkin primarily wore overalls, clothing which signifies her overt rejection of emphasized sartorial femininity comprising feminine items (e.g. make-up, dresses, high heels, stockings, fur, feathers etc.) and the social meanings attached to them. Those meanings inherently constituted a woman as an object of beauty, who cares for and nurturs a family, a silent observer and sexual prey without agency. It is important to bear in mind the historical context in order to be able to understand Dworkin's (deliberate or not) "anti-fashion" decision. Second-wave radical feminism, of which Dworkin was a proponent, claimed that fashion reproduces falsified and limited femininity, from which it is necessary to escape; one of the methods of disengagement is to refuse feminine attire (Barnard 2005: 185). Fashion was, in radical feminism's opinion, a reproduction of

the ideology of women's domesticity and by "stepping out" of the fashion system it was possible to renounce gender. Such acts of "stepping out" mostly consisted of feminists' rejection of feminine clothes by replacing them with more androgynous or masculine attire. But it was not just a rejection of material clothing, it was also the refusal to be objectified by the male gaze, something which was immortalized by John Berger's observation that "men act and women appear" (1972 found in Barnard 2005: 183). Dworkin's overalls, as a political symbol and androgynous attire, therefore function as an attempt to act instead of just appear.

The last non-conforming trait which culminated in Dworkin's unwillingness to be docile is her blunt or angry writing. Anger is a gendered, racialized and classist emotion. I will here focus only on the aspect of gender. There are disparate notions of women's anger: The ideology of hegemonic masculinity defines women's anger as irrational and irrelevant; the feminist standpoint considers it a logical choice, an emotion which is manifest by the oppressed or less powerful groups because of the unequal distribution of power (Šadl 1999: 196). Women's anger has the potential to disrupt the emotional order of obedience and authority, so any deviation from conventions and expectations of appropriate emotional behaviour represents disobedience or resistance. Through different ideological registers, such as Catholic morality, medical advice and social etiquette, women's anger has been systematically regulated and disciplined (Šadl 1999: 115). And if anger is regulated in order to preserve the existing social order, then anger has a political connotation. An angry woman who breaks regulative norms of emotional etiquette can be labelled as an emotional transgressor or, if she fails to perform the heuristic rules of emotional conduct, as socially inept (Averill 1986: 110). Regardless of the motive for such maladjustment to the emotional order, the outcome is the same: women's anger is not socially welcome.

When anger is verbalized in critical thinking, unaligned with dominating paradigms about knowledge and gender order, it automatically positions itself as a political threat. As Levy wrote in the foreword to the new edition of Dworkin's book *Intercourse* (2006: xx): "She was the horror of women's lib personified, the angriest woman in America".

To conclude this analysis of Andrea Dworkin: She was the embodiment of Otherness in several intersecting categories, namely gender (woman), work (thinker/writer), content of writing (feminist), writing style (blunt/angry), appearance (undecorated/unfeminine) and body (fat).

7 Conclusion

The narrative of proper or normal ways of knowing have to be employed to define any knowledge (academic or creative) as dirty or Other. Facts, positioned as truths by powerful and privileged people or social groups, are assumed to be more credible, valid, trustworthy because they are the continuous result of historically institutionalized normality or common sense. A feminist female knowledge claimant, as the source who challenges the established epistemic hegemony, is a political figure who is pushed into the underclass epistemic status because of prejudices against her sex which is bound

up with the prevalent understanding of women (i.e. cognitive incapacity, experience, irrationality) and is denied the epistemic credence of her male peers. But this underclass status and minor epistemic credence is not overtly displayed, it is enmeshed with the invisible web of symbolic violence, but more detectable as a representational violence – a selective media presentation of Others which has the tendency and capability to arrange itself to fit the belief systems of the powerful.

The case study of Andrea Dworkin, writer, radical feminist and fat woman, has revealed that Otherness is also the cumulative identity dimension which distributes itself across every cultural level which is inflicted with dichotomous binarism, denied any transgression and hence construed as dirt. The transgression of binaries was illustrated by means of her choice of profession (writer as a male occupation), political views (feminism), writing style (blunt/angry), but most of all by her refusal to engage in conventional femininity (i.e. make-up, feminine attire, dieting). The media's emphasis on Dworkin's unadorned and fat body is confirmation of cultural dispositions of congenial reciprocity between woman's body and her as the epistemic agent. Woman as a knower cannot escape the confinements of her body.

Although violence against feminist knowledge has been labelled as Othering and representational in this article, current attacks against feminist thinkers¹, mostly in the social media, are flooded with anonymously conveyed direct threats against the knower's dignity, intellectual capacities and physical integrity (e.g. death and rape threats). Rape and death threats are another reaffirmation of the aforementioned reduction of the female knower to the level of merely a generic body which can be violated. Social media guarantee users anonymity, and if the main feature of the web's namelessness is clearly expressed violence against outspoken and feminist women, then feminism still represents an intrusive force on or dirt in the gender order.

References

- Abbott, Pamela; Wallace, Claire & Tyler, Melissa. (2005). *An Introduction to Sociology: Feminist Perspectives*. London, New York: Routledge.
- Averill, James R. (1986). The acquisition of emotions during adulthood. In Rom Harré (ed.), *The Social Construction of Emotions* (p. 98–118), Oxford, New York: Blackwell.
- Barnard, Malcolm. (2005). *Moda kot sporazumevanje*. Ljubljana: Sophia.
- Bauman, Zygmunt. (2000). *Liquid Modernity*. Cambridge: Polity Press.
- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas. (1991). *The Social Construction of Reality: A Treatise in the Sociology of Knowledge*. London: Penguin Books.
- Bordo, Susan. (2003). *Unbearable Weight: Feminism, Western Culture, and the Body*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press.
- Bourdieu, Pierre. (2001). *Masculine Domination*. Stanford: Stanford University Press.
- Brazier, Jana Evans. (2001). Sex and fat chics: deterritorializing the fat female body. In Jana Evans Brazier & Kathleen LeBesco (eds.), *Bodies Out of Bounds: Fatness and Transgression* (p. 231–254), Berkeley: University of California Press.

1 The video blogger and feminist Anita Sarkeesian receives death and rape threats on a daily basis via social media on account of her outspoken criticism of sexism in video games.

- Code, Lorraine. (1991). *What Can she Know?: Feminist Theory and the Construction of Knowledge*. Ithaca: Cornell University Press.
- Code, Lorraine. (2014). Feminist epistemology and the politics of knowledge: questions of marginality. In Mary Evans, Clare Hemmings, Marsha Henry, Hazel Johnstone, Sumi Madhok, Ania Plomien & Sadie Wearing (eds.), *SAGE Handbook of Feminist Theory* (p. 9–26), London: SAGE Publications.
- Douglas, Mary. (1992). *Purity and Danger: An Analysis of the Concepts of Pollution and Taboo*. London, New York: Routledge.
- Dworkin, Andrea. (1974). *Woman Hating*. New York: Penguin Books.
- Dworkin, Andrea. (1983). *Right-Wing Women*. New York: G. P. Putnam's Sons.
- Dworkin, Andrea. (1993). *Letters from a War Zone*. New York: Lawrence Hill Books.
- Dworkin, Andrea. (2002). *Heartbreak: The Political Memoir of Militant Feminist*. London: Continuum.
- Dworkin, Andrea. (2006). *Intercourse*. New York: Basic Books.
- Erjavec, Karmen; Hrvatin, Sandra B. & Kelbl, Barbara. (2000). *We About the Roma: Discriminatory Discourse in the Media in Slovenia*. Ljubljana: Open Society Institute.
- Foucault, Michel. (1980). *Power/Knowledge: Selected Interviews and Other Writings 1972–1977*. New York: Pantheon Books .
- Grosz, Elizabeth. (1994). *Volatile Bodies: Towards a Corporeal Feminism*. Bloomington: Indiana University Press.
- Howson, Alexandra. (2004). *The Body in Society: An Introduction*. Cambridge: Polity Press.
- Jordanova, Ludmila. (1989). *Sexual Visions: Images of Gender in Science and Medicine between the Eighteenth and Twentieth Centuries*. Brighton: Harvester Wheatsheaf.
- Miller, Robert L. & Brewer, John D. (2003). *The A–Z of Social Research: A Dictionary of Key Social Science Research Concepts*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Pickering, Michael. (2001). *Stereotyping: The Politics of Representation*. New York: Palgrave.
- Sarkeesian, Anita. (2015). Feminist Frequency. Date of access 5 August 2015 at <http://feministfrequency.com/category/harassment/>.
- Sykes, Heather. (2011). *Queer Bodies: Sexualities, Genders, and Fatness in Physical Education*. New York: Peter Lang.
- Šadl, Zdenka. (1999). *Usoda čustev v zahodni civilizaciji*. Ljubljana: Znanstveno in publicistično središče.
- Tseëlon, Efrat. (1995). *The Masque of Femininity: The Presentation of Woman in Everyday Life*. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.

Author's details

Nataša Pivec, Ph.D., independent researcher. Research focus: genders, sexualities, intersectionality, Other, media representations.

Contact details: Žolgarjeva 14, 2000 Maribor, Slovenija

E-mail: natasa.pivec@triera.net

Eingreifendes Denken – die Historikerin Annette Kuhn im Geschichtsdiskurs der Bundesrepublik seit 1964

Zusammenfassung

Auf der Grundlage eines Intellektuellenbegriffs, der Forschungen jenseits von normativen Festschreibungen und Selbstentwürfen perspektiviert, beschäftigt sich der Beitrag mit der Historikerin Annette Kuhn. Die Frage nach Spuren „Eingreifenden Denkens“ steht dabei im Zentrum. Im Sinne aktueller historischer Intellektuellenforschung wird zur Diskussion der zentralen Thesen ein biografischer Zugang mit zeitgeschichtlichen und wissenssoziologischen Perspektiven verknüpft; hierzu werden Denkbewegungen, Möglichkeitshorizonte, Ereignis- und Handlungskonstellationen seit den 1960er Jahren rekonstruiert.

Schlüsselwörter

Intellektuelle, Geschichte, Geschichtswissenschaft, Didaktik, Frauen- und Geschlechterforschung, Annette Kuhn

Summary

Interventional thinking – the historian Annette Kuhn in the German historical discourse since 1964

Based on a definition of “intellectuals” which conceptualizes research beyond normative fixations and self-representation this article focuses on the historian Annette Kuhn. It aims to trace “interventional thinking” and, with a view to recent intellectual research, combines a biographical approach with perspectives from contemporary history and sociology of knowledge to discuss its key assumptions. To that end, movements of thought, ranges of options and constellations of events and actions since the 1960s are reconstructed.

Keywords

intellectuals, history, science of history, didactics, women's and gender research, Annette Kuhn

Einführung

Intellektuelle sind „ein Typus mit Geschlecht“, und zwar mit einem männlichen (Kreisky 2000: 38). Wie er als politischer Kampfbegriff wirkungsmächtig mit Antifeminismus und Antisemitismus verknüpft wurde, um spezielle Männlichkeitsentwürfe zu formieren, hat Christina von Braun nachgezeichnet (von Braun 2001: 476ff.). Von Vorteil für eine geschlechtersensible, frauengeschichtliche Intellektuellenforschung¹ erweisen sich aktuelle Forschungsansätze (vgl. Gilcher-Holtey 2007; Vincken 2010; Bock 2011; Kroll/Reitz 2013), die Intellektuelle in ihren zeitspezifischen Rollen als „Vordenker und Vermittler von Deutungs-, Wahrnehmungs- und Klassifikationsschemata der sozialen

1 Vgl. die Tagung „Weibliche Intellektuelle im 20. und 21. Jahrhundert. Gegenwartsdiagnosen und Eingreifendes Denken“, 24. bis 25. März 2014 am ZIF (Zentrum für interdisziplinäre Forschung) der Universität Bielefeld.

Welt“ (Gilcher-Holtey 2007: 9) fassen. Sie sind wissenssoziologisch und zeithistorisch inspiriert und interessieren sich für historische Ereignis- und Handlungskonstellationen. Die so angelegten Untersuchungen zielen auf Spuren von „Eingreifendem Denken“. Der Begriff stammt von Bertolt Brecht (vgl. Brecht 1967) und wurde von Ingrid Gilcher-Holtey als Konzept in eine Intellektuellenforschung eingeführt, die „an ausgewählten historischen Fallbeispielen die Vernetzung von ideellen und materiellen Interessen, Sinn- und Handlungsstrukturen, Macht- und Definitionskämpfen“ sichtbar macht (Gilcher-Holtey 2007: 19). Spuren des „Eingreifenden Denkens“ können „nur auf der Mikroebene erfasst, multiperspektivisch erschlossen, analytisch gebrochen, erzählt und damit ‚narralytisch‘ rekonstruiert werden“ (Gilcher-Holtey 2007: 19). Gegen Erwartungen aus der empirischen Wirkungsforschung zielt diese historische Intellektuellenforschung in Konstellationsanalysen auf die Rekonstruktion von Wirkungschancen.

Diesen neueren Ansätzen liegt ein formaler Intellektuellenbegriff zugrunde, der Forschungen jenseits von normativen Festschreibungen und Selbstentwürfen perspektiviert: Demnach sind Intellektuelle Angehörige akademischer oder künstlerische Berufe, die zeitweilig Autorität über Zusprache einer von religiösen, politischen, wirtschaftlichen oder akademischen Institutionen unabhängigen Welt erhalten, um sie in gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen öffentlichkeitswirksam geltend zu machen (vgl. Collini 2006: 52; Gilcher-Holtey 2007: 12; Morat 2011).

Auf Grundlage dieses formalen Intellektuellenbegriffs soll es hier um die Historikerin Annette Kuhn gehen.

Im Sinne aktueller historischer Intellektuellenforschung wird dabei ein biografischer Zugang mit zeitgeschichtlichen und wissenssoziologischen Perspektiven verknüpft. Es geht zugleich um erste Rekonstruktionen von Denkbewegungen, Möglichkeitshorizonten, Ereignis- und Handlungskonstellationen seit den 1960er Jahren. Der Beitrag ist chronologisch angelegt. Als Quellenmaterial dienen Kuhns wissenschaftliche Schriften, ihre autobiografischen Zeugnisse sowie historische Fachliteratur.

Eine Historikerin zwischen Deutschland und Amerika

Annette Kuhn wurde am 22. Mai 1934 als Tochter und zweites Kind des Philosophen Helmut Kuhn und der Philologin Käthe Lewy in Berlin geboren. Ihre Eltern waren protestantisch und jüdischer Herkunft, die die Tochter durch Martin Niemöller evangelisch taufen ließen. Käthe Lewy gehörte zur ersten Studentinnengeneration, die ohne Sondergenehmigung an einer deutschen Hochschule Altphilologie studieren konnte. Ihr Dissertationsvorhaben über Kinderspielzeug im antiken Rom ließ sie nach der Geburt ihres Sohnes 1931 ruhen (Kuhn 2003a: 13). Käthe Kuhn stand zur Weimarer Republik. Sie lehnte den Nationalsozialismus als überzeugte Demokratin ab. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten musste die Familie ins Exil fliehen: 1936 lud die französische Philosophin Jeanne Herschel Helmut Kuhn zu einem Philosophiekongress nach Frankreich ein. Dort knüpfte er Kontakte zu Catherine Gilbert, einer US-amerikanischen Kollegin, die sich für seine Berufung an eine amerikanische Universität einsetzte. 1937, als ihm die Lehrerlaubnis entzogen worden war, gelang ihm die Ausreise in die

USA. Derweil warteten Frau und Kinder bis 1938 in England auf die Überfahrt (vgl. Goldenstedt 2013).

Annette Kuhn ging in den USA zur Schule. 1948 kehrten die Eltern nach Westdeutschland zurück. Die Mutter schulte sie in der Elisabeth-von-Thadden-Schule in Heidelberg ein. Dort machte sie 1954 ihr Abitur und studierte Geschichte, Germanistik, Anglistik und Philosophie – zuerst am Connecticut College for Women in New England, dann an den Universitäten München und Heidelberg. 1959/60 wurde sie bei dem Historiker Franz Schnabel zur Dr. phil. promoviert. Zum Abschluss des Staatsexamens und zur Habilitation wechselte sie nach Heidelberg, wo sich um Werner Conze eine neue Sozialgeschichte formierte (vgl. Nathaus 2012). Ihr Habilitationsverfahren wurde nicht abgeschlossen, da sie 1966 den Ruf an die Pädagogische Hochschule Rheinland, Abteilung Bonn, für Geschichte und ihre Didaktik annahm. Mit 30 Jahren war Annette Kuhn die jüngste Professorin in der Bundesrepublik, zu einem Zeitpunkt, als der Frauenanteil unter westdeutschen Geschichtsprofessuren sich in homöopathischen Größenordnungen bewegte (vgl. Puhle 1981). Erst kurz vorher waren 1964 die ersten beiden Frauen überhaupt auf Universitätsprofessuren in Geschichte berufen worden: die Mediävistin Edith Ennen und die Althistorikerin Ruth Altheim-Stiehl (vgl. Paletschek 2006: 176ff.; Schaser/Schnicke 2013: 82f.).

Annette Kuhn betrat zu einem Zeitpunkt die (pädagogische) Hochschulbühne, als das Lernen und Leben von Demokratie auch in das Curriculum des Geschichtsunterrichts Eingang finden sollte, damit „Auschwitz nicht noch einmal sei“ (Adorno 1969: 85).

Paradigmenwechsel – die neue Generation

Mit ihrer Berufung gehörte Annette Kuhn zu einer Diskursformation, die einen Paradigmenwechsel in Geschichtswissenschaft und -didaktik einleitete.² Seit Mitte der 1950er Jahre waren Lehrstühle für Demokratiewissenschaft und Geschichtsdidaktik eingerichtet worden, um die politische Bildung auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Sie wurden zumeist mit zurückgekehrten Emigranten besetzt, die aufgrund eigener Erfahrung mit rassistischer und politischer Verfolgung am Aufbau eines demokratischen, neuen Deutschlands mitwirken wollten (Gagel 2002: 13). Auch Kuhns Vater, nach seiner Remigration zunächst in Erlangen, wurde 1953 zum Professor für Amerikanische Kulturgeschichte und Philosophie am Amerika-Institut der Universität München ernannt, bis 1958 war er Direktor des Instituts für Amerikanistik und ab 1961 Rektor der Münchner Hochschule für Politische Wissenschaften. Annette Kuhn stand nun für eine neue Generation, auch sie Emigrantin, doch mit Bildungserfahrungen sowohl in den USA als auch in der Bundesrepublik. Sie hatte ihr Abitur an der Elisabeth-von-Thadden-Schule abgelegt. Die Reformpädagogin, die der Schule ihren Namen gab, hatte in Berlin der Widerstandsgruppe um Hanna Solf angehört und war im September 1944 hingerichtet worden (vgl. Sandkühler 2014: 167, Anm. 7). Annette Kuhn war aus jüdischer Familie,

2 Zur Problematisierung des Begriffs „Paradigmenwechsel“ siehe Annette Kuhn im Interview mit Thomas Sandkühler, die an dem Begriff festhält, weil er „Ausdruck der Aufbruchstimmung war und zu der Situation gehörte, etwas Neues zu machen“ (Sandkühler 2014: 178).

protestantisch getauft und zum Katholizismus konvertiert. Dies machte sie für die Pädagogische Hochschule in Bonn besonders interessant, die als Einrichtung der LehrerInnenbildung nach konfessionellem Proporz aufgebaut war. So stand die Berufung im Zusammenhang mit einem bildungspolitischen Aufbruch hin zu gelebter Demokratie. Dieser beinhaltete die Reform der LehrerInnenausbildung im Fach Geschichte, das sich von einem „Gesinnungsfach“ zu einem Erfahrungsfeld historisch-politischen Lernens transformieren sollte.

Einführung in die Geschichtsdidaktik

1974 erschien Annette Kuhns *Einführung in die Geschichtsdidaktik*. Zu diesem Zeitpunkt begannen die Bundesländer, über Rahmenrichtlinien Schulreformen einzuleiten. Die öffentlichen Debatten kreisten vor allem um die 1972 veröffentlichten *Hessischen Rahmenrichtlinien für Gesellschaftslehre*, in denen Geschichte als „magistra vitae“ und damit auch ihr eigenständiger Charakter als Lehrfach zu verschwinden drohte (vgl. Schreiber 2005). Annette Kuhn begann ihre „Geschichtsdidaktik“ mit einer Polemik gegen all jene, die die Forderung der Hessischen Rahmenrichtlinie, Geschichte müsse sich als Unterrichtsfach durch ihre Gesellschafts- und Gegenwartsrelevanz legitimieren, torpedierten: „Diese Forderung, die ja implizit immer bestanden hat, nur leider nicht offen ausgedrückt wurde, hat aber den Argwohn und den Widerstand der Mehrzahl der deutschen Historiker hervorgerufen“ (Kuhn 1974: 9). Sie ging dabei ihren universitären Lehrer Werner Conze namentlich an³, der eine „Ideologisierung der Vergangenheit durch einseitige, tendenziöse und marxistische Interpretationen beschwor“ (Kuhn 1974: 9). Annette Kuhn griff hier grundlegende Fragen nach der Legitimität und der gesellschaftlichen Geltung geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis und ihrer Relevanz für die Demokratieverziehung auf, wie sie auch andernorts diskutiert wurden (vgl. z. B. Kosellek/Mommsen/Rüsen 1977).

Der Gesamtkonflikt bezog seine Energie aus einer höchst komplexen Gemengelage von politischer Lagerbildung, persönlichen Animositäten, berufsständischen Interessen und Generationenclash, zwischen Schule, Hochschule und Schulpolitik. Mit ihrer Position stand Annette Kuhn inmitten der BefürworterInnen der Hessischen Rahmenrichtlinien: Als oberstes Lernziel eines neuen (Geschichts-)Unterrichts sollte die Befähigung zur „Selbst- und Mitbestimmung“ gelten, im Sinne eines nicht nur im Grundgesetz festgeschriebenen „Demokratiegebots“, sondern als individuelle und kollektive Disposition. Selbst- und Mitbestimmung als Disposition sollte als Alltagspraxis im „learning by doing“ erarbeitet, erlernt, erlebt und erfahren werden können. Wie Susanne Thurn betont hat, wurde Kuhns „Geschichtsdidaktik“ wegen dieser Parteinahme auch immer als politisches Statement rezipiert (Thurn zit. nach Sandkühler 2014: 489, Anm. 319).

3 In dieser Polemik spielte das Verhalten Werner Conzes im Nationalsozialismus und seine Bedeutung als akademischer Lehrer einer neuen Generation von Historikerinnen und Historikern sowie als Protagonist einer neuen Sozialgeschichte keine Rolle. Dies wurde erst großes öffentliches Thema seit dem Historikertag 1998, vgl. dazu Hohls/Jaraus 2000; Aly 1999.

Annette Kuhn orientierte sich an Jürgen Habermas' Schrift *Erkenntnis und Interesse* (Habermas 1968), um eine kritische Rekonstruktion der Vergangenheit aus dem erkenntnisleitenden Interesse an Emanzipation zu fundieren (Kuhn 1974: 20). Doch war ihr auch bewusst: „Eher geht ein Kamel durch das Nadelöhr, als daß die Geschichtsdiaktik samt der Fachwissenschaft durch die Erkenntniskritik der Frankfurter Schule hindurchgeht“ (Kuhn 1974: 15). Habermas' Bücher waren vom bayrischen Kultusminister auf den Index gesetzt worden, weil sie die freiheitlich-demokratische Grundordnung zu gefährden schienen (Kuhn 2003: 163).

Geschichtswissenschaft und Fachdidaktik suchten seit den 1960er Jahren nach einer theoretischen Neuausrichtung: Diskutiert wurde das Verhältnis von „Objektivität“ und „Parteilichkeit“, von „Theorie und Erzählung“, von „Teil“ und „Ganzem“. Es wurden „Historische Prozesse“ sowie „Formen der Geschichtsschreibung“ reflektiert sowie gefragt, was eine „Historische Methode“ überhaupt sei (vgl. Studiengruppe „Theorie der Geschichte“ 1977–1990). Annette Kuhn setzte sich in diesen Suchbewegungen mit ihrer Didaktik von einer positivistischen Geschichte als Meistererzählung der Nation ab und bezog Geschichte als kritische Analyse von Handlungs- und Motivationszusammenhängen auf die Entstehungsgeschichte jeweiliger Gegenwart:

„Nicht Diplomatie- und Herrschergeschichte, nicht Geschichte der großen Persönlichkeiten, sondern Geschichte der sozialen Veränderungen, der Erfolge und Mißerfolge der Demokratisierung und der Sozialisierung und der Bedingungen von Emanzipationsbewegungen sind demnach primäre Unterrichtsgegenstände“ (Kuhn 1974: 12).

In dieser Konzeption hört Geschichte auf, eine Ansammlung von „objektiven“ Tatsachen zu sein: Stattdessen strukturiert sie sich sozialwissenschaftlich und erkenntnis-kritisch als Befassung mit der Vergangenheit auf der Grundlage einer aufmerksamen Gegenwartsanalyse und realutopischer Vorgriffe auf gesellschaftliche und individuelle Ermöglichung von „Mit- und Selbstbestimmung“ (Kuhn 1974: 13).

Schulfachdidaktik und Geschichtsdiaktik

Annette Kuhn ließ die damals für die Schulpädagogik deutungsmächtige Entwicklungspsychologie hinter sich und rekurrierte auf lernpsychologisch begründete altersgemäße Vermittlungsformen (Kuhn 1974: 33). Sie stellte, angelehnt an Konzepte der politischen Bildung, nicht einen kanonisierten Wissensbestand ins Zentrum des Unterrichtsgeschehens, sondern den Erfahrungsbezug und das Interesse der Schülerinnen und Schüler. Sie distanzierte sich von den mächtigen antiaufklärerischen Traditionen der Geschichtswissenschaft, „deren Aufklärungsfunktion sich allein auf ihren Gegenstand, d. h. die Aufklärung historischer Tatsachen“ bezogen hatte, denn: „Damit wird die Vergangenheit weiterhin durch die Geschichtswissenschaft in ihrer irrationalen Mächtigkeit bestätigt und zu einem gefügigen Verschleierungsinstrument im jeweiligen Interesse der bestehenden Machteliten“ (Kuhn 1974: 38). Die Tochter aus bildungsbürgerlichem, „gutem Hause“ mit einem nationalkonservativen Philosophieprofessor als Vater und der Frau des Historikers Friedrich Meinecke als Taufpatin – sie forderte zu Beginn der 1970er Jahre, „systematisch-strukturelle Aspekte des Dialektischen Materialismus“ in den geschichts-

wissenschaftlichen Verstehensprozess zu integrieren (Kuhn 1974: 41). Damit entfernte sie sich entschieden von den Traditionen ihres intellektuellen Herkunftsmilieus.

Fachdidaktisch brach sie mit dem Idealismus der geisteswissenschaftlichen Pädagogik, die durch Erich Weniger noch immer – wie vor dem Nationalsozialismus – zeitgenössische Geschichtsdidaktik dominierte (vgl. Weniger 1926; Kuhn 2003: 163). Stattdessen sah sie wie Klaus Mollenhauer pädagogische Prozesse erst dann wirklich auf Emanzipation hin angelegt, wenn sie sich reflexiv zur eigenen Praxis, zu den Prämissen des eigenen Tuns verhielten und diese transparent machten (vgl. Mollenhauer 1968). Fachwissenschaftlich plädierte sie für eine sozialwissenschaftlich inspirierte Geschichtswissenschaft – heute als „Historische Sozialwissenschaft“ ein anerkannter „turn“, doch in den 1970er Jahren eine für die Unterrichtspraxis in Schulen unerhörte Forderung.

Im September 1976 brach auf dem Historikertag in Mannheim eine hitzige Kontroverse zwischen Annette Kuhn und Joachim Rohlfes aus. Es ging dabei um die Kernfrage der Geschichtsdidaktik: Stellt die Geschichtswissenschaft die letztgültige Autorität für Geschichtsdidaktik dar? Annette Kuhn stand für eine neue, kritisch-kommunikative Geschichtsdidaktik, die von den meisten in der Schule Arbeitenden als abgehobene „Universitätstheorie“ nicht als praxistauglich angesehen wurde. Joachim Rohlfes stand für den Historikerverband, den Geschichtslehrerverband und das Publikationsorgan *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, die allesamt auf die Ausbildung von Geschichtslehrerinnen und -lehrern Einfluss nahmen: Rohlfes verkörperte die alltägliche schulische Praxis.

Die scharfe Konfrontation lässt sich nur als Folge einer umfassenden Politisierung des öffentlichen Lebens seit Beginn der Sechzigerjahre sowie einer Zunahme des Rechts- wie Linksradikalismus seit den Ereignissen von 1968 verstehen (Sandkühler 2014: 29). Gesellschaftspolitische Kontroversen wurden in den Kategorien von „links“ und „rechts“ geführt. Rohlfes galt deshalb den einen als Vertreter der bürgerlichen Geschichte, Annette Kuhn den anderen als marxistische Vertreterin. Die Diskussion lässt sich kurz und knapp auf den Punkt bringen: Es ging um Generation, Deutungsmacht, Autorität und Geschlecht. Liest man die Transkription der Diskussion heute, so versteht man sie in ihrer Schärfe und in ihrer ganzen wissens-, wissenschafts-, demokratie- und mentalitätsgeschichtlichen Bedeutung nur, wenn man sie konsequent historisiert (vgl. Sandkühler 2014: 514–538).⁴

Frauengeschichte

Mehrfach hat Annette Kuhn darauf hingewiesen, dass sich ihr eigenes historisch-politisches Bewusstsein durch Anstöße von außen frauengeschichtlich erweiterte. Feminismus ging nicht als logische, lineare Konsequenz aus ihrer Geschichtsdidaktik hervor, die ja „Emanzipation“ ins Zentrum stellte. Es war das Interesse ihrer Studentin-

4 Angesichts der Kritik konstruktivistischer Geschichtsdidaktik, die Konzeptionen der 1970er Jahre seien „normativ festgelegt“, sei an dieser Stelle Annette Kuhn selbst zitiert: „Das Lernziel Frieden ist ebenso wenig wie das Lernziel Emanzipation selbst normativ bestimmbar; es gewinnt erst an Hand der konkreten Entscheidungssituation im historisch-kritischen und kommunikativen Lernprozess seine Gültigkeit.“ (Kuhn 1974: 75)

nen und Studenten, mehr über Frauen im Nationalsozialismus wissen zu wollen. Neuen inhaltlichen Herausforderungen zugeneigt, griff sie die Anregung bereitwillig auf. Bei den Vorbereitungen für ihre Lehrveranstaltung im Wintersemester 1971 fiel ihr auf, dass Frauen in den damaligen Standardwerken zum Nationalsozialismus nicht vorkamen. Es gab keine einschlägige Quellenedition zu Aktivitäten von Frauen im NS und keine bundesdeutsche Forschung. Und sie machte die Entdeckung, dass so unterschiedliche Autoren wie Joachim Fest und Ernst Bloch die Einschätzung vertraten, Frauen hätten Hitler an die Macht gebracht (vgl. Kuhn 2003: 166; vgl. Tröger 1976: 324ff.). Anregungen für frauengeschichtliches Fragen kamen zudem aus einer Tagung, die Gerta Scharffenorth im Rahmen einer Initiative des Ökumenischen Rates der evangelischen Kirchen veranstaltete. Die Tagung trug für Annette Kuhn einen zunächst merkwürdig klingenden Titel: „Frauen als Innovationskraft“. Doch lernte sie dort, „die unsichtbaren Fäden einer verborgenen Wahrheit“ aufzuspüren (vgl. Kuhn 2003: 169).

Es ging ihr von nun an um eine Reflexion des *eigenen* männlichen Geschichtsblicks, um Frauenerfahrungen in historischen Überlieferungen überhaupt auffinden und interpretieren zu können. Im Kreis der neuen Geschichtsdidaktik gab es eine große konzeptionelle Offenheit, um Frauengeschichte, Alltagsgeschichte, Sozialgeschichte, Umweltgeschichte oder Kindheitsgeschichte zu entwickeln; anders in der Geschichtswissenschaft; anders an der Universität Bonn (vgl. Kuhn 2003: 172).

Akademisierung der Frauengeschichte

Die Geschichte der Akademisierung und Professionalisierung von Frauengeschichte wurde zu einem nicht unerheblichen Teil an der Universität Bonn geschrieben (vgl. Kuhn 2003: 170), die – vor allem in der historischen Fakultät – als national-konservativ und christlich-katholisch galt (Bodo von Borries in Sandkühler 2014: 394). Annette Kuhn war der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität gleich doppelt ein Dorn im Auge: einmal, weil sie sich bei der bildungspolitisch veranlassten Integration der Pädagogischen Hochschule (PH) in die Universität nicht auf eine untergeordnete Rolle als „Lehramtsausbildnerin“ festschreiben lassen wollte, dann, weil sie sich für die Anerkennung von frauengeschichtlichen Themen in Studien- und Prüfungsordnungen einsetzte. Als „eingreifende Denkerin“ in Sachen Frauengeschichte erwies sie sich, als sie im Prozess der Neuordnung der Hochschule beim Wissenschaftsministerium einen Antrag auf Erweiterung ihrer Denomination um „Frauengeschichte“ stellte (vgl. Schmidt 2012: 35ff.). Die Auseinandersetzungen zwischen der Professorin und der Universität waren im nordrhein-westfälischen Wissenschaftsministerium spätestens seit einer Dienstaufsichtsbeschwerde der Professorin im wahrsten Sinne des Wortes zur „Kabinettsache“ erklärt worden. Letztlich verfügte die sozialdemokratische Ministerin Anke Brunn gegen die Universität eine Umwidmung des Kuhn-Lehrstuhls in „Didaktik der Geschichte, mittlere und neue Geschichte, sowie Frauengeschichte“.⁵ So

5 Die Denomination war auch ein Zeichen dafür, dass es die nordrhein-westfälische Landesregierung ernst meinte mit dem in der Regierungserklärung von 1985 formulierten Ziel, „die Möglichkeiten der Frauen in Forschung und Lehre“ zu verbessern (vgl. Rau 1985).

konnte er im Stellenplan der Universität Bonn festgeschrieben werden, als die Universität eigentlich die Stellenstreichungsvorgaben des Wissenschaftsministeriums kreativ in eigener Sache nutzen wollte, um Annette Kuhn loszuwerden. Die Einrichtung des Lehrgebiets Frauengeschichte gilt als Start des von Anke Brunn forcierten „Netzwerks Frauenerforschung NRW“ (vgl. Schmidt 2012: 37). Es folgten zermürbende Jahre, in denen Annette Kuhn so beharrlich um die Anerkennung frauengeschichtlicher Prüfungsthemen kämpfte, dass ihr 1985 die staatliche Prüfungserlaubnis entzogen wurde.⁶ „Hausarbeitsthemen, schriftliche und mündliche Prüfungen können nur unter Beachtung der in der Prüfungs- und Studienordnung ausgewiesenen Teilgebiete erfolgen, wobei Frauengeschichte als Schwerpunkt ausscheidet“ (Kuhn 2003: 174), lautete die Begründung. Während der Frauen- und Geschlechtergeschichte in den 1980er Jahren an der Uni Bonn der Zutritt zur Geschichtswissenschaft mit den Argumenten verwehrt wurde, sie sei in den übergreifenden Prüfungsfächern „Mittelalterliche Geschichte“ oder „Neuere Geschichte“ immer schon enthalten, so lautete am Ende des 20. Jahrhunderts das Argument, Arbeiten mit frauengeschichtlichen Erkenntnisinteressen bewegten sich in einem „Korsett“. Erst nach zwölf Jahren, kurz vor dem Ende ihrer akademischen Tätigkeit, wurde Annette Kuhn wieder in den Prüfungsausschuss berufen.

Akademisierung der Geschlechtergeschichte

1985 fand in Bonn das letzte Historikerinnen-Treffen in der Bundesrepublik statt. Annette Kuhn hatte auf Wunsch ihrer Studierenden das Historikerinnen-Treffen nach Bonn geholt, weil sie über eine institutionelle Ausstattung und einen motivierten MitarbeiterInnenstab verfügte. Das Treffen bot sich als öffentlichkeitswirksame Manifestation für Frauengeschichte an, weil es innerhalb und außerhalb der Akademie die Erkenntnismöglichkeiten von Frauengeschichte für die Wissenschaft und die Bewegung zu positionieren vermochte. Doch das Treffen 1985 machte mehr als offensichtlich: Die unterschiedlichen lebensweltlichen, fachwissenschaftlichen und akademischen Interessen, die historisch interessierte Frauen, Lehrerinnen, Nachwuchswissenschaftlerinnen und Akademikerinnen an Geschichte herantrugen, ließen sich zu diesem Zeitpunkt nicht mehr miteinander vermitteln: Frauengruppe und Universitätsseminar fielen zunehmend auseinander.

Zudem entwickelte sich das Treffen zu einer umkämpften Arena, um über die zukünftige Gestaltung des akademischen Feldes zu streiten. Frauengeschichte wurde als *politisch motivierter* Anfrage an Geschichte zwar noch eine Sensibilisierung für früher weniger beachtete Dimensionen historischer Wirklichkeit zugebilligt, ihre in konkreten weiblichen Lebens- und Arbeitszusammenhängen wurzelnden Erkenntnisinteressen wurden jedoch gegen sie gewandt, um ihr den Status als *wissenschaftliches* Wissen abzuspochen. Es hieß von einigen Befürworterinnen der Akademisierung, Frauengeschichte müsse über die Beziehungskategorie „Geschlecht“ zur Geschlechtergeschichte weiterentwickelt werden. Seit 1981 hatte Annette Kuhn mit Jürgen Kocka, einem

6 Inwieweit dies als direkte Antwort der Universitätsnetzwerke auf die ministerielle Anerkennung der Frauengeschichte zu deuten ist, kann hier nicht weiter verfolgt werden.

führenden Vertreter der „Bielefelder Schule“, die als sozialwissenschaftlich erforschte und forschende Gesellschaftsgeschichte die Bundesrepublik dominierte (vgl. Nathaus 2012), eine scharfe polemische Kontroverse über den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn von Frauengeschichte geführt (vgl. Borries/Kuhn/Rüsen 1984: 271–291). Geschlechtergeschichte – so ihre mehrfach vorgetragene Kritik – sei ein Angebot, die Gesellschaftsgeschichte durchaus erkenntnisreich zu erweitern, ohne sie jedoch durch die Berücksichtigung weiblicher Lebens- und Arbeitserfahrungen in ihren kategorialen Grundlagen zu verändern. Mit den Worten von Annette Kuhn:

„Der Maßstab zur Beurteilung der Frauengeschichte muss immer noch ihre Kritikfähigkeit gegenüber den patriarchalen Verschleierungen unserer historischen Sichtweise bleiben. Die Geschlechtergeschichte fügt sich aber in ihrer jüngsten Ausgestaltung der uns vertrauten ideologischen Konzeption der bürgerlichen Gesellschaft.“ (Kuhn 1990: 202)

Auch die Anlage eines von der Historikerin Gisela Bock im führenden Fachorgan der Gesellschaftsgeschichte veröffentlichten Artikels „Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte“ (vgl. Bock 1988) ließ die Geschlechtergeschichte gewissermaßen als Krönung der bisherigen Bemühungen der Historikerinnen um die Frauengeschichte auf ihrem Weg in eine alles umfassende Gesellschaftsgeschichte erscheinen (vgl. Kuhn 1990: 200).

Über Politiken der Grenzziehungen wurde Themen und Herangehensweisen einer wissenschaftlichen Frauengeschichte formiert (vgl. Hark 2005: 189). Zunehmend reproduzierte sich das Bild einer begrenzten Frauengeschichte, die nur additiv und kompensatorisch verfähre und unfähig sei, Geschichte als Beziehungsgefüge zu begreifen. Bodo von Borries, seit 1971 mit Frauengeschichte befasst, hat dies wie folgt beschrieben:

„[H]eute sagt man vornehmer ‚Geschlechtergeschichte‘, als hätten wir damals nicht gewusst, dass es um Kompensation und Neuentdeckung einerseits, aber immer auch Geschlechterbeziehungen andererseits geht – was ja absurd ist, denn natürlich wussten wir das um 1975/80 sehr genau“ (Borries in Sandkühler 2014: 414).

Die akademische Akzeptanz der Geschlechtergeschichte, so die hier von mir zugespitzte These, gewann durch die Abgrenzung von der Frauengeschichte an Fahrt.

Historia

2010 legte Annette Kuhn mit *Historia. Frauengeschichte in der Spirale der Zeit* ihr *Opus magnum* vor, eine Weltgeschichte, in der sie all ihr Nachdenken über Frauen und Männer in der Geschichte, Frauengeschichte und Geschlechtergeschichte zusammenführt (Kuhn 2010). Nachfolgend werden einige geschichtstheoretische und geschichtsdidaktische Dimensionen dieses Werkes als „Eingreifendes Denken“ reflektiert, da sich die Autorin hier noch einmal als Vermittlerin von geschichtswissenschaftlichen und geschichtsdidaktischen Sinn- und Deutungsweisen zeigt, ganz so, wie es die eingangs formulierte Definition der Intellektuellen fasst.

„Weltgeschichte“ gilt als monumentalstes Genre der Geschichtsschreibung mit nicht gerade bescheidendem Anspruch: Die Erzählungen beginnen stets mit der Erschaffung der Welt, gehen durch die Großkulturen des Mittelmeerraumes und enden in der jeweiligen Gegenwart. Mit ihrer Weltgeschichte stellt sich Annette Kuhn selbstbewusst in eine Reihe mit Historikern wie Herodot, Burckhard oder Ranke. Doch geht es ihr darum, den Universalanspruch dieser Monumentalwerke zu dekonstruieren: „Es ist eine Weltgeschichte aus einer europäischen, von deutsch-jüdischen Erfahrungen geprägten Frauensicht“ (Kuhn 2010: 11).

Für ihre Problemstellung wurden die Arbeiten der US-amerikanischen Historikerin Gerda Lerner zentral. Diese kam nach umfangreichen Forschungen zur Herausbildung des patriarchalen Denkens und des feministischen Bewusstseins zu dem Ergebnis, dass sich eine Genealogie kollektiver frauengeschichtlicher Bewusstseinsbildung mit allen Merkmalen der historischen Kontinuität und Diskontinuität nicht nachweisen ließe. Stattdessen vollzöge sich feministische Bewusstseinswerdung immer wieder neu und bliebe am Rand des herrschenden Diskurses prekär, ohne Tradierung, weil immer wieder neu von androzentrischen und patriarchalen Symbolordnungen eliminiert (vgl. Lerner 1991, 1993). Um dieses deprimierende Fazit zu entkräften, machte sich Annette Kuhn daran, in den hegemonialen androzentrischen Repräsentationssystemen weibliche Erfahrungen als Grundlage eigener Symbolordnungen aufzuspüren. Sie erweiterte dazu das traditionelle Quellenrepertoire der Geschichtswissenschaft um archäologische, architektonische, künstlerische Artikulationen. Dabei fungieren die Bildzeugnisse als vielschichtige Quellen von Erkenntnis, sie sind mitnichten illustrative Accessoires eines auktorialen Textes.

Erkenntnistheoretisch orientierte sie sich am Prinzip des „doppelten Blicks“ auf Geschichte, das Mitte der 1970er Jahre von der US-amerikanischen Historikerin Joan Kelly entwickelt wurde: Diese Perspektive sucht Frauen mit ihren Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten in der Geschichte aufzufinden, dekonstruiert patriarchale Deutungs-, Wahrnehmungs- und Klassifikationsschemata, die Vergangenheit zu Geschichte formieren, und ermöglicht im dialektischen Zusammenspiel von Rekonstruktion und Dekonstruktion die Konstruktion einer erweiterten Geschichtssicht, die die Einseitigkeit androzentrischer Deutungen hinter sich lassen kann (Kelly 1984).

Methodisch ließ sich Annette Kuhn von der französischen Schriftstellerin Christine de Pizan (1365–ca. 1430) und dem Verfahren der Antiphrasierung leiten (Pizan 1986):⁷

„Was die Dichter angeht, von denen du sprichst: weißt du denn nicht, dass sie schon oft nichts anderes als Ammenmärchen verbreitet haben und zuweilen das Gegenteil von dem meinen, was sie in ihren Schriften kundtun? Aber man bekommt sie mit Hilfe einer rhetorischen Figur zu fassen, die ‚Antiphrase‘ heißt; wie Du weißt, bezeichnet sie den Sachverhalt, daß man jemanden als schlecht bezeichnet, in Wirklichkeit aber meint, er sei gut, und umgekehrt. Deshalb rate ich dir, ihre Werke in deinem Sinne zu lesen und die frauenfeindlichen Passagen, in welcher Absicht auch immer sie verfasst sein mögen, so zu verstehen“ (Pizan 1986: 39).

7 Im Kontext der Frage nach intellektuellen Frauen wäre eine alleinige Beschäftigung mit Christine de Pizan ebenfalls reizvoll. Margarete Zimmermann sah Christine de Pizans Buch von der Stadt der Frauen als Höhepunkt innerhalb ihrer Schriften. Es kann „im Hinblick auf seine Bedeutung, durchaus mit Simone de Beauvoirs ‚Das andere Geschlecht‘ verglichen werden, auch wenn beide Werke natürlich grundsätzliche und zeitbedingte Unterschiede aufweisen.“ (Zimmermann 1986: 23)

Auch wenn dieser Text, der den Beginn der „Querelle des femmes“ markiert, in die politischen, sozialen und religiösen Kontexte seiner Entstehung einzubetten ist,⁸ bleibt er in seinen methodologischen und erkenntnistheoretischen Dimensionen aktuell: „Nimm die Spitzhacke deines Verstandes, grabe tief und hebe überall dort einen tiefen Graben aus, wo mein Lot es dir anzeigt“ (Pizan 1986: 48). Als frühe Geschichtstheoretikerin zeigt sich Christine de Pizan, wenn sie die Position des erkennenden Subjekts als Voraussetzung für historische Erkenntnis ebenso wie für die Vernunftbestimmungen historischen Denkens überhaupt thematisiert.

Sie und Joan Kelly dienten Annette Kuhn als geschichtstheoretische Referenzpunkte, um „das matriachale Muster, das Frauen in die Spirale der Zeit eingewebt haben“ (Kuhn 2010: 12), bewusst zu machen. Ihre historische Erzählung strukturiert Annette Kuhn spiralförmig:

„Ich habe die Spirale als das leitende Symbol dieser Zeitreise gewählt, weil sie uns vom Bewusstsein der Frauen seit unserer Frühgeschichte und von ihren Fähigkeiten erzählt, im historischen Verlauf immer wieder neue Beziehungen herzustellen und aus ihren eigenen Erfahrungen und Beobachtungen theoretische Schlüsse zu ziehen“ (Kuhn 2010: 12).

Geschichtstheoretisch erweist sich Annette Kuhn an dieser Stelle als „eingreifende Denkerin“, denn sie löst das vorherrschende lineare Prinzip historischer Narration auf zugunsten einer spiralförmigen, performativen Organisation: ständig in Bewegung zwischen Überformung und Neukonzeption, bei dem das Vorhergehende nicht gänzlich eliminiert, sondern integriert wird, Zeiterfahrungen sich wechselseitig aufeinander beziehen und lebensweltlich durchdringen (vgl. Schwienhorst-Schönberger o. J.). Chronologie wird als Orientierungsprinzip nicht aufgelöst, sie wird entgrenzt, um Zusammenhänge sichtbar machen zu können.

Terminologien wie „matriachal“ oder „patriachal“ sind im Verlauf der Akademisierung des Feminismus als Konzepte zur Beschreibung komplexer Gesellschaftsfigurationen verworfen und in den sozialen Kämpfen um Anerkennung der Frauen- und Geschlechterforschung als „unwissenschaftlich“ diskreditiert worden (vgl. Cyba 2010; Göttner-Abendroth 2010). Bei Annette Kuhn bezeichnen sie Symbolordnungen, die den Mann als das Maß des Menschlichen vor- und darstellen – patriarchale Symbolordnungen – und in denen weibliche Erfahrungswelten nie gänzlich eliminiert werden konnten – matriachale Symbolordnungen. Diese äußern sich als Prinzip, „die scheinbar unversöhnlichen Gegensätze von Innen und Außen, von Oben und Unten, von Mein und Dein, von Ich und Du, von Leben und Tod, von Gut und Böse durch ihre geduldige, kluge und liebevolle menschliche Beziehungsarbeit immer wieder möglichst gewaltfrei aufzulösen“ (Kuhn 2010: 12), letztlich den Dualismus als Ordnungsprinzip aufzulösen.

„Diese Unterscheidung ist wichtig. Sie bleibt aber ungenau. Denn die matriachalen und die patriarchalen Elemente unserer gemeinsamen Geschichte sind bei der Deutung unserer Vergangenheit in ständiger Bewegung. Sie grenzen sich gegenseitig ab und führen doch immer wieder zusammen“ (Kuhn 2010: 13).

8 Die Literatur über diesen „Geschlechterstreit“ ist umfangreich. Vgl. die Zusammenstellung des Forschungsstandes bei Drexel 2006: 13ff.; vgl. auch Bock/Zimmermann 1997: 9ff.

In diesen Formulierungen zeigt sich Annette Kuhn – generationenspezifisch – als dialektisch geschulte Denkerin.

Sie distanziert sich in ihrer Darstellung von der Rolle der allwissenden Historikerin, die eine in sich geschlossene Meistererzählung vorlegt, und schreibt sich als Fragerin in ihren Text ein. Sie bleibt auch in ihrer Weltgeschichte die Geschichtstheoretikerin und -didaktikerin, die kommenden Generationen ein dickes, reich bebildertes Buch voller Anregungen und schwieriger Fragen übergibt. Antworten auf die von ihr gestellten Fragen müssen wir jedoch selber finden. Annette Kuhn gibt uns nur am Ende einen kleinen Hinweis: „Halte Dich fest am roten Faden der Liebe“ (vgl. Kuhn 2003b).⁹

Fazit

Im Fragehorizont historischer Intellektuellenforschung mit ihren Perspektiven auf Möglichkeits-, Ereignis- und Handlungskonstellationen ließen sich Spuren „Eingreifenden Denkens“ bei der Historikerin und Geschichtsdidaktikerin Annette Kuhn nachzeichnen. Getragen vom Bedürfnis nach historischer Vergewisserung und nach Erweiterung des historischen Wissens um das, was heute im weitesten Sinne als frauen- und geschlechtergeschichtlich prononcierte Alltagsgeschichte umschrieben werden kann, intervenierte Annette Kuhn in das Feld der Geschichtsdidaktik und der Geschichtswissenschaft. Dabei bestärkten sich die Diskussionen um eine demokratische, zeitgemäße Geschichtsdidaktik, die sich auf „Emanzipation“ ausrichtete (bevor sie diese in dem Ziel des Geschichtsbewusstseins aufgehen ließ), und das Bedürfnis vieler Frauen nach historischer Vergewisserung. Die Konflikte mit der Universität, der Fachwissenschaft, der Geschichtsdidaktik, dem sich akademisierenden Feminismus, in denen Annette Kuhn Autorität von unterschiedlichen Seiten zugesprochen wurde und in denen sie diese Autorität eigenmächtig beanspruchte, verweisen auf Machtkonstellationen, in denen es darum ging, was wann wie zu wissenschaftlichem Wissen wurde, wer zum akademischen Diskurs gezählt werden sollte, wer zukünftig zugelassen werden konnte oder ausgegrenzt gehörte. Die Schärfe in den Auseinandersetzungen lässt sich nur in einer konsequenten Historisierung nachvollziehen.

Annette Kuhn hat die in den 1970er Jahren entstehende Geschichtsdidaktik als Wissenschaft vom historischen Lernen mitbegründet. Sie hat die Vernunftbestimmungen des historischen Denkens in den Fundamenten der Geschichtswissenschaft zum Thema gemacht. Mit ihrer Position hat sie sich in zeitspezifische Deutungskämpfe um historisches Lernen eingeschrieben. Mit Blick auf die historischen Figurationen, in denen sie agierte, lässt sie sich mit ihrer an der Kritischen Theorie ausgerichteten Geschichtsdidaktik als Teil jener Diskursformation beschreiben, die die „zweite Gründung der Bundesrepublik“ vorbereitete (vgl. Kersting/Reulecke/Thamer 2010).

Als „eingreifende Denkerin“ zeigte sich Annette Kuhn auch anlässlich ihrer Bemühungen um eine Denomination ihres Lehrstuhls als „Frauengeschichte“. Ihre beharrlichen hochschulpolitischen Interventionen waren erfolgreich, denn sie erwirkte den

9 Mit Jörn Rüsen führte Annette Kuhn einen Diskurs über Liebe als Erkenntnisprinzip (vgl. Rüsen 1988: 517ff.; Kuhn 2003b: 20ff.).

ersten und bislang einzigen Lehrstuhl für ein „Lehrgebiet Frauengeschichte“. Mit der erstmaligen Be-Zeichnung eines deutschen Geschichtslehrstuhls als Frauengeschichte begann *expressis verbis* eine neue Ära in der Geschichte der Geschichtswissenschaften, denn diese Denomination brach mit der Vorstellung einer bis dahin unhinterfragten Universal-Geschichte (vgl. Schmidt 2012: 36ff.).

Während sie auf dem Feld ihrer eigenen, auf „Exzellenz“ bedachten Universität um akademische Autorität kämpfen musste, differenzierte sich das damals „Frauenforschung“ genannte Feld. Annette Kuhn hielt in den Diskussionen um Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, gendersensible Geschichtswissenschaft, feministische Geschichtswissenschaft stets an den Erkenntnismöglichkeiten einer Frauengeschichte fest. Ihr wurde in den geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzungen Autorität vor allem, aber nicht nur, von Frauen zugesprochen, die ihre gesellschaftliche Position aus größeren historischen Entwicklungsprozessen heraus verstehen wollten, um sie verändern zu können. So lassen sich an den Konflikten um den als „überholt“ diskutierten Ansatz exemplarisch Effekte der Akademisierung des Feminismus diskutieren.

Annette Kuhn bleibt bis heute umstritten: Während die einen in ihrer Frauengeschichtsschreibung wichtige Impulse für eine geschlechterdemokratische Geschichtskultur sehen, kritisieren andere einen historisch abgeleiteten Essenzialismus und die Vernachlässigung der Geschlechterverhältnisse. In der Historisierung der Frauen- und Geschlechterforschung wird ihre Bedeutung für die Formierungsphase anerkannt (vgl. Schmidt 2012; Schaser/Schnicke 2013; Bock 2015).

Die zeitgeschichtliche Intellektuellenforschung sieht die Autorität von Intellektuellen vor allem in transitorischen gesellschaftlichen Phasen. Sowohl die Diskurse um historisches Lernen im Geschichtsunterricht als auch die gesellschaftspolitische Rolle der Frauenbewegungen verweisen auf Demokratisierungsschübe, auf intellektuelle Auf- und Umbrüche, die sich in den 1970er, 1980er Jahren in der Bundesrepublik Bahn brechen – das Leitmotiv dazu lieferte gleichsam Willy Brandt 1969 mit seinem „Mehr Demokratie wagen“ in seiner ersten Regierungserklärung.

Man kann Kuhns leidenschaftliches Eintreten für eine Frauengeschichte nicht verstehen, ohne ihre Position als Geschichtsdidaktikerin mitzudenken. Als Geschichtsdidaktikerin, die sie in allen frauen- und geschlechtergeschichtlichen Diskussionen bleibt und die, ohne Geschichte als Wissenschaftsinhalt zu vernachlässigen, mit dieser stets „Geschichtsbewusstsein“ als Bildungsprozess verbindet, hält sie auch in Zeiten der Kompetenzdidaktik an der lebensweltlichen Fundierung von Interesse, Erkenntnis und Geschichtsbewusstsein fest. Dazu gehört es, sich reflexiv zur eigenen Praxis, zu den Prämissen des eigenen Tuns zu verhalten und diese transparent zu machen. Wird historisches Lernen verstanden als ein Gewinn von Wissen über Vergangenheit, mit dem man sich im Wandel der Zeiten zurechtfinden und Handlungsorientierungen hin zu einer geschlechterdemokratischeren Zukunft entwickeln kann, so liegt die Plausibilität einer frauengeschichtlichen Sicht für demokratische Traditionsbildung weiterhin auf der Hand (vgl. Schmidt 1999).

Annette Kuhn unterscheidet in ihren theoretischen Schriften zwischen „feministischem Bewusstsein“ und „feministischem Geschichtsbewusstsein“: „Im feministischen Bewusstsein werden die eigenen Erfahrungen immer wieder als neu, ohne Muster, ohne historisches Vorbild erlebt.“ Zum feministischen Bewusstsein müsse man

ein feministisches Geschichtsbewusstsein erarbeiten, das die an Heteronormativität orientierte Historiografie mit ihrer Definitionsmacht, Normsetzung und den Mechanismen der Nichtbeachtung hinterfragt und eigene feministische Zusammenhänge neu kontextualisiert (Kuhn 2003b: 21f.). Daran ließe sich in aktuellen Diskussionen um die Erkenntnisinteressen von Frauen- und Geschlechtergeschichte durchaus wieder anknüpfen.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1969). Erziehung nach Auschwitz. In Theodor W. Adorno, *Stichworte. Kritische Modelle 2* (S. 85–101). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Aly, Götz. (1999). Theodor Schieder, Werner Conze oder die Vorstufen der physischen Vernichtung. In Winfried Schulze & Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus* (S. 163–182). Frankfurt/Main: Fischer.
- Bock, Gisela. (1988). Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte. *Geschichte und Gesellschaft*, 14, 364–391.
- Bock, Gisela & Zimmermann, Margarete. (Hrsg.). (1997). Die Querelle des femmes in Europa. Eine begriffs- und forschungsgeschichtliche Einführung. *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung*, 2, 9–38.
- Bock, Hans Manfred. (2011). Der Intellektuelle als Sozialfigur. Neuere vergleichende Forschungen zu ihren Formen, Funktionen und Wandlungen. *Archiv für Sozialgeschichte*, (51), 591–643.
- Bock, Ulla. (2015). *Pionierarbeit: die ersten Professorinnen für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen 1984–2015*. Frankfurt/Main u. a.: Campus.
- Borries, Bodo von; Kuhn, Annette & Rösen, Jörn. (Hrsg.). (1984). *Geschichtsdidaktik Frau in der Geschichte*. Bd. 1–3. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- Bourdieu, Pierre. (2008). Für einen Korporatismus des Universellen. In Pierre Bourdieu, *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes* (S. 523–535). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Braun, Christina von. (2001). *Versuch über den Schwindel. Religion, Schrift, Bild, Geschlecht*. Zürich: Pendo Verlag.
- Brecht, Bertolt. (1967). Über eingreifendes Denken. In Bertolt Brecht, *Schriften zur Politik und Gesellschaft* (S. 158–177). Gesammelte Werke. Bd. 20. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Collini, Stefan. (2006). *Absent Minds. Intellectuals in Britain*. Oxford u. a.: Oxford University Press.
- Cyba, Eva. (2010). Patriarchat: Wandel und Aktualität. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Aufl.) (S. 17–22). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Drexl, Magdalena. (2006). *Weiberfeinde – Weiberfreunde. Die Querelles des femmes im Kontext konfessionspolitischer Konflikte um 1600*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Gagel, Walter. (2002). Der lange Weg zur demokratischen Schulkultur in den fünfziger und sechziger Jahren. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 45, 6–16.
- Gilcher-Holtey, Ingrid. (2007). *Eingreifendes Denken. Die Wirkungschancen von Intellektuellen*. Weilerswist: Velbrück.
- Goldenstedt, Christiane. (2013). „Du hast mich heimgesucht bei Nacht“. *Die Familie Kuhn im Exil*. Norderstedt: Books on Demand.
- Göttner-Abendroth, Heide. (2010). Matriarchat: Forschung und Zukunftsvision. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie,*

- Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Aufl.) (S. 23–29). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Habermas, Jürgen. (1968). *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hark, Sabine. (2005). *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hohls, Rüdiger & Jarausch, Konrad H. (Hrsg.). (2000). *Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus*. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Kelly, Joan. (1984). The Doubled Vision of Feminist Theorie. In Joan Kelly (Hrsg.), *Women, History and Theory* (S. 51–64). Chicago: University of Chicago Press.
- Kersting, Franz-Werner; Reulecke, Jürgen & Thamer, Hans-Ulrich. (Hrsg.). (2010). *Die zweite Gründung der Bundesrepublik. Generationenwechsel und intellektuelle Wortergreifungen 1955–1975*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Koselleck, Reinhart; Mommsen, Wolfgang J. & Rüsen, Jörn. (Hrsg.). (1977). *Objektivität und Parteilichkeit*. München: dtv.
- Kreisky, Eva. (2000). Intellektuelle als historisches Modell. In Eva Kreisky (Hrsg.), *Von der Macht der Köpfe. Intellektuelle zwischen Moderne und Spätmoderne* (S. 11–65). Wien: WUV.
- Kroll, Thomas & Reitz, Tilman. (2013). Zeithistorische und wissenssoziologische Zugänge. In Thomas Kroll & Tilman Reitz (Hrsg.), *Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland. Verschiebungen im politischen Feld der 1960er und 1970er Jahre* (S. 7–18). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kuhn, Annette. (1974). *Einführung in die Didaktik der Geschichte*. München: Kösel.
- Kuhn, Annette. (1980). Geschichtsdidaktik in emanzipatorischer Absicht. Versuch einer kritischen Überprüfung. In Hans Stüssmuth (Hrsg.), *Geschichtsdidaktische Positionen. Bestandsaufnahme und Neuorientierung* (S. 49–81). Paderborn u. a: UTB.
- Kuhn, Annette. (1982). Geschichtsdidaktik seit 1968. Zur Entstehungsgeschichte einer schwierigen wissenschaftlichen Disziplin. In Klaus Bergmann & Gerhard Schneider (Hrsg.), *Gesellschaft – Staat – Geschichtsunterricht. Beiträge zu einer Geschichte der Geschichtsdidaktik und des Geschichtsunterrichts von 1500–1980* (S. 415–443), Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- Kuhn, Annette. (1990). Wohin geht die Frauenforschung? In Anne Schlüter & Ingeborg Stahr (Hrsg.), *Wohin geht die Frauenforschung? Dokumentation des gleichnamigen Symposiums vom 11.–12. November 1988 in Dortmund* (S. 197–205). Köln, Wien: Böhlau.
- Kuhn, Annette. (2003a). *Ich trage einen goldenen Stern. Ein Frauenleben in Deutschland*. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Kuhn, Annette. (2003b). Die Anfänge unseres historischen Bewusstseins neu denken. In Andreas Körber (Hrsg.), *Geschichte – Leben – Lernen* (S. 17–29). Schwalbach/Taunus: Wochenschau-Verlag.
- Kuhn, Annette. (2010). *Historia. Frauengeschichte in der Spirale der Zeit*. Opladen, Farmington Hill: Budrich.
- Lerner, Gerda. (1991). *Die Entstehung des Patriarchats*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Lerner, Gerda. (1993). *Die Entstehung des feministischen Bewusstseins*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Lucke, Doris Mathilde. (2011). Rezension. *Historia. Frauengeschichte in der Spirale der Zeit*. In *Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW*, 29, 92–95.
- Morat, Daniel. (2011). Intellektuelle und Intellektuellengeschichte, Version: 1.0. *Docupedia-Zeitgeschichte*, 20.11.2011. Zugriff am 25. August 2015 unter http://docupedia.de/zg/Intellektuelle_und_Intellektuellengeschichte?oldid=106435.
- Nathaus, Klaus. (2012). Sozialgeschichte und Historische Sozialwissenschaft, Version: 1.0. *Docupedia-Zeitgeschichte*, 20.11.2011. Zugriff am 25. August 2015 unter http://docupedia.de/zg/Sozialgeschichte_und_Historische_Sozialwissenschaft?oldid=84656.

- Paletschek, Sylvia. (2006). Ermentrude und ihre Schwestern. Die ersten habilitierten Historikerinnen in Deutschland. In Henning Albrecht, Gabriele Boukrif, Claudia Bruns & Kirsten Heinsohn (Hrsg.), *Politische Gesellschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert* (S. 175–187). Hamburg: Krämer.
- Paletschek, Silvia. (2007). *Die Geschichte der Historikerinnen. Zum Verhältnis von Historiographiegeschichte und Geschlecht*. Freiburger Frauenstudien, 20, 27–49.
- Pizan, Christine de. (1986). *Das Buch von der Stadt der Frauen*. Aus dem Mittelfranzösischen übers. u. mit e. Kommentar und e. Einleitung versehen von Margarete Zimmermann. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.
- Puhle, Hans-Jürgen. (1981). Warum gibt es so wenig Historikerinnen? Zur Situation der Frauen in der Geschichtswissenschaft. *Geschichte und Gesellschaft*, 7, 364–393.
- Rau, Johannes. (1985). *Wir erneuern Nordrhein-Westfalen – ökologisch und ökonomisch*. Regierungserklärung vor dem Landtag Nordrhein-Westfalen am 10. Juni 1985. Düsseldorf.
- Rüsen, Jörn. (1988). „Schöne Parteilichkeit“. Feminismus und Objektivität in der Geschichtswissenschaft. In Jörn Rüsen & Ursula A. J. Becher (Hrsg.), *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive* (S. 517–542). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Sandkühler, Thomas. (Hrsg.). (2014). *Historisches Lernen denken. Gespräche mit Geschichtsdidaktikern der Jahrgänge 1928–1947*. Göttingen: Wallstein.
- Schaser, Angelika & Schnicke, Falko. (2013). Der lange Marsch in die Institution: zur Etablierung der Frauen- und Geschlechtergeschichte an westdeutschen Universitäten (1970–1990). *Jahrbuch für Universitätsgeschichte*, 16, 79–110.
- Schmidt, Uta C. (1999). Politeia – eine frauengeschichtliche Sicht auf die deutsche Zeitgeschichte. *metis*, 8(16), 5–21.
- Schmidt, Uta C. (2012). *Das Netzwerk Frauenforschung NRW. Geschichte und Gegenwart einer Wissenschaftsinstitution* (Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW Nr. 13). Essen.
- Schreiber, Waltraud. (2005). *Die Schulreform in Hessen zwischen 1967 und 1982*. Neuried: ars una.
- Schwienhorst-Schönberger, Ludger (2015). Stichwort: Zeit, Zeitverständnis (AT). Wissenschaftliches Portal der Deutschen Bibelgesellschaft. Zugriff am 25. August 2015 unter www.bibelwissenschaft.de/stichwort/35286/.
- Studiengruppe „Theorie der Geschichte“ (1977–1990). *Beiträge zur Historik 1–6*. Hrsg. von der Werner-Reimers-Stiftung. München: dtv.
- Tröger, Annemarie. (1976). Die Dolchstoßlegende der Linken: „Frauen haben Hitler an die Macht gebracht“. In Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.), *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen. Juli 1976* (S. 324–355). Berlin (West): Courage-Verlag.
- Vigl, Matthias. (2012). Tagungsbericht zu „un/diszipliniert?“ Methoden, Theorien und Positionen der Frauen- und Geschlechtergeschichte. 27.02.2012–29.02.2012, Wien. *H-Soz-u-Kult*, 31.03.2012. Zugriff am 25. August 2015 unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4177>.
- Vincken, Barbara. (2010). Die Intellektuelle: gestern, heute, morgen. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 40, 13–18.
- Weniger, Erich. (1926). *Die Grundlagen des Geschichtsunterrichts. Untersuchungen zur geisteswissenschaftlichen Didaktik*. Leipzig: Teubner.
- Zimmermann, Margarete. (1986). Einleitung. In Christine de Pizan, *Das Buch von der Stadt der Frauen*. Aus dem Mittelfranzösischen übers. u. mit e. Kommentar und e. Einleitung versehen von Margarete Zimmermann (S. 9–33). Berlin: Orlanda-Frauenverlag.

Zur Person

Uta C. Schmidt, Dr., z. Zt. wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW. Arbeitsschwerpunkte: kulturwissenschaftliche Forschungen im Schnittfeld von Macht, Raum, Wissen, Geschlecht.

Kontakt: Universität Duisburg-Essen, Berliner Platz 6-8, 45127 Essen

E-Mail: uta.schmidt@uni-due.de

Madeleine de Scudéry – Intellektuelle *avant la lettre*?

Zusammenfassung

Intellektuelles Engagement wird in Frankreich häufig mit männlichen Akteuren und einem couragierten Eintreten für die universellen Werte der Aufklärung assoziiert. Schon im frühmodernen Frankreich des 17. Jahrhunderts waren jedoch auch Frauen – entgegen bestehender Standes- und Geschlechterkonventionen – intellektuell tätig. Als Schriftstellerinnen und Salonbetreiberinnen thematisierten einige von ihnen die Ungleichheit von Frauen und Männern und entwarfen Modelle für respektvollere Geschlechterbeziehungen. Eine dieser – sowohl in anerkennendem wie auch in spöttischem Sinne – als „Preziöse“ bezeichneten Frauen war die Schriftstellerin Madeleine de Scudéry. Da sie sich in ihrem literarischen Werk und auch in ihren persönlichen Lebensentscheidungen in unkonventioneller und reflektierter Weise mit für Frauen sehr problematischen Themen wie „Bildung“, „Ehe“ oder „Schreiben und Publizieren“ auseinandersetzte, stellt sie gleichzeitig eine Ausnahmefigur ihrer Zeit und den Prototyp einer frühen Intellektuellen dar.

Schlüsselwörter

Intellektuelles Engagement, Frankreich, 17. Jahrhundert, Autorinnenschaft, Ehe, Preziöse, Scudéry

Summary

Madeleine de Scudéry – an intellectual woman in early modern France

In France, the idea of intellectual endeavour is closely associated with male actors defending the universal values of the Enlightenment. However, women already led an intellectual life back in 17th century France, notwithstanding contemporary social and gender-related conventions. As writers and salon hostesses, several of these women pleaded for more respectful gender relations and criticized existing inequalities between women and men. Madeleine de Scudéry was one of these women, who were called *précieuses* by their contemporaries. In both her literary writing and the choices she made in her personal life she confronted difficult topics for women, such as “education and knowledge”, “marriage” and “female authorship”. Madeleine de Scudéry adopted unconventional positions and took unorthodox personal decisions, and engaged in a profound reflection of women’s living conditions, which made her both an exceptional figure in her time and the prototype of an early intellectual.

Keywords

intellectual endeavour, France, 17th century, female authorship, marriage, *précieuses*, Scudéry

Einleitung

Der Begriff „Intellektuelle“ wird in Frankreich seit dem Eintreten des Schriftstellers Émile Zola für den unschuldig verurteilten jüdischen Hauptmann Alfred Dreyfus im Jahr 1898 als Bezeichnung für Schriftsteller_innen und Wissenschaftler_innen verwendet, die sich über ihre professionelle Tätigkeit hinaus zu gesellschaftlichen und politischen Fragen positionieren und sich dabei auf universelle Prinzipien berufen (vgl. Jurt 2012: 11f.; Julliard/Winock 2009: 14–16). Die Figur des Intellektuellen ist seitdem in der französischen Gesellschaft tief verankert; sie ist mit der Vorstellung von moralischer

Autorität verbunden und ruft in der Regel Assoziationen mit männlichem geistigem Schaffen und politischem Wirken hervor. Der Philosoph Jean-Paul Sartre schrieb bei der Gründung der Zeitschrift *Les Temps Modernes* 1945 dem Schriftsteller eine universelle Verantwortung zu, da er durch das Wort Sinn stifte und somit auch sein Schweigen oder seine Passivität eine Stellungnahme beinhalteten. Sartre prägte das Konzept der „engagierten Literatur“ und wurde durch seine zahlreichen Interventionen – häufig gemeinsam mit Simone de Beauvoir – zum Typus des „engagierten Intellektuellen“ schlechthin. Die dadurch erlangte Autorität und der Einfluss auf das Denken eines sehr weiten gesellschaftlichen Spektrums sicherten ihm bis in die 1960er Jahre eine quasi-hegemoniale Stellung im intellektuellen Feld, sodass er im Nachhinein als der „totale Intellektuelle“ bezeichnet wurde (vgl. Jurt 2012: 173–175), womit auch Kritik am Konzept des „Intellektuellen“ an sich aufkam. Während es Sartre darum ging, für universelle Werte einzutreten, setzte sich ein Intellektueller wie Michel Foucault für spezifische Belange ein, etwa für die Lebensbedingungen von Inhaftierten. Neben dem Typus des „universellen Intellektuellen“ entstand somit der Typus des „spezifischen Intellektuellen“ (vgl. Jurt 2012: 225–228). Seit dem Tod Pierre Bourdieus herrscht vor allem der Typus des medienwirksamen Intellektuellen vor, wie etwa Bernard-Henri Lévy ihn verkörpert.

Als Vorgänger der französischen Intellektuellen des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts können die aufklärerischen Philosophen des 18. Jahrhunderts betrachtet werden. Émile Zola ebenso wie Jean-Paul Sartre bezogen sich in ihrem Handeln und ihrem Selbstverständnis auf Voltaire und dessen Eintreten für den unschuldig verurteilten protestantischen Kaufmann Jean Calas in den Jahren 1761–1765. Sie knüpften damit an die seit der Aufklärung bestehende Tradition des Schriftstellers an, „der nicht nur durch die ästhetische Qualität seines Werkes auf Resonanz stieß, sondern auch politisch durch sein Wort wirkte“ (Jurt 2012: 19). Gerade im 18. Jahrhundert waren Salons und neu entstehende Presseorgane wichtige Stätten zur Ausbildung einer gewissen Form der Öffentlichkeit, in der Philosophen und Schriftsteller aufklärerische und herrschaftskritische Themen zur Debatte stellen konnten (vgl. Jurt 2012: 19–23).¹

Wie der kurze Überblick zeigt, ist das Konzept des „Intellektuellen“ in Frankreich vor allem männlich geprägt und mit den Idealen der Aufklärung verbunden.² Florence Rochefort stellte daher anlässlich der Herausgabe des Heftes *Intellectuelles* der Zeitschrift *Clio. Femmes, Genre, Histoire* im Jahr 2001 die Frage, warum in Frankreich intellektuelle Frauen in der Regel unsichtbar bleiben. Rochefort geht davon aus, dass die mehrere Jahrhunderte währende Ausgrenzung von Frauen aus der Politik, dem öffentlichen Leben und der Sphäre des Wissens ihnen auch die intellektuelle Legitimität abgesprochen habe. Trotz des Ausschlusses vom öffentlichen Leben und der Ächtung des Übertretens von Geschlechtergrenzen seien Frauen über die Jahrhunderte künstlerisch, wissenschaftlich, politisch und publizistisch tätig gewesen. Welche dieser Frauen sind jedoch als Intellektuelle zu bezeichnen? Sind, um dies festzustellen, männlich geprägte Kategorien von Intellektualität anzuwenden oder hatten Frauen angesichts be-

1 Zur „Archäologie des engagierten Intellektuellen“ siehe Burguière 2005: 140–143.

2 Antonio Gramsci entwickelte in Abgrenzung zu diesem von den Idealen der Aufklärung geprägten Verständnis eines Intellektuellen den Typus des „organischen Intellektuellen“, der nicht außerhalb der gesellschaftlichen Klassen steht, sondern in seiner eigenen sozialen Klasse und aus ihr heraus agiert (vgl. Gramsci 1992: 490 und 528, 1994: 1237 und 1490, 1996: 1500–1520 und 1531).

sonderer Schaffens- und Wirkensbedingungen eigene Strategien, um öffentlich und im Sinne übergeordneter Werte tätig zu sein? Für Rochefort muss intellektuelles Handeln zwei Grundvoraussetzungen erfüllen: Es muss einer kritischen Haltung entspringen und in der einen oder anderen Weise öffentlichkeitswirksam sein. Sie weist gleichzeitig auf die Problematik hin, dass Intellektualität, so selten sie Frauen überhaupt zugeschrieben wird – wie etwa Germaine de Staël (1766–1817), Simone Weil (1909–1943) oder Simone de Beauvoir (1908–1986) –, nur durch den Zugang zu höherer Bildung und für Eliteangehörige möglich war und ist. Nicht zuletzt aus diesem Grund hält sie es für notwendig, gerade in historischer Perspektive ein breites Verständnis von Intellektualität anzulegen, um kritisches öffentliches Handeln von Frauen angemessen erfassen und würdigen zu können (vgl. Rochefort 2001: 5–7).

Wenn wir einen Blick in die französische Geschichte werfen, treten gerade in der Zeit vor dem 18. Jahrhundert – und damit vor der Aufklärung – herausragende weibliche Figuren auf den Plan, die ein intellektuelles Leben im Sinne einer eigenen geistigen und schriftstellerischen Tätigkeit führten und dabei ein gesellschaftliches und teilweise auch politisches Engagement vertraten. Das 17. Jahrhundert kannte Philosophinnen wie Marie de Gournay (1565–1645), Salonbetreiberinnen wie Catherine des Loges (1584–1641) oder Catherine de Rambouillet (1588–1665) sowie Schriftstellerinnen wie Madeleine de Scudéry (1608–1701) und Marie-Madeleine de La Fayette (1643–1693), um nur einige zu nennen. Danielle Haase-Dubosc stellt die Frage, ob diese Frauen als „Intellektuelle“, „Frauen des Geistes“ oder als „gelehrte Frauen“ zu bezeichnen sind, zumal der Begriff „Intellektuelle/r“ erst im 20. Jahrhundert in französischen Wörterbüchern erscheint. Haase-Dubosc definiert daher für das 17. Jahrhundert „Intellektuelle“ als „diejenigen, die eine ausgeprägte (oder exzessive) Vorliebe für Dinge des Intellekts und des Geistes haben“ [...] – deren Denken einen kurz- oder langfristigen Widerhall in der zivilen Gesellschaft findet“ (Haase-Dubosc 2001: 43, Übers. JH).³ Am Beispiel der Erfolgsschriftstellerin Madeleine de Scudéry soll im Folgenden gefragt werden, ob es Frauen im 17. Jahrhundert möglich war, als „Intellektuelle“ zu leben und in Erscheinung zu treten, und wenn ja, welchem Konzept von „Intellektualität“ dies entsprach.

Das Werk Madeleine de Scudérys wurde bislang hauptsächlich aus literaturwissenschaftlicher und literaturhistorischer Perspektive erforscht. Da eine Aussage über das intellektuelle Wirken Madeleine de Scudérys nur vor dem Hintergrund der besonderen Lebensbedingungen von Frauen ihres Standes im 17. Jahrhundert möglich ist, wird ihre literarische Tätigkeit im Folgenden unter spezieller Berücksichtigung der Faktoren betrachtet, die den Rahmen für diese Tätigkeit darstellen: der Zugang zu Bildung, das Arrangement mit männlicher Herrschaft im privaten Bereich, die Sicherung des Lebensunterhaltes ohne eigenes Vermögen, die gesellschaftliche (In-)Akzeptanz weiblichen Schreibens und Denkens, die Positionierung innerhalb eines sich wandelnden politischen Feldes. Die Inhalte der Scudéryschen Texte und die Lebensform der Autorin sind sehr eng miteinander verknüpft und wurden für die verschiedenen Textgattungen und Etappen ihres umfangreichen Werkes unter verschiedenen Genders Gesichtspunkten

3 Originalzitat: „J’entends par là autant ceux et celles, qui ont un goût prononcé (ou excessif) pour les choses de l’intelligence, de l’esprit“ [...] – dont la pensée a un certain retentissement dans la société civile, à courte ou à plus longue échéance“ (Haase-Dubosc 2001: 43).

bereits analysiert. Im Folgenden wird daher keine eigene Textexegese vorgenommen, sondern vielmehr eine Annäherung an die Person Madeleine de Scudéry anhand existierender Interpretationen ihres Werkes und dessen Verschränkung mit dem gesellschaftlichen und politischen Kontext ihrer Zeit. Biografische Aspekte spielen dabei eine zentrale Rolle, weil anhand persönlicher Entscheidungen innerhalb limitierter Handlungsmöglichkeiten über inhaltliche Positionierungen hinaus die intellektuelle Praxis im lebensweltlichen Handeln nachgezeichnet werden kann. Dies ist für Madeleine de Scudéry in besonderem Maße relevant, denn „[w]as diese frühe Berufsschriftstellerin verkörperte, war kaum weniger eindrucksvoll und wirkmächtig als ihr umfangreiches literarisches *Euvre*“ (Koloch 2011: 165).

Von der Provinz nach Paris: literarisches Schaffen in politisch bewegten Zeiten

Madeleine de Scudéry gilt als eine Vorläuferin des französischen Feminismus (Aragonnès 1934: 6). Sie wurde 1607 oder 1608 – im Frankreich Heinrich IV. und Maria de Medicis⁴ – in Le Havre in der Normandie geboren⁴ und starb 1701 in Paris in der Zeit Ludwigs XIV. im Alter von 93 Jahren. Scudéry's gesellschaftliches Wirken und literarisches Schaffen reflektieren die ästhetischen, sozialen und politischen Entwicklungen eines großen Teils des 17. Jahrhunderts und bieten weitreichende Reflexionen über die Situation von Frauen und die Geschlechterverhältnisse in dieser Zeit. Sie wuchs nach dem Tod ihrer Eltern ab 1613 im Haus ihres Onkels in Rouen auf. Dort hatte sie die – für Frauen ihrer Zeit keineswegs selbstverständliche – Möglichkeit, sich zu bilden. Sie lernte Italienisch und Spanisch, las Petrarca, Ariost, Tasso und Plutarch und eignete sich historische Kenntnisse vor allem der Antike an. Neben der Lektüre bildete sie sich auch durch und in der Konversation, was zur damaligen Zeit fundamental für die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben war (vgl. Maignien 1991: 10).⁵ Als sie um 1635 im Alter von knapp 30 Jahren ihrem Bruder Georges de Scudéry nach Paris folgte, wurde sie trotz ihrer Herkunft aus dem niederen Adel in kulturell bedeutenden Kreisen aufgenommen. Sie besuchte den Salon der Marquise de Rambouillet, der bis zum Ausbruch der Fronde 1648⁶ einen der künstlerisch und gesellschaftlich bedeutendsten Treffpunkte für

4 Über das genaue Geburtsdatum besteht Uneinigkeit. Nicole Aronson gibt den 15. November 1607 an, während Renate Baader darauf hinweist, dass im Taufregister von Notre-Dame du Havre der 1. Dezember 1608 vermerkt sei (Aronson 1986: 82; Baader 1999a: 160).

5 Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Konversation im Frankreich des 17. Jahrhunderts vgl. u. a. Fumaroli (1992) oder Craveri (2002).

6 Die Fronde (1648–1653) war eine innerfranzösische Auseinandersetzung, während der sich in verschiedenen Etappen gesellschaftliche Kräfte, wie etwa der Amtsadel und Angehörige der hohen Geschlechter des Schwertadels, der unter Ludwig XIII. durch Kardinal de Richelieu herbeigeführten zunehmenden Machtkonzentration in den Händen des Monarchen widersetzen. Weibliche Angehörige dieser Adelsgeschlechter spielten eine bedeutende politische und teilweise auch militärische Rolle in dieser fünf Jahre dauernden Auseinandersetzung. Durch das Scheitern der Fronde wurde es dem damals noch minderjährigen Ludwig XIV. bei seinem Amtsantritt möglich, die später als Absolutismus bezeichnete Herrschaftsform zu errichten (vgl. u. a. Hergenhan 2012: 75–77).

Schriftsteller_innen und Adlige außerhalb des königlichen Hofes darstellte.⁷ Die Türen öffnete ihr einerseits die Tatsache, dass ihr Bruder zu jener Zeit schon ein bekannter Schriftsteller war. Vor allem aber war Madeleine de Scudéry selbst trotz ihrer Herkunft aus der Provinz auf die gleichzeitig spielerische und geistreiche Salonkultur gut vorbereitet. „Bildung, Geschmack und Stilgefühl sicherten ihr die Sympathien dieses hocharistokratischen Salons“ (Baader 1999a: 160).

In Paris verfasste Madeleine de Scudéry Porträts von Salonbesucher_innen⁸ sowie imaginierte Held_innenreden, sogenannte „Harangues“ – eine beliebte literarische Gattung ihrer Zeit. Unter dem Namen ihres Bruders Georges de Scudéry erschienen ab 1641 literarische Werke, die anteilig und teilweise auch ganz aus der Feder Madeleine de Scudéry stammten und die ihr auch von Zeitgenoss_innen schon zugeschrieben wurden (vgl. Breitenstein 2008: 341; Baader 1999a: 160; Aronson 1986: 37–45). Madeleine de Scudéry begann in dieser Zeit mit der Arbeit an ihrem großen Romanwerk, das vor allem durch die beiden zehnbändigen Romane *Artamène, ou le Grand Cyrus* (1649–1653) und *Clélie. Histoire romaine* (1654–1660) bekannt ist. Es handelt sich hierbei um verschlüsselte Chroniken des gesellschaftlichen und politischen Lebens ihrer Zeit. Sie waren vom Publikum außerordentlich gefragt und „in den Jahren ihres Erscheinens Bestseller mit der Auflage von Gebetbüchern, für die eigens ein Ausleihverkehr eingerichtet wurde“ (Baader 1999a: 159).

Während der bürgerkriegsartigen Auseinandersetzungen der Fronde 1648–1653 kam das Pariser Salonleben zum Stillstand, ebenso wie die literarische Produktion. Madeleine de Scudéry dokumentierte in dieser Zeit mit ihrem Roman *Artamène, ou Le Grand Cyrus* in verschlüsselter Form die politischen und militärischen Aktivitäten der weiblichen Frontfiguren des Aufstands – wie etwa der Prinzessin von Condé, der Herzogin von Chevreuse, der Herzogin von Longueville oder der Cousine Ludwigs XIV., der Herzogin von Montpensier. Scudéry brachte somit von Beginn der Auseinandersetzungen an die politischen und militärischen Geschehnisse sowie die zentrale Rolle der Frauen des Hochadels einem breiten Publikum zur Kenntnis. In den Jahren 1652 und 1653 erschien in Frankreich nur ein einziger Roman, nämlich der achte, neunte und zehnte Band von *Artamène, ou Le Grand Cyrus* von Madeleine de Scudéry. Alle Bände sind der Herzogin von Longueville, einer der aktivsten Kämpferinnen der Fronde aus dem Adelsgeschlecht der Condé, gewidmet. Dies deutet auf die Sympathie der Autorin für die Herzogin hin und kann als eine implizite politische Parteinahme für die Aufständischen und gegen Ludwig XIV. gewertet werden. Diese Parteinahme war für Madeleine de Scudéry nicht ohne Risiko, denn ihre gesellschaftliche Stellung war keineswegs so gefestigt, als dass sie auf das Wohlwollen des Monarchen hätte verzichten können, zumal der Sieg des monarchischen Lagers zum Ende des Konflikts hin absehbar war.

Nach der Fronde wurde das politische Handeln der aufständischen Akteurinnen sanktioniert, indem sie und viele andere Mitglieder des Adels aus Paris verbannt wur-

7 Eine detaillierte Beschreibung der Zusammenkünfte im Hôtel de Rambouillet bietet u. a. Donnay (1937: 233–241).

8 Die erst später so genannten „Salons“ waren gemischtgeschlechtliche Räume, in denen Frauen und Männer auf Einladung der Salonbetreiberin miteinander verkehrten. Die Mitgliedschaft in Akademien hingegen war im Frankreich des 17. Jahrhunderts in der Regel Männern vorbehalten (vgl. Tufani 1995: 23).

den oder sich vorsichtshalber selbst in ein Kloster oder auf ihre weit von Paris entfernt liegenden Güter zurückzogen.⁹ Joan DeJean nimmt daher an, dass der literarische Schaffensdrang einiger dieser Frauen – wie etwa der Herzogin von Montpensier, Anne-Marie-Louise d'Orléans, genannt „la Grande Mademoiselle“ – in direktem Zusammenhang mit den eingeschränkten politischen Wirkungsmöglichkeiten von Frauen ab der Mitte des 17. Jahrhunderts infolge ihrer aktiven Rolle während der Fronde steht. Madeleine de Scudéry gelang es durch eine gekonnte Gestaltung ihres Werkes, ihre Loyalität gegenüber der Monarchie zu beweisen, auch wenn dies angesichts ihrer vorherigen Sympathien für die aufständischen Held_innen der Fronde paradox erscheinen mag (vgl. DeJean 1991b: 155–161). Um Ludwig XIV. für sich zu gewinnen, pries sie ihn in späten Werken als perfekten Vertreter der galanten Geselligkeit, d. h. der Werte, die sie dem Salonleben zuschrieb (vgl. Meier 2012: 162f.). Hier wird die intellektuelle Rolle Madeleine de Scudéry's deutlich: Durch hohes schriftstellerisches Geschick gelingt es ihr, während eines hochpolitischen militärischen Konflikts im Mittelpunkt der literarischen Szene zu stehen. Gleichzeitig exponiert sie sich politisch nur so weit, dass sie sich nicht den Weg versperrt, auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine zentrale Rolle im öffentlichen Leben spielen zu können. Allerdings wandelten sich ihre Themensetzungen nach der Fronde dahingehend, dass nun weniger das öffentliche Handeln von Frauen im Zentrum stand als vielmehr die Gestaltung der Geschlechterbeziehungen im privateren Raum.

Jean Rabaut geht davon aus, dass das Scheitern der Fronde – und damit ihrer Protagonistinnen – dazu führte, dass sich in den Salons der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein Widerstand gegen die unter Ludwig XIV. herrschenden Geschlechterverhältnisse bildete (vgl. Rabaut 1978: 27). Nachdem der Salon Catherine de Rambouillet nach der Fronde dauerhaft geschlossen blieb, eröffnete Madeleine de Scudéry 1654 ihren eigenen Kreis, der bis ins Jahr 1660 jeweils samstags in ihrer Wohnung in der Rue de Beauce im Pariser Stadtteil Marais zusammenkam. Hier wurde die Kunst der Konversation in der Tradition des Hôtel de Rambouillet weiter betrieben. Neben Themen aus den Bereichen Kunst, Kultur, Wissenschaft und Philosophie wurden Fragen des sprachlichen Ausdrucks und insbesondere die Beziehungen der Geschlechter verhandelt. Die Ideen René Descartes' stellten einen wichtigen Hintergrund für diese Gespräche dar (vgl. Harth 1991: 147–150). Renate Baader etwa schreibt Madeleine de Scudéry's Eintreten für die prinzipielle Gleichheit von Frauen und Männern dem Umstand zu, dass sie zur Zeit von Descartes lebte und von seinen Ideen geprägt gewesen sei (vgl. Baader 1999b: 12f.). Gleichzeitig sieht Baader darin eine Erklärung für die spätere Marginalisierung Scudéry's im Zeitalter der Aufklärung: „Im Unterschied zu der historisch siegreichen männlich-bürgerlichen Aufklärung, die die Inegalität der Geschlechter mit einer mythisch beschworenen komplementären Weiblichkeit wirkungsmächtig zu legitimieren vermochte“, habe Scudéry „einen Fortschritt in den Blick“ gerückt, „an dessen Anfang das von Entfremdung und Diktat befreite, mündige, versöhnte und ebenbürtige Paar steht“ (Baader 1999a: 169).

Madeleine de Scudéry führte die Debatten zu den oben genannten Themen in ihrem Salon und gleichzeitig in ihrem literarischen Werk. Sie kommentierte politische und gesellschaftliche Geschehnisse und prägte in ihren Werken den literarischen Stil ihrer

9 Zur Situation des Schwertadels nach der Fronde siehe u. a. Solte-Gresser 2005: 181f.

Zeit in seinen sich wandelnden Entwicklungsformen. Als große Romane mit weit verschlungenen Handlungen und chiffrierten Bedeutungen nicht mehr den Geschmack des Publikums trafen und Held_innengeschichten des Adels politisch nicht mehr erwünscht waren,¹⁰ wandte sich Madeleine de Scudéry in den 1660er Jahren der literarischen Form der Novelle zu. Ab 1680 veröffentlichte sie im Alter von über 70 Jahren noch ein mehrbändiges Werk imaginierter Salonkonversationen (vgl. Craveri 2002: 424). Ihre Berühmtheit in Europa galt als mindestens ebenso groß wie in ihrem eigenen Land. Ihre Werke wurden schon zu Lebzeiten in zahlreiche europäische Sprachen ebenso wie ins Arabische übersetzt (vgl. Aragonnès 1934: 6; Baader 1999a: 160f.). In Deutschland erschienen die ersten Übersetzungen ihrer Werke ab 1645 (vgl. Stauffer 2012: 252). „Madeleine de Scudéry war bis zur Frühaufklärung die erfolgreichste Schriftstellerin im deutschen Sprachraum“, stellt Sabine Koloch fest (Koloch, 2011: 57, Fn 201). Scudéry sei bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum die einflussreichste, da die am meisten übersetzte, gelesene und zum Muster genommene Autorin gewesen (Koloch 2011: 287f.). Sie erhielt Preise für ihr literarisches Schaffen und wurde 1684 in die italienische *Accademia dei Ricovrati* in Padua aufgenommen. Diese institutionelle Form der künstlerischen Anerkennung erfuhr Madeleine de Scudéry allerdings nur im Ausland. In Frankreich verschloss sich das literarische Feld für Frauen im Laufe des 17. Jahrhunderts zunehmend und eine Aufnahme in die 1635 gegründete *Académie française* blieb ihr verwehrt. Sie verlieh ihr 1671 lediglich den Preis für Eloquenz für ihren *Discours de la Gloire* (vgl. Aronson 1986: 288f.; DeJean 1991b: 167).

Feminismus und Anti-Feminismus im Leben Madeleine de Scudéry

Das 17. Jahrhundert ist dafür bekannt, dass – insbesondere in der ersten Hälfte – Frauen der höheren Schichten eine bedeutende Rolle in vielen Bereichen des öffentlichen Lebens spielten. Die Frage der Gleichheit bzw. der Ungleichheit von Frauen und Männern sowie der Unterschiede zwischen den Geschlechtern blieb indes umstritten und führte zur Veröffentlichung zahlreicher Traktate, die als Teil der *Querelles des femmes* bekannt wurden. In diesen Schriften wurde in häufig essenzialistischer Weise darüber diskutiert, wie Frauen und Männer „von Natur aus“ seien; und auch darüber, welche sozialen Rollen, Verhaltensweisen und Formen des Zusammen- oder Getrenntlebens sie einnehmen sollten (vgl. u. a. Dorlin 2000: 24–28; Timmermans 1993: 281–390; Maclean 1977: 90–118). Madeleine de Scudéry nahm durch ihre Lebensführung, ihr Wirken, den Inhalt ihrer Schriften sowie die Themensetzungen ihrer Salongespräche an diesen Auseinandersetzungen zur Geschlechterfrage teil. Sie ließ die Protagonist_innen ihrer Romane und Novellen innere Konflikte und Fragen zum Umgang der Geschlechter miteinander verhandeln. In den Konversationen in ihrem Salon ebenso wie in den fiktiven Salonchroniken ihrer Romane werden Formen des angemessenen und respektvollen

10 Ludwig XIV. sah die Erinnerung an das militärische Heldentum des Adels, insbesondere während der Fronde, als Bedrohung seiner Form der Herrschaft (vgl. Meier 2012: 155).

Umgangs der Geschlechter diskutiert. Anhand der berühmten *Carte du tendre*, einer allegorischen Landkarte möglicher Gefühlslandschaften und Beziehungswege, die in ihrem Salon unter Mitwirkung von Paul Pellisson entworfen und im ersten Band ihres zweiten großen Romanwerks *Clélie* vorgestellt wird (Scudéry 2001–2005: 179), werden kasuistisch Problematiken und Ideale des Umgangs der Geschlechter im Bereich der Gefühle miteinander diskutiert. Die Frage der Eheschließung spielt dort eine große Rolle (vgl. DeJean 1991b: 160–163). In einer Zeit, in der Stand und Vermögen für die Auswahl der Ehepartner ausschlaggebend waren und der Vater als Familienoberhaupt seine Tochter zu einer Heirat oder zum klösterlichen Gelübde zwingen konnte, hatte eine Frau in der Regel keinen Einfluss auf die Wahl ihres Ehemannes. War keine entsprechende Mitgift vorhanden oder sollte daran gespart werden, wurden junge Frauen häufig auch mit wesentlich älteren Männern verheiratet. Die weltliche Ehelosigkeit war für Frauen als Lebensmodell nicht vorgesehen. Madeleine de Scudéry widersetzte sich dennoch den einzigen beiden gesellschaftlich akzeptierten Formen der weiblichen Existenz, der Ehe mit einem Mann oder dem Eintritt in ein Kloster, indem sie ledig blieb. In ihren Romanen legte sie, meist über die Figur der Sapho, ihre Abneigung gegen die Ehe dar, wie beispielsweise im letzten Band des *Cyrus*-Romans:

„[...] il y a des hommes fort honnestes gens, qui meritent toute mon estime, & qui pourroient mesme acquerir vne partie de mon amitié: mais encore vne fois, dés que ie les regarde comme Maris, ie les regarde comme des Maistres: & comme des Maistres si propres à devenir Tirans, qu'il n'est pas possible que ie ne les haïsse dans cét instant là: & que ie ne rende graces aux Dieux de m'avoir donné vne inclination fort opposée au Mariage.“ (Scudéry 1972: Bd. 10, 344)¹¹

In Band 10 des *Cyrus*-Romans stellt Scudéry der Ehe als Alternative die „Liebesfreundschaft“ oder die „zärtliche Freundschaft“ entgegen. Diese *amitié tendre* stellt eine Verbindung dar, die auf leidenschaftsfreier Liebe und Freundschaft sowie auf einem gleichen Bildungsniveau beider Partner_innen beruht und sich durch den Austausch im Gespräch, durch gemeinsame gesellschaftliche Aktivitäten und kulturelle Betätigungen verwirklicht. Die „Liebesfreundschaft“ bietet gegenseitige Wertschätzung, die Gleichwertigkeit der Partner_innen und die Möglichkeit der lebenslangen Bildung und Subjektwerdung – vor allem für Frauen (vgl. Baader 1995: 45f.). Renate Baader sieht in diesen Lebens- und Selbstentwürfen eine Fortschrittsutopie im Sinne einer „weiblichen Aufklärung“. Nicht nur, weil diese Lebens- und Selbstentwürfe die Gleichwertigkeit und Gleichstellung der Geschlechter als Ideal beinhalten, sondern weil sie darüber hinaus auch eine konstitutionelle Monarchie sowie ein religiös pluralistisches und tolerantes Staatswesen imaginierten (vgl. Baader 1995: 44–46; Baader 1999a: 165f.) – was im Frankreich Ludwigs XIV. ein bemerkenswertes Denkmodell darstellte. Madeleine de Scudéry führte selbst eine auf Freundschaft basierende nichteheliche Lebenspartnerschaft mit dem Schriftsteller Paul Pellisson, die 40 Jahre lang, bis zum Tod des Schriftstellers 1693, andauerte (vgl. u. a. Aronson 1986: 237). Die intellektuelle Reflexion

11 „[...] es gibt durchaus ehrbare Männer, die meine volle Wertschätzung verdienen und die sogar einen Teil meiner Freundschaft erlangen könnten. Aber, noch einmal, sobald ich sie als Ehemänner betrachte, werden sie zu Herrschern, und von Herrschern werden sie zu Tyrannen, und von da an kann ich sie nur noch hassen; und ich danke Gott für die Gnade, dass er mir eine so starke Abneigung gegen die Ehe gegeben hat.“ (Übers. JH)

geschlechtlicher Machtverhältnisse geht bei Madeleine de Scudéry mit einer intellektuellen Praxis einher, bei der sie sich durch gesellschaftlich widerständiges Verhalten einer solchen Machtausübung gegenüber ihrer eigenen Person widersetzt. Indem sie die Eheschließung ebenso ablehnt wie den Verzicht auf ein öffentliches Leben und diese Entscheidungen in ein intellektuelles Konzept einbettet, schafft sie ein neues Rollenmodell für Frauen, das auf gelebter Geschlechtergleichheit beruht.

Madeleine de Scudéry maß insbesondere dem sprachlichen Ausdruck eine zentrale Rolle bei der Entwicklung eines „zivilisierten“ Umgangs der Geschlechter miteinander bei.¹² Frauen, die an ihren Salonunterhaltungen teilnahmen, selbst schriftstellerisch tätig waren oder eigene Salons betrieben, beteiligten sich an diesen Debatten und legten ebenfalls Wert auf respektvolle Umgangsformen und Ausdrucksweisen, mit denen sie sich gegen Obszönität und Vulgarität abgrenzten. Sie wurden aufgrund ihrer selbstbewussten Art, sich als Frauen zu verhalten, von Zeitgenoss_innen „Preziöse“ genannt (vgl. Maignien 1991: 12f.).¹³ Madeleine de Scudéry galt, ebenso wie Catherine de Rambouillet und deren Tochter Julie d’Angennes, als Prototyp einer Preziösen. Luciana Tufani führt die Bezeichnung „Preziöse“ darauf zurück, dass sich die Frauen bei den Begegnungen im Haus der Marquise von Rambouillet mit „ma précieuse“ ansprachen. Preziöse Frauen interessierten sich für unterschiedlichste Themengebiete – darunter Literatur, Philosophie, Astronomie oder Chemie, Physik und Mathematik. Sie lasen, diskutierten, äußerten sich zu aktuellen Themen, gaben Urteile und Bewertungen ab. Das sprachliche Ideal der Preziösen war ein klares, verständliches Französisch. Es sollte rein von fremdsprachlichen Ausdrücken und künstlichen oder technischen Wendungen sein (vgl. Tufani 1995: 22–24). Preziöse traten für die Emanzipation der Frauen ein und sprachen sich zu diesem Zweck gegen die Ehe und für Bildung aus. Selbst eine Liebesheirat schützte Frauen ihrer Ansicht nach nicht davor, unter der lebenslangen Vormundschaft eines Ehemannes zu stehen und in Unwissenheit und Unfreiheit zu leben (vgl. Dorlin 2000: 27f.; Rabaut 1978: 27).

Während die Preziösen aufgrund ihres distinguierten Auftretens bei vielen Zeitgenoss_innen Respekt genossen, fanden andere ihr Verhalten übertrieben und affektiert. Die spätere Literaturwissenschaft diskutierte sogar, ob die Preziösen je real existierten oder eine literarische Erfindung ihrer Zeit waren (vgl. Bung 2013: 56–63; Craveri 2002: 425–427). Die Preziösen sind letztendlich vor allem deswegen in Erinnerung geblieben, weil Molière sie in seiner 1659 uraufgeführten Komödie *Les précieuses ridicules* in die Lächerlichkeit zog. Zwar behauptete er, dass er keineswegs alle Preziösen habe verunglimpfen wollen, sondern nur jene, die kein wirklich elegantes Verhalten an den Tag legten und daher eben „lächerliche Preziöse“ gewesen seien. Gleichwohl erreichte er, dass ein offenes Zeigen von Bildung und Gelehrtheit bei Frauen sich fortan gemeinhin dem Vorwurf der Lächerlichkeit ausgesetzt sah und ab 1660 aus dem öffentlichen Raum weitestgehend verschwand (vgl. Maître 1999: 109–121; Maignien 1991: 18f.).

12 Diese Forderungen nach einem respektvollen Umgang der Geschlechter miteinander in der „zivilen“ Welt ist vor allem in Abgrenzung zu den am Hofe üblichen groben und häufig gewaltvollen Umgangsweisen zu verstehen ebenso wie zur mangelnden Bildung und Ignoranz der Höflinge (vgl. u. a. Dorlin 2000: 27).

13 Myriam Maître hat mit *Les précieuses* ein umfassendes Werk über diese gebildeten Frauen vorgelegt (Maître 1999).

Selbst für Preziöse, die für einen offenen Umgang mit weiblicher Bildung eintraten und es wagten, gegen die übliche Zwangsverheiratung durch den Vater und die Rechtlosigkeit von Frauen in der Ehe einzutreten, gab es gesellschaftliche Tabus, die sie nicht zu durchbrechen wagten. Dazu gehörte die Frage der Autor_innenschaft. Für Frauen, und insbesondere für Angehörige des höheren Adels, galt es nicht nur als unschicklich, gebildet zu sein, sondern vielmehr noch, zu schreiben. Hier ging es nicht nur um das Ansehen als Frau, sondern vor allem um den gesellschaftlichen Rang, den sie zu verlieren hatten. Wenn adlige Frauen schrieben, dann nur in möglichst „unverdächtiger“ Weise. Es geschah in epistolarischer Form,¹⁴ anonym oder unter Pseudonym, wie etwa unter dem Namen eines männlichen Bekannten oder Verwandten. „Autorschaft [bedeutete] einen *Makel* für Angehörige vornehmlich der Hocharistokratie, aber auch für Angehörige jener neuen, unteren Adelsschicht und höheren Bürgerschicht, die fürchteten, daß Autorschaft – mehr eine geistreiche Betätigung um ihrer selbst willen – mit einer Art gehobenem Handwerk, mit bürgerlichem Leistungs- und Erwerbsdenken assoziiert werden könnte“, so Renate Kroll (1995: 87).

Allerdings kann laut Kroll davon ausgegangen werden, dass bei Männern die Autorschaft im jeweiligen Netzwerk des Autors in der Regel ohnehin bekannt war. Männer konnten zudem in der Regel trotz der Anonymität die Vorteile ihrer Autorschaft, d. h. die gesellschaftliche Anerkennung und die wirtschaftlichen Erlöse aus ihrem Werk, in Anspruch nehmen. Wenn Frauen hingegen anonym oder unter Pseudonym publizierten, blieb ihre Autorinnenschaft in der Regel wirklich unbekannt, da sie selten in entsprechenden Kreisen mit eigenen Positionierungen auftraten. Zudem konnten sie sich weniger gut vertraglich und publikationstechnisch absichern. Gerade wenn Frauen unter dem Pseudonym einer real existierenden Person veröffentlichten, kamen dieser Person die entsprechenden Erlöse aufgrund der Autor_innenrechte zu. Frauen blieb darüber hinaus auch die aus der Autor_innenschaft resultierende gesellschaftliche Anerkennung verweigert. Sie mussten, im Gegenteil, permanent befürchten, durch das Bekanntwerden ihrer Autorinnenschaft gegen weibliche Rollenerwartungen zu verstoßen und dadurch gesellschaftlichen Ausschluss zu erfahren. Häufig ließen Autorinnen daher die weiblichen Figuren ihrer Dichtung an ihrer Stelle sprechen (vgl. Kroll 1995: 87–89).

Nicht nur das Lesepublikum des 17. Jahrhunderts, sondern auch die Literaturwissenschaft beschäftigt sich daher bis heute mit der Frage nach der Autor_innenschaft des Scudéryschen Werkes (vgl. u. a. DeJean 1991a: 73; Maignien 1991: 8f.). Nicole Aronson hat sich ausführlich mit der Frage befasst, wie Madeleine de Scudéry und ihr Bruder Georges de Scudéry zusammenarbeiteten und wer welchen Teil des unter dem Namen des Bruders veröffentlichten Werkes letztendlich verfasst hat. Aronson kommt zu dem Schluss, dass Madeleine de Scudéry zeitlebens niemals explizit unter ihrem Namen publizierte. Ihrem Publikum war jedoch bestens bekannt, dass sie die Autorin oder Koautorin ihrer Werke war. Es gilt als gesichert, dass sie, solange sie mit ihrem Bruder in einem Haus lebte, ihre Werke unter seinem Namen veröffentlichte. Damit kamen ihm auch die Erlöse aus den Autor_innenrechten zu (vgl. Maignien 1991: 11). Nach der Heirat ihres Bruders und mit dem Beginn ihrer eigenständigen Haushaltsführung 1654 entschied sich Madeleine de Scudéry, ihre Werke anonym zu publizieren. Dies wiederum

14 Als berühmteste sprachprägende Briefschreiberin gilt Madame de Sévigné (vgl. u. a. Kroll 1995: 90–92).

führte dazu, dass die Einnahmen aus dem Verkauf ihrer Werke allein oder größtenteils ihren jeweiligen Verlegern zufließen. Lediglich die im Jahr 1686 veröffentlichten Bücher sind mit „M. de S.D.R.“ gezeichnet. Im selben Jahr erreichte sie, dass die Einkünfte aus der Veröffentlichung an einen ihrer Verwandten mütterlicherseits ausgezahlt wurden. Es existiert kein gemeinsames Dokument der Geschwister Scudéry, das die Frage der Autor_innenschaft offenlegt. Die Frage konnte daher nur durch literaturwissenschaftliche Untersuchungen beleuchtet, aber nie definitiv geklärt werden. Darüber hinaus stellt sich die Frage, warum Madeleine de Scudéry ihre allseits bekannte Autorinnenschaft nicht öffentlich vertrat. Hier liegt nahe, dass sie dies weniger aus Geschlechter- denn aus Standesgesichtspunkten tat (vgl. Aronson 1986: 37–45).

In ihrem Werk hingegen tritt Madeleine de Scudéry offen dafür ein, dass Frauen schreiben und im eigenen Namen veröffentlichen sollten. Sie gab sich den Salonna-men Sapho und verfasste ein fiktives literarisches Vermächtnis dieser antiken Dichterin in Form einer Heroinnenrede und anderer imaginierten Reden und Dialoge. Im Namen Saphos brachte Scudéry in ihren Romanen ihre eigene Weltsicht und Lebensanschauung zum Ausdruck (vgl. Bung 2013: 272–277; Kroll 1995: 92f.). Beispielsweise ermuntert die von Scudéry geschaffene Sapho eine Schülerin,

„[...] die hemmende Unsicherheit und falsche Scham zu überwinden und selbst zu schreiben. Sollten Kunst und Wissenschaft nicht Reservate des Mannes bleiben, dürfe nicht länger der akzidentielle und stets gefährdete Wert jugendlicher Schönheit den Vorzug der Frauen bilden. [...] Die über Frauen und Männer gleichermaßen verteilten Gaben [...] verkümmern zu lassen, wäre ein Undank an die Schöpfung. Auch gegen männlichen Widerstand gelte es, sich als literarisches Subjekt zu verewigen und im Abbilden von Menschen, Welt und Gefühlen sich der Sache der Tugend zu verschreiben.“ (Baader 1991a: 161)

Madeleine de Scudéry konnte zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes nicht auf familiäre Ressourcen zurückgreifen. Vielmehr tilgte sie die Schulden des Vaters und ihres Bruders. Wie viele Schriftsteller_innen ihrer Zeit war sie daher auf Zuwendungen von Freund_innen und Gönner_innen angewiesen. Sie erhielt ab 1657 zeitweise eine Pension durch den Finanzminister Fouquet und ab 1680 eine jährliche Pension von Ludwig XIV. Letzterer zollte ihr damit Anerkennung dafür, dass sie auch in hohem Alter noch fünf Doppelbände mit Salongesprächen veröffentlichte. Auch Kardinalminister Mazarin, die schwedische Königin Christine und der Fürstbischof von Münster erwiesen ihr literarische Anerkennung. Sie förderten ihr Schaffen, indem sie ihr Zuwendungen, Geschenke und Hinterlassenschaften zukommen ließen oder Auszeichnungen verliehen (vgl. Baader 1999a: 161; Maître 1999: 175f.; Aronson 1986: 82f.). Dennoch lebte die Bestsellerautorin Madeleine de Scudéry immer prekär. Sie widmete – wie damals üblich – ihre Werke in der Regel hohen Persönlichkeiten, in der Erwartung, als Gegenleistung Protektion und eventuell auch Gratifikationen zu erhalten. Letzteres war jedoch nicht immer der Fall, sodass Madeleine de Scudéry zeitlebens mit dem Problem der Armut konfrontiert war. Dennoch lehnte sie die Ehe als Mittel, ihre Versorgung sicherzustellen, entschieden ab (vgl. Dufour-Maître 2008; Maignien 1991: 19–22).

Madeleine de Scudéry nach ihrer Zeit

Madeleine de Scudéry's Wirken blieb von Paradoxen gekennzeichnet. Ihr Werk fand großen Widerhall zu ihrer Lebenszeit, gehörte jedoch in den darauffolgenden Jahrhunderten nicht zum Kanon der französischen Literatur. Sie selbst wurde ausgehend von Nicolas Boileaus negativer Bewertung und satirischer Darstellung in seinem 1668 veröffentlichten *Dialogue des héros de roman* von der Literaturgeschichtsschreibung, insbesondere im Anschluss an die Französische Revolution, nicht mehr in dem Maße gewürdigt wie vom Publikum ihrer Zeit. Ihre auflagenstarken Schlüsselromane wurden vom zeitgenössischen Publikum geradezu verschlungen, da sie darin die bekannten politischen und literarischen Akteur_innen ihrer Zeit porträtierte und agieren ließ. Folgenden Leser_innengenerationen waren diese Figuren jedoch unbekannt und das Interesse an den Romanen daher begrenzt. Die auf vielen Seiten ausgeführten verschlungenen Handlungen mögen auf Leser_innen späterer Generationen vielmehr ungewohnt und ermüdend gewirkt haben. Scudéry's Romanwerk *Artamène, où le Grand Cyrus* wurde daher erst 1972 vom Slatkin Verlag in Genf als Nachdruck der Originalausgabe aus dem 17. Jahrhundert neu aufgelegt (vgl. Baader 1999a: 159f.). *Clélie. Histoire romaine* wurde 2001–2005 in einer kritischen Ausgabe von Chantal Morlet-Chantalat neu herausgegeben.

Ein weiteres Paradox besteht darin, dass Madeleine de Scudéry eine der meist gelesenen und bekanntesten Schriftsteller_innen ihrer Zeit war, jedoch niemals Mitglied der Académie française wurde, die 1635 von Kardinal de Richelieu, dem Premierminister Ludwigs XIII., gegründet wurde. Das Ziel der Akademie war, die begabtesten Schriftsteller_innen der damaligen Zeit in einer Institution zu versammeln, um Regeln zur Vervollkommnung der französischen Sprache zu schaffen. Madeleine de Scudéry's Bruder Georges – ein erfolgreicher Autor von Theaterstücken – sowie ihr Lebensgefährte Paul Pellisson, Historiograph Ludwigs XIV., wurden direkt bei der Gründung der Akademie zu Mitgliedern ernannt. Weder ihr selbst noch anderen erfolgreichen Schriftstellerinnen ihrer Zeit gelang jedoch die Aufnahme, obgleich sie von namhaften Kollegen vorgeschlagen wurden. Da bis zum Ende des 20. Jahrhunderts Frauen generell von der Académie française ausgeschlossen blieben, geriet auch die Tatsache in Vergessenheit, dass es in den Jahren während und nach der Gründung durchaus Schriftstellerinnen gab, die darin ihren Platz gehabt hätten.

Schlussfolgerungen

Madeleine de Scudéry's Leben und Werk zeugen von einer Auseinandersetzung mit ihrer Rolle als Frau unter den spezifischen Bedingungen ihres Standes und ihres Geschlechts in ihrer Zeit. Wie andere Schriftstellerinnen und Salonbetreiberinnen des 17. Jahrhunderts war Madeleine de Scudéry eine intellektuelle Frau, die sich zeitlebens Bildung aneignete, um aktiv an den geistigen Auseinandersetzungen ihrer Zeit teilzunehmen und nicht zuletzt um gesellschaftliche Verhältnisse zu analysieren, zu kommentieren und zu kritisieren. Im modernen Sinne des Begriffs können die schreibenden und Salonkonver-

sation betreibenden Frauen des 17. Jahrhunderts nur sehr eingeschränkt als „Intellektuelle“ bezeichnet werden, da kein Fall bekannt ist, in dem eine von ihnen – wie etwa Voltaire oder Zola – für eine_n unschuldig Verurteilte_n im Namen universeller Werte explizit politisch eingetreten wäre. Dies war insofern auch nicht möglich, als die aufklärerischen Wertvorstellungen, die für spätere Intellektuelle handlungsweisend waren, in jener Form noch nicht existierten. Für Madeleine de Scudéry und andere „preziöse“ Frauen kann jedoch eine „spezifische Intellektualität“ geltend gemacht werden, insofern als sie sich gegen die von ihnen als ungerecht empfundene Stellung der Frau – als Anliegen einer spezifischen Gruppe – einsetzten und gleichgestellte, wertschätzende Beziehungen zwischen Frauen und Männern als einen universellen Wert betrachteten und einforderten.

Madeleine de Scudéry's Intellektualität entspricht der Definition von Florence Rochefort, da sie eine kritische Haltung gegenüber den (Geschlechter-)Verhältnissen ihrer Zeit darstellte und in beachtlichem Maße öffentlichkeitswirksam war. Zudem besaß Scudéry eine ausgeprägte Vorliebe für Dinge des Intellekts und des Geistes und erzielte als preziöse Denkerin einen bedeutenden Widerhall in der sie umgebenden Gesellschaft, was sie auch im Verständnis von Danielle Haase-Dubosc zu einer Intellektuellen macht. Da diese Vorliebe für geistige Dinge in diametralem Gegensatz zu den konventionellen weiblichen Rollenvorstellungen stand, wurden Scudéry's inhaltliches Eintreten dafür sowie ihre gelebte intellektuelle Praxis von Renate Baader als eine Form früher weiblicher Aufklärung gedeutet. Die Möglichkeit politischer Einflussnahme über die Herstellung einer entsprechenden Öffentlichkeit, welche insbesondere für Intellektuelle des 20. Jahrhunderts zentral war, lag jedoch für intellektuelle Frauen des 17. Jahrhunderts unter den Rahmenbedingungen des Frühabsolutismus und der absolutistischen Alleinherrschaft Ludwigs XIV. ab 1661 außer Reichweite. Madeleine de Scudéry äußerte in ihren Romanen lediglich Zeichen der Sympathie für die Akteurinnen der Fronde, welche sich aufgrund ihres hochadligen Standes zu politischem Handeln befugt sahen.

Für Madeleine de Scudéry war es keineswegs selbstverständlich, ein Leben als Intellektuelle führen zu können. Fragen der standesgemäßen Schicklichkeit und weiblicher Rollenvorstellungen setzten ihrem Handeln Grenzen und warfen zudem ernsthafte Probleme der Existenzsicherung auf. Um durch eigene Bildung nicht ins gesellschaftliche Abseits zu geraten, war es wichtig, diese nicht allzu sehr zur Schau zu stellen. Madeleine de Scudéry legte in ihrem langen Salonleben daher stets eine bescheidene Haltung an den Tag, um nicht als hochmütig oder „unweiblich“ zu gelten. Wichtige Positionen zur Geschlechterfrage ließ sie vor allem von Sapho, ihrem literarischen *alter ego*, äußern. Allerdings war gerade die intellektuelle Praxis des Schreibens höchst problematisch. Während ihrer fast 70 Jahre langen schriftstellerischen Tätigkeit publizierte Scudéry nicht im eigenen Namen und verzichtete zum großen Teil auf die Einkünfte ihrer Tätigkeit, um nicht gegen Geschlechter- und Standeskonventionen zu verstoßen.

Madeleine de Scudéry und andere intellektuelle Frauen des 17. Jahrhunderts nahmen durch die Räume, innerhalb derer es ihnen gelang, die Spielregeln für den Umgang der Geschlechter miteinander festzulegen, Einfluss auf die Geschlechterverhältnisse. Die Gestaltung der sprachlichen Umgangs- und Ausdrucksformen spielte dabei eine wichtige Rolle. Die intellektuelle Tätigkeit einer Frau war allerdings nur dann mit einem Ehe- und Familienleben vereinbar, wenn die männlichen Herrschaftspersonen (Vater, Ehemann, Bruder, ...) diese Tätigkeit nicht verhinderten. Madeleine de Scudéry

befand sich diesbezüglich in einer vergleichsweise günstigen Situation, weil ihr Vater früh verstarb, ihr Onkel ihr Bildung ermöglichte und ihr Bruder stark von ihrer schriftstellerischen Produktivität profitierte und diese daher nicht unterband, sondern förderte. Bewusst lehnte Scudéry es jedoch ab zu heiraten und ihre ein selbstbestimmtes Leben begünstigende Situation zu gefährden. Durch ihren Lebensstil wurde sie von ihren Zeitgenoss_innen zum Inbegriff der Preziösen, einer Gruppe von Frauen, die im heutigen Sinne als „feministisch“ gelten können. Auch wenn Scudéry selbst sich nie als „Preziöse“ bezeichnete und von ihren Gegner_innen häufig als solche verunglimpft wurde, diente sie mit ihren Idealen und ihrer intellektuellen Lebensform anderen als ein Vorbild.

Literaturverzeichnis

- Aragonès, Claude. (1934). Madeleine de Scudéry, femme de lettres et féministe. *Bonté*, (April), 6.
- Aronson, Nicole. (1986). *Mademoiselle de Scudéry ou le voyage au pays de Tendre*. Paris: Librairie Arthème Fayard.
- Baader, Renate. (1995). Heroinen der Literatur. Die französische Salonkultur im 17. Jahrhundert. In Bettina Baumgärtel & Silvia Neysters (Hrsg.), *Die Galerie der Starken Frauen. Regentinnen, Amazonen, Salondamen* (S. 34–50). München/Berlin: Klinkhardt & Biermann.
- Baader, Renate. (1999a). Mademoiselle de Scudéry (1607?–1701). In Margarete Zimmermann & Roswitha Böhm (Hrsg.), *Französische Frauen der Frühen Neuzeit. Dichterinnen, Malerinnen, Mäzeninnen* (S. 157–175). Darmstadt: WBG.
- Baader, Renate. (1999b). Einführung. In Renate Baader (Hrsg.), *17. Jahrhundert. Roman, Fabel, Maxime, Brief* (S. 1–38). Tübingen: Stauffenburg.
- Breitenstein, Renée-Claude. (2008). Représentation de l'histoire et parole féminine dans *Les Femmes illustres ou les Harangues héroïques des Scudéry*. In Sylvie Steinberg & Jean-Claude Arnould (Hrsg.), *Les femmes et l'écriture de l'histoire 1400–1800* (S. 341–353). Mont-Saint-Aignan: Publications des universités de Rouen et du Havre.
- Bung, Stephanie. (2013). *Spiele und Ziele. Französische Salonkulturen des 17. Jahrhunderts zwischen Elitendisktion und belles lettres*. Tübingen: Narr.
- Burguière, André. (2005). Petits arrangements pour un grand écrivain. In Ingrid Galster (Hrsg.), *Sartre et les juifs. Actes du colloque international organisé à la Maison Heinrich-Heine le 19 et 20 juin 2003* (S. 129–143). Paris: La Découverte.
- Craveri, Benedetta. (2002). *L'âge de la conversation*. Paris: Gallimard (Originalausg. 2001. La civiltà della conversazione. Milano: Adelphi Edizioni).
- DeJean, Joan. (1991a). *Tender Geographies. Women and the Origins of the Novel in France*. New York: Columbia University Press.
- DeJean, Joan. (1991b). Amazones et femmes de lettres: pouvoirs politiques et littéraires à l'âge classique. In Danielle Haase-Dubosc & Éliane Viennot (Hrsg.), *Femmes et pouvoirs sous l'ancien régime* (S. 153–171). Paris/Marseille: Éditions Rivages.
- Donnay, Maurice. (1937). Chez Arthénice. Un salon à la mode. *Conferencia*, (Februar), 232–250.
- Dorlin, Elsa. (2000). *L'évidence de l'égalité des sexes. Une philosophie oubliée du XVII^e siècle*. Paris: L'Harmattan.
- Dufour-Maitre, Myriam. (2008). Madeleine de Scudéry. Notice. In SIEFAR: *Dictionnaire des femmes de l'Ancienne France*. Zugriff am 15. März 2015 unter www.siefar.org/dictionnaire/fr/Madeleine_de_Scud%C3%A9ry.

- Fumaroli, Marc. (1992). La conversation. In Pierre Nora (Hrsg.), *Les lieux de mémoire*. (Bd. III, 2, S. 678–743). Paris: Gallimard.
- Gramsci, Antonio. (1992). *Gefängnishefte* (Bd. 3, Hefte 4–5), hrsg. v. Klaus Bochmann & Wolfgang Fritz Haug. Hamburg/Berlin: Argument.
- Gramsci, Antonio. (1994). *Gefängnishefte* (Bd. 6, Hefte 10–11), hrsg. v. Wolfgang Fritz Haug. Hamburg/Berlin: Argument.
- Gramsci, Antonio. (1996). *Gefängnishefte* (Bd. 7, Hefte 12–15), hrsg. v. Klaus Bochmann, Wolfgang Fritz Haug & Peter Jehle. Hamburg/Berlin: Argument.
- Haase-Dubosc, Danielle. (2001). Intellectuelles, femmes d'esprit et femmes savantes au XVII^e siècle. *Clio. Femmes, Genre, Histoire*, 13, 43–67.
- Harth, Erica. (1991). Cartesian Women. *Yale French Studies*, (80), 146–164.
- Hergenhan, Jutta. (2012). *Sprache Macht Geschlecht. Sprachpolitik als Geschlechterpolitik. Der Fall Frankreich*. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer.
- Julliard, Jacques & Winock, Michel. (2009). Introduction. In Jacques Julliard & Michel Winock (Hrsg.), *Dictionnaire des intellectuels français. Les personnes. Les lieux. Les moments*. (3. Aufl.). Paris: Éditions du Seuil.
- Jurt, Joseph. (2012). *Frankreichs engagierte Intellektuelle. Von Zola bis Bourdieu*. Göttingen: Wallenstein.
- Koloch, Sabine. (2011). *Kommunikation, Macht, Bildung. Frauen im Kulturprozess der Frühen Neuzeit*. Berlin: Akademie.
- Kroll, Renate. (1995). Grand Siècle und feministische Literaturwissenschaft. In Renate Kroll & Margarete Zimmermann (Hrsg.), *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik. Theoretische Grundlagen – Forschungsstand – Neuinterpretationen* (S. 86–100). Stuttgart: Metzler.
- Maclean, Ian. (1977). *Women Triumphant. Feminism in French Literature 1610–1652*. Oxford: Clarendon Press.
- Maignien, Claude. (1991). Préface. In Madeleine de Scudéry, *Les femmes illustres ou les Harangues héroïques 1642* (S. 7–26). Paris: côte-femmes éditions. (Erstausg. 1642, unter dem Namen Monsieur de Scudéry. Paris: Antoine de Sommerville & Augustin Courbé).
- Maître, Myriam. (1999). *Les précieuses. Naissance des femmes de lettres en France au XVII^e siècle*. Paris: Honoré Champion Éditeur.
- Meier, Franziska. (2012). Baldassare Castiglione und Madeleine de Scudéry oder das Verhaltenskonzept der Galanterie im Vergleich mit dem idealen Hofmann. In Ruth Florack & Rüdiger Singer (Hrsg.), *Die Kunst der Galanterie. Facetten eines Verhaltensmodells in der Literatur der Frühen Neuzeit* (S. 149–175). Berlin/Boston: de Gruyter.
- Rabaut, Jean. (1978). *Histoire des féminismes français*. Paris: Editions Stock.
- Rochefort, Florence. (2001). À la découverte des intellectuelles. *Clio. Femmes, Genre, Histoire*, 13, 5–16.
- Scudéry, Madeleine de. (1972). *Artamène, où le Grand Cyrus* (10 Bde). Genf: Slatkin. (Erstausg. 1649–1653. Paris: Augustin Courbé).
- Scudéry, Madeleine de. (2001–2005). *Clélie. Histoire romaine* (10 Bde., hier Bd. 1), hrsg. v. Chantal Morlet-Chantalat. Paris: Honoré Champion. (Erstausg. 1654–1660. Paris: Augustin Courbé).
- Solte-Gresser, Christiane. (2005). Inszenierungsspiele zwischen Sein und Schein: Das literarische Porträt im 17. Jahrhundert. In Christian von Zimmermann & Nina von Zimmermann (Hrsg.), *Lebensbeschreibungen und Porträts* (S. 175–203). Tübingen: Gunter Narr.
- Stauffer, Isabelle. (2012). Die Scudéry-Rezeption im *Pegnesischen Blumenorden*. Galanterie-transfer aus genderkritischer Perspektive. In Ruth Florack & Rüdiger Singer (Hrsg.), *Die Kunst der Galanterie. Facetten eines Verhaltensmodells in der Literatur der Frühen Neuzeit* (S. 251–273). Berlin/Boston: de Gruyter.

- Timmermans, Linda. (1993). *L'accès des femmes à la culture (1598–1715). Un débat d'idées de Saint François de Sales à la Marquise de Lambert*. Paris: Honoré Champion Éditeur.
- Tufani, Luciana. (1995). Le preziose. *Leggere donna*, 55 (März/April), 22–24.

Zur Person

Jutta Hergenhan, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin und Geschäftsführerin der Arbeitsstelle Gender Studies der Justus-Liebig-Universität Gießen. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterfragen in der französischsprachigen Welt, insbesondere Geschichte der Geschlechterverhältnisse und politische Partizipation von Frauen in Frankreich; Geschlecht – Staat – Religion in den Ländern des Arabischen Frühlings.

Kontakt: Justus-Liebig-Universität Gießen, Arbeitsstelle Gender Studies, Karl-Glöckner-Straße 21 A, 35394 Gießen

E-Mail: jutta.hergenhan@sowi.uni-giessen.de; juttahergenhan@yahoo.de

Milena Jesenská und Alice Rühle-Gerstel: Konstruktionen gesellschaftlicher Nichtanerkennung

Zusammenfassung

Den Ausgangspunkt des Artikels bildet die These, dass zwei bedeutende weibliche Intellektuelle des 20. Jahrhunderts, Milena Jesenská und Alice Rühle-Gerstel, bis heute im Verhältnis zu ihren Leistungen nur bescheidene Anerkennung erfahren haben. Nach der Darstellung der beachtlichen Leistungen der beiden Autorinnen und Aktivistinnen folgt eine Analyse der Rezeption. Insbesondere werden Momente identifiziert, die Fehlinterpretationen verursacht bzw. die Rezeption blockiert haben. Für diese Untersuchung werden theoretische Ansätze aus den Bereichen der politischen und Sprachphilosophie und der politischen Soziologie herangezogen. Neben den geschichtlichen und politischen Ursachen hat auch die asymmetrische Geschlechterordnung wesentlich zu einseitiger und zum Teil verfehlter Rezeption beigetragen. Die Mechanismen, durch die sich üblicherweise der Ruf einer Person bildet und stabilisiert, wie z. B. Präsenz in der Öffentlichkeit und Kontakt mit dem Publikum, waren nach dem frühen Tod beider Frauen nicht wirksam. Der Artikel zeigt die Notwendigkeit einer intensiveren Auseinandersetzung mit dem Œuvre und den Biografien Milena Jesenská und Alice Rühle-Gerstels – auch innerhalb der feministischen Forschung – und will diesen Diskurs anregen.

Schlüsselwörter

Geschlecht, Macht, Rezeption, Anerkennung, Journalismus, Widerstand, Nationalsozialismus, Kommunismus

Summary

Milena Jesenská and Alice Rühle-Gerstel: Reconstructing social non-recognition

The starting point for this article is the supposition that two significant female 20th century intellectuals, Milena Jesenská and Alice Rühle-Gerstel, have so far received only modest recognition for their achievements. The article briefly outlines the remarkable achievements of these two authors and activists and then analyzes the reception of their work. A number of events and processes can be identified which resulted in the misinterpretation and less than satisfactory consideration of their contributions. Theoretical approaches in the fields of political philosophy and political sociology are applied in the course of this analysis. Both the political system and asymmetrical gender power relations contributed in various ways to the false interpretation of the achievements of the two intellectuals. On account of their untimely deaths, both women were unable to build up their academic reputations, for example by means of being visible to and in contact with the public. The article demonstrates the need for further research into the biographies and legacies of Milena Jesenská and Alice Rühle-Gerstel, including from the feminist perspective. It also aspires to stimulate this critical discourse.

Keywords

gender, power, reception, recognition, journalism, resistance, National Socialism, Communism

1 Einleitung

„Wer ein Intellektueller ist, ist umstritten. In einem aber gleichen sich die Studien zur Geschichte der Intellektuellen: Sie blenden Frauen aus“¹ – lauten die einleitenden Sätze in der Kurzbeschreibung eines Bandes über weibliche Intellektuelle². Eines der vielen Beispiele dieser Ausblendung ist die Titelübersetzung: „*Vordenker*³ der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert“ (Charle 1997). Bei der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte der Intellektuellen ist Gender ein zentrales Mittel der Selektion. Dennoch werden auch einzelne Frauen als Intellektuelle wahrgenommen. Ein gesellschaftlich-politisches Engagement zeichnet sie aus, der Entschluss, auf die soziale, politische oder kulturelle Wirklichkeit Einfluss zu nehmen. Als Intellektuelle werden z. B. „Denkerinnen“ bezeichnet – Frauen, die auf eine besonders intensive und darüber hinaus kritische Weise Gesellschaft reflektieren (vgl. Gilcher-Holtey 2015). In dem o. g. Tagungsband werden 14 Frauen vorgestellt, die „als Kulturproduzentinnen im 20. und 21. Jahrhundert mit öffentlichen Stellungnahmen in die politische Arena eingegriffen und damit die Rolle der Intellektuellen wahrgenommen haben“ (Gilcher-Holtey 2015). Kritische Reflexion, Engagement, Kulturproduktion zeichnen jedoch in den letzten zwei Jahrhunderten Biografien tausender Frauen aus. Werden Hannah Arendt oder Simone de Beauvoir deshalb schnell als Intellektuelle assoziiert, weil deren Image als Intellektuelle diskursiv sedimentiert ist und der statische Begriffsgebrauch auf eine schon anerkannte Elite verweist? So stellt der französische Historiker Christophe Charle, der die Geschichte der Intellektuellen als gesellschaftliche Gruppe „in ihrer Komplexität und ihrer unterschiedlichen Entwicklung in den verschiedenen Perioden und Ländern“ untersucht, fest: „Die kulturalistischen oder politischen Definitionen nehmen [dagegen] eine elitäre Sicht ein und beschränken sich auf jene geistig Schaffenden, die in ganz besonderem Maße im Blickfeld stehen; sie erheben sie zu Vorbildern und Wortführern aller Intellektuellen“ (Charle 1997: 11). Diese „Galerie von Ausnahmestalten“ komme dadurch zustande, dass bei diesem Forschungsansatz die soziale Dimension fehle. Charle plädiert somit für den Einbezug von drei Dimensionen – einer sozialen, einer kulturellen und einer politischen – und betont darüber hinaus die Komplexität sowie die zeitlich und räumlich unterschiedliche Entwicklung des Begriffs in Europa. Milena Jesenská und Alice Rühle-Gerstel verkörpern wie viele Frauen am Beginn des 20. Jahrhunderts die Sozialgeschichte des Aufstiegs und der Ausbreitung des Bildungswesens, die Dynamik der Kulturproduktion sowie die Politisierung ihrer Generation. Ein über eine etablierte europäische Elite hinausgehender Begriff liegt in diesem Beitrag der Anerkennung der beiden Frauen als Intellektuelle zugrunde. Darauf basiert eine Untersuchung weiterer Aspekte der nur zögernd einsetzenden Anerkennung der beiden Intellektuellen.

In einem ihrer Feuilletonbeiträge schreibt die Prager Journalistin Milena Jesenská 1925: „Ist es nicht hoffnungslos, wenn man weiß, was mit Heldentaten nach einigen

1 Informationstext des Verlags zum Buch „Eingreifende Denkerinnen. Weibliche Intellektuelle im 20. und 21. Jahrhundert“ von Ingrid Gilcher-Holtey, Zugriff am 1. September 2015 unter www.mohr.de/buch/ingreifende-denkerinnen-9783161536502.

2 Vgl. Gilcher-Holtey, Ingrid. (Hrsg.). (2015). Eingreifende Denkerinnen. Weibliche Intellektuelle im 20. und 21. Jahrhundert. Tübingen: Mohr Siebeck.

3 Im Original: Les intellectuels en Europe au XIXe siècle. Essai d'histoire comparée, Paris: Seuil (1996).

Jahrzehnten geschieht, wenn sie auf dem Schutthaufen der Geschichte gelandet sind?“ (Jesenská 1996a: 119). Sie selbst zog Erfüllung in Form leidenschaftlichen Engagements gesellschaftlicher Anerkennung vor. Was Jesenská formuliert, betrifft sie selbst und ist Thema dieses Beitrags: die Wirkung der jeweils geltenden (und sich wandelnden) kollektiven Normen auf die Rezeption des Lebens und Werks der Journalistin Milena Jesenská und der Publizistin und Buchautorin Alice Rühle-Gerstel. Auf den konstruktiven Charakter kollektiver Normen weist die Philosophin Judith Butler hin: „Die Normen, nach denen ich jemand anderen oder in der Tat auch mich selbst anerkenne, sind nicht allein meine Normen [...]“ (Butler 2007: 36). Im Zentrum der Analyse stehen die Leistungen beider Frauen sowie die zeitgenössischen sozialen Mechanismen, die dazu geführt haben, dass beide Intellektuelle zum Zeitpunkt ihres Todes in der kollektiven Erinnerung gar nicht, wenig, einseitig oder verfremdet präsent waren und die Interpretation ihrer Werke nicht oder (nur) in fachspezifischen Diskursen stattfand. Die Anerkennungspraxis, so die These, steht mit politisch-ökonomischen Ideologien, kommerziellen Strategien sowie mit Geschlechter- und Machtverhältnissen und ihnen entsprechenden Routinen der Anerkennung in Verbindung.

Milena Jesenská und Alice Rühle-Gerstel waren miteinander befreundet. Beide stammten aus bürgerlichen Familien und haben sich in der proletarischen bzw. kommunistischen Bewegung engagiert. Sie sind vor der Wende zum 20. Jahrhundert geboren, lebten in Prag⁴, sprachen Tschechisch und Deutsch, legten ihr Abitur ab und studierten⁵; Rühle-Gerstel wurde promoviert. Tiefes Durchdringen der gesellschaftlich-politischen Phänomene, Interesse an philosophischen Fragen sowie Begeisterung für Literatur, Kunst und Musik waren ihnen eigen. Denken, Wissensaneignung und politisches Handeln mit gelebter Emotionalität und Empathie zu verbinden, gehörte zu ihrer Persönlichkeit. Sie sind im Alter von 47 bzw. 49 Jahren gestorben – Jesenská im Konzentrationslager Ravensbrück, Rühle-Gerstel durch Suizid im Exil in Mexiko. Beide Frauen haben lange Zeit auf die ihnen gebührende Anerkennung gewartet, ihre Leistungen sind bis heute eher in fachspezifischen Diskursen bekannt.

2 Milena Jesenská

Milena Jesenská (1896–1944) schrieb Feuilletonbeiträge für Prager Zeitschriften, vor allem *Tribuna*, anschließend führte sie mehrere Jahre die Moderedaktion der renommierten konservativ-liberalen Zeitschrift *Národní listy* (*Nationale Blätter*). Sie war eine bedeutende Journalistin, die mit scharfem Verstand und in einer emotionalen und poetischen Sprache direkt ihre Leserinnen und Leser ansprach, gleich, ob sie ihre Artikel für die Frauenrubrik oder (später) als politische Texte für die Zeitschrift *Přítomnost* verfasste. Als Moderedakteurin schrieb sie nicht nur über Mode im konventionellen Sinn, sondern auch über Frauen als Menschen mit Körper und Seele bzw. über ihre eigene Perspektive als Frau. „Wo ist die Mode? Also wo ist endlich die Mode? Was

4 Alice Rühle-Gerstel zeitweise.

5 Milena Jesenská begann ein Medizinstudium und wechselte dann zum Studium der Musik, das sie ebenfalls abbrach.

wir bisher gesehen haben, ist ‚nur‘ Milena“, schrieb Franz Kafka in einem Brief an sie (Kafka 1995: 173; 1.8.1920). In dieser Anmerkung wird Jesenskás unkonventioneller journalistischer Zugang zum Ausdruck gebracht. Die reflexive, sei es melancholische, sei es humorvolle Art von Jesenskás Schreibstil zeichnet ihre Beiträge aus, so etwa „Der Teufel am Herd“ (18.1.1923 in *Národní listy*):

„Es ist fast unmöglich, daß zwei Menschen vor der Hochzeit auch nur ahnen, wer sie sind und wen sie heiraten. Wenn sie alle ihre Taten, ihre Ideen, Leidenschaften, Überzeugungen, Anschauungen und Glaubensgrundsätze kennen, so kennen sie noch nicht ihre Strümpfe, ihre verschlafenen Augen, ihre Art beim morgendlichen Zähneputzen zu gurgeln, und ihr Gebaren, wenn sie einem Kellner Trinkgeld geben [...]“ (Jesenská 1996a: 82).

Nach dem Verlust der Stelle bei *Národní listy* infolge einer langen Krankheit nach der Geburt ihrer Tochter war Jesenská in der kommunistischen Bewegung aktiv. Sie schrieb für die kommunistische Presse und war an der Redaktion zweier bedeutender kommunistischer Zeitschriften in der Tschechoslowakei der 1930er Jahre, *Svět práce* und *Tvorba*, beteiligt und leitete eine Zeit lang die Redaktion. Jesenská, die trotz ihrer bürgerlichen Herkunft von den ArbeiterInnen akzeptiert wurde, nahm die Zuspitzung demagogischer Tendenzen innerhalb der Partei wahr. In ihrem Umkreis häuften sich Ausschlüsse aus der Partei und Verleumdungskampagnen. Im Kontext der stalinistischen Schauprozesse der Jahre 1936–1938 kam es schließlich zum Bruch mit der Partei. Kommunismus war für Jesenská keine Alternative mehr, auch nicht vor dem Hintergrund des Nationalsozialismus. Enttäuschung und Erschöpfung (sie arbeitete äußerst engagiert), Bedrohung ihrer Existenz und Isolation waren die Folgen. Als alleinerziehende Mutter geriet sie in eine verzweifelte Lage, da die Arbeit für die kommunistische Presse ihre einzige Einnahmequelle gewesen war. Ein kritischer Meinungs austausch war nur noch im Geheimen möglich. Heinz Jacoby⁶ berichtet, dass Jesenská bereits im Juli 1936

„innerlich mit der Partei gebrochen [hatte] und Führer der ausgeschlossenen Parteiopposition wie Kalandra⁷ und Josef Guttman⁸ [...] abends auf ein verabredetes Klopfzeichen eingelassen [wurden]. Manchen Oppositionellen verhalf sie zu einem Honorar, indem sie sie Artikel unter einem Pseudonym schreiben ließ. Bald wurde aber auch sie aus der Partei ausgeschlossen“ (Jacoby o. J.: 28).

1937 bot Ferdinand Peroutka, Redakteur der liberalen kulturpolitischen Zeitschrift *Přítomnost*, Jesenská eine redaktionelle Mitarbeit an, was ihrem Leben – hinsichtlich der Existenzsicherung und der gesellschaftlichen Anerkennung in diesen politisch äußerst schwierigen Zeiten – eine entscheidende Wende gab. Sie wurde zu einer wichtigen Stimme in der vom Nationalsozialismus bedrohten und dann besetzten Tschechoslowakei. Zeitweise vertrat sie den Chefredakteur, der sich nach seiner Verhaftung im März 1939 und seiner anschließenden Freilassung aus der redaktionellen Tätigkeit zurückzog. In ihrem Artikel „Lynchjustiz in Europa“ formulierte Jesenská ihre radikale antifaschistische Position und stellte dabei die individuelle Verantwortung als zentral heraus.

6 Heinz Jacoby (1905–1986) veröffentlichte seine im Exil verfassten Erinnerungen unter dem Namen Henry Jacoby.

7 Závěš Kalandra war ein bekannter *Tvorba*-Redakteur.

8 Josef Guttman war ein führender Funktionär der KPTsch, Mitglied des Politbüros und Redakteur der Zeitschrift *Rudé právo*.

„Es ist nicht wahr, daß es auf uns nicht ankommt. Heute kommt es auf alle an – und zwar auf jeden einzelnen. [...] Aber es ist und bleibt die größte Krankheit des europäischen Menschen, bereitwillig zurückzuweichen, sich nicht zur Wehr zu setzen, sich zu fügen und unterzuordnen, ‚weil man halt leben muß‘. Zu wissen, wie wir leben wollen, ist das Vordringlichste, und dieses Wie ist für ebenso wichtig zu halten wie das Leben selbst. Jeder von uns steht heute vor der schweren Aufgabe, die Grenze zwischen Besonnenheit und Feigheit, zwischen Mut und Tollkühnheit zu finden. Das gilt nicht nur für unsere führenden Politiker, sondern auch für den kleinen und kleinsten Mann“ (Jesenská 1996a: 168f.; 30.3.1938; Hervorh. d. Verf.).

In dem zweiteiligen Artikel „Es wird keinen Anschluß geben“ (25.5.1938 und 1.6.1938) positionierte sich Milena Jesenská mit einer für sie charakteristischen emotionalen und sachlichen Klarheit gegenüber dem Nationalsozialismus und der Kollaboration. In ihrem Freundeskreis war sie bestrebt, obwohl selbst niedergeschlagen, der Lähmung, die sich in Prag ausbreitete, entgegenzuwirken. Trotz Zensur unternahm Jesenská Anstrengungen, nach der Besetzung Prags durch die Wehrmacht am 15. März 1939 zwischen den Zeilen inhaltliche Botschaften an die LeserInnen zu vermitteln, bis die Zeitschrift im August 1939 eingestellt wurde. Und sie setzte ihr Konzept des Widerstandes in die Praxis um. Zusammen mit Joachim von Zedtwitz rettete sie mehrere Menschen, u. a. Juden, die nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch die NationalsozialistInnen aus Prag auf legalem Weg nicht mehr ausreisen konnten, indem sie ihnen zur Flucht verhalf. Jesenská und Zedtwitz organisierten u. a. die Flucht von Rudolf Keller (Herausgeber *Prager Tagblatt*), Julius Hollos (Redakteur *Prager Mittag*), Walter Tschuppik (Herausgeber *Prager Montag*) und von Anna Petschek, der Nichte des bekannten Bankiers Petschek. Sie wurden von Zedtwitz zur Grenze gebracht und an die geheim agierenden Grenzfürher übergeben (vgl. Darowska 2012: 374ff.). Über die Rettungsaktionen hinaus beteiligte sich Jesenská an der Herstellung und Verbreitung der Untergrundzeitschrift *V boj (In den Kampf)* (vgl. Jirásková 1996). Diese Tätigkeit hat sie das Leben gekostet. Sie wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und übernahm erfolgreich 1940 vor dem Volksgericht Dresden ihre eigene Verteidigung. Dennoch wurde sie einer sogenannten „Schutzhaft“ im Konzentrationslager Ravensbrück unterstellt, wo sie ihre widerständigen Aktivitäten fortsetzte. Eingebunden in ein Netz von Helferinnen, u. a. Rosa Jochmann und Käthe Leichter (österreichische Sozialistinnen), Häftlingen mit Krankenschwesterfunktionen wie Hanka Housková, sowie Ärztinnen, u. a. Haïdi (Adelaïde) Hautval und Dr. Zdenka Nedvědová (vgl. Breur 1997), rettete sie das Leben mehrerer Frauen durch Fälschung der Ergebnisse ihrer Blutuntersuchung (vgl. Wagnerová 1995). Ihre Rettungsaktivitäten und ihre Solidarität dürfen jedoch nicht über den harten Lageralltag hinwegtäuschen, zu dem neben unmittelbarer Todesbedrohung, Gewalt, Erschöpfung und Krankheit auch Auseinandersetzungen mit den kommunistischen Häftlingen gehörten, die Jesenskás Abkehr vom Kommunismus und ihre Freundschaft mit Margarete Buber-Neumann, die von Stalin an Hitler ausgeliefert worden war, nicht billigten (vgl. Buber-Neumann 1996). Milena Jesenská starb im KZ Ravensbrück am 17. Mai 1944.

3 Alice Rühle-Gerstel

Der Untertitel einer Monografie über Alice Rühle-Gerstel (1894–1943) von Jutta Friederich aus dem Jahr 2013 lautet: „Eine in Vergessenheit geratene Individualpsychologin“. Und in einem Aufsatz zum 65. Todestag von Alice Rühle-Gerstel schreibt Jana Mikota:

„Heute kennen nur noch wenige Menschen die Werke von Alice Rühle-Gerstel und Otto Rühle, ihre Verdienste um die Vermittlung von Marxismus und Individualpsychologie in den Mittelschichten und der arbeitenden Bevölkerung, ihr Bemühen um die Initiierung von sich selbst verwaltenden Kindergruppen [...]“ (Mikota 2008: 1).

Rühle-Gerstels empirisch basierte Untersuchung der Lage der Frauen Ende der 1920er und Anfang der 1930er Jahre in Deutschland (vgl. Rühle-Gerstel 1932), ihr Roman *Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit*, deren Protagonistin Hanna Last eine politisch engagierte Frau im Exil in den 1930er Jahren ist (vgl. Rühle-Gerstel 2007), und ihre konsequente Ablehnung des Stalinismus im mexikanischen Exil (Rühle-Gerstel 1979) sind die weiteren Säulen ihres umfangreichen Wirkens. Sie war Philosophin, Sozialpsychologin, Sozialistin, Journalistin, Schriftstellerin, feministische Theoretikerin, Empirikerin und Aktivistin. Im Folgenden stehen ihre Rolle als feministische Wissenschaftlerin sowie ihre politische Positionierung im Fokus.

In ihrem Buch *Das Frauenproblem der Gegenwart. Eine psychologische Bilanz* (1932) führt Rühle-Gerstel eine empirisch fundierte, aufschlussreiche Analyse der Lage der Frauen in Deutschland durch und entwickelt einen Ansatz für eine feministische Theorie der Emanzipation. Grundlegend für ihre Analyse ist die Unterscheidung zwischen dem biologischen und dem sozialen Geschlecht. Ihre Kritik richtet sich auf die Verknüpfung der Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen mit ihrer biologischen Reproduktionsfunktion. „Das Weib‘ hat es nie gegeben“, schreibt sie, „Geschlechtsideologien aller Art wechselten miteinander ab im Zusammenhang mit den jeweiligen Wirklichkeiten“ (Rühle-Gerstel 1932: 406). Scharfsinnig deckt Rühle-Gerstel die Konstruktion der Frauenrolle in einer patriarchalen Gesellschaft auf, die im geschichtlichen Verlauf bis in die zeitgenössische Gegenwart Frauen aller gesellschaftlichen Schichten entrechtet und in die Privatsphäre drängt. „Bis jetzt ist das Frauliche nicht öffentlich, es ist privat. Und das Öffentliche ist nicht fraulich, sondern männlich“ (Rühle-Gerstel 1932: 400). Die in der Weimarer Verfassung von 1919 verankerte Gleichstellung von Frauen und Männern sei eine Fiktion, denn Gesetze, die z. B. bestimmten, dass die Berufsausübung einer Frau der Zustimmung des Ehemanns bedürfe, machten die Gleichstellung wirkungslos.

Die Reproduktionsarbeit als Hauptaufgabe wird als „naturhaftes“ Phänomen den Frauen zugeschrieben und von der Mehrheit der Frauen verinnerlicht. Diese Naturalisierung vollzieht sich nach Rühle-Gerstel z. B. so:

„Ein Junge weint nicht, wenn er hinfällt! – Ein Mädchen ist nicht so wild! [...] [D]ie Kinder werden frühzeitig angeleitet, sich auch im Spiel geschlechtlich zu orientieren, man gibt ihnen die ‚passenden‘ Spielsachen und nimmt ihnen die angeblich nicht passenden fort“ (Rühle-Gerstel 1932: 46f.).

Trotz der Erfolge der Frauenbewegung bestimmt die „Tyrannei der Norm“ (Rühle-Gerstel 1932: 58) Art und Stellenwert der schulischen und akademischen Bildung von Frauen sowie ihre Berufswahl (vgl. Rühle-Gerstel 1932: 49ff.). Während Frauen

zu Minderwertigkeit und Fixierung auf Schönheit (vgl. Rühle-Gerstel 1932: 79) erzo- gen werden, während unverheiratete oder geschiedene Frauen als Menschen „zweiten Grades“ (Rühle-Gerstel 1932: 35) gelten, werden „Genie“ und „Geist“ Männern zuge- schrieben (Rühle-Gerstel 1932: 107). Ihr geht es also um Machtstrukturen, aber auch um die Differenz als solche:

„Auch dort, wo die Geschlechter als gleichwertig angesehen werden, beharrt man auf ihrer gründlichen Verschiedenheit. Die aufgeklärten Leute setzen an Stelle des üblichen Oben – Unten ein So und Anders vor die Geschlechter“ (Rühle-Gerstel 1932: 58).

Rühle-Gerstel verknüpft die Individualpsychologie mit einer aus heutiger Sicht sozial- konstruktivistisch zu verstehenden Gesellschaftskritik. Sie identifiziert mehrere Frau- entypen nach Maßgabe ihrer Positionierung zur erfahrenen Wirklichkeit. Frauen, die in Männerdomänen eindringen, sind z. B. die Lehrerinnen, die Angestellten, die Frei- schaffenden, die Fabrikarbeiterinnen etc.; andere hingegen wählen einen bis dahin als „weiblich“ angesehenen Beruf, wie z. B. die Fürsorgerin, Krankenschwester, Hausan- gestellte etc. Ihre Analyse veranschaulicht, dass keine Frau, gleich welchem Typus sie zugeordnet werden kann, sich durch Anpassung oder Protest und Verweigerung von der Herrschaft der Geschlechternorm freikämpfen kann. In Anschluss an Alfred Adler (vgl. dazu Rühle-Gerstel 1924) beschreibt sie die sich daraus entwickelnden neurotischen Kompensationsmechanismen. Hinzu kommt die doppelte Belastung durch Beruf und Familie. Mutterschaft und Hausfrauentätigkeit bezeichnet Rühle-Gerstel als Berufe, die aber gesellschaftspolitisch nicht als solche anerkannt werden, und fordert ein Entgelt für diese Tätigkeiten. Trotz der Asymmetrie der Machtverhältnisse sei die Lage der Frauen im Umbruch – so ihre Einschätzung – und es entstünde der Typus der „neuen Frau“.

Alice Rühle-Gerstel verwendet eine Fülle zeitgenössischer Publikationen aus den Bereichen Psychologie, Sozialpsychologie, Sozial- und Rechtswissenschaften, dazu Zeitschriftenartikel und empirisches Material (Umfragen, Statistiken). Diese wissen- schaftliche Basis wird mit Beispielen aus Literatur und Film angereichert.

Strategien für die Durchsetzung einer politischen, rechtlichen und ökonomischen Gleichberechtigung sind aus ihrer Sicht: Solidarität der Frauen mit anderen Frau- en sowie mit geschlechts- und klassenbewussten Männern, Politisierung der Frauen, Gewerkschafts- und politische Arbeit, „Front der Gleichbestrebten“ (Rühle-Gerstel 1932: 411), ‚Entprivatisierung‘ (vgl. Rühle-Gerstel 1932: 381) der Lage der Frauen und ‚„Entmütterlichung“‘ ihrer Rolle (Rühle-Gerstel 1932: 404). Zur männlichen Leistungs- norm positioniert sich Rühle-Gerstel ambivalent und nicht so bejahend wie z. B. (1949) Simone de Beauvoir⁹, denn sie sieht ebenso kritisch die Folgen dieser Leistungsnorm (Rühle-Gerstel 1932: 403). Eine ‚Vermännlichung‘ (Rühle-Gerstel 1932: 404) – damit meint sie Individualisierung im Sinne einer Vereinzelung – müsse voraussichtlich in Kauf genommen werden, bevor Frauen zu sich finden könnten. Ihr Ideal ist ein überge-

9 Die Bejahung der Leistungsnorm bringt Beauvoir z. B. an folgenden Stellen zum Ausdruck: „Keine Frau hat ‚Prozess‘, ‚Moby Dick‘, ‚Ulysses‘ oder ‚Die sieben Säulen der Weisheit‘ geschrieben“ (Beauvoir 2007: 875f.). „Die sogenannten ‚großen Männer‘ sind diejenigen, die – auf diese oder jene Art – das Gewicht der Welt auf ihre Schultern geladen haben. Sie sind mehr oder weniger gut damit fertig geworden, die Neuerschaffung ist ihnen gelungen, oder sie haben Schiffbruch erlitten. Aber zunächst einmal haben sie die gewaltige Last übernommen. Und genau das hat keine Frau je getan, hat keine Frau je tun können“ (Beauvoir 2007: 879). Dazu auch Gebhardt 2012: 209.

schlechtlicher (oder womöglich außergeschlechtlicher) Mensch. Kein homogenes emanzipatorisches weibliches ‚Wir-Subjekt‘, sondern eine Strategie zur Konsolidierung trägt das emanzipatorische Potenzial, das sie an der Schnittstelle Klasse/Geschlecht verortet:

„Weder alle Frauen – ‚Wir Frauen‘, noch alle Proletarier – ‚Wir Proletarier‘ stellen die organisationspolitische Realität von morgen dar. Vielleicht liegt das Schwergewicht morgen auf jenem Sektor der Menschheit, der infolge seiner doppelten Belastung mit Geschlechtsnot und Klassennot am dringendsten einer Änderung des sozialen Zustands bedarf: bei der proletarischen Frau“ (Rühle-Gerstel 1932: 400).

Ähnlich wie später Simone de Beauvoir in ihrem Buch *Le Deuxième Sexe* (1949) setzte sich Alice Rühle-Gerstel mit Ehe und Familie, Liebe und Sexualität¹⁰ auseinander. Gesellschaftspolitisch bewertete sie das Streben der Frauen nach Liebe als ein Leistungshemmnis: „Wenn die Frauen zu sich selber kommen wollen, müssen sie von der Liebe weggehen“ (Rühle-Gerstel 1932: 217). Angesichts der neuen Erkenntnisse über die sexuellen Bedürfnisse der Frauen, die sich von denen der Männer meist unterschieden, sah sie die Sexualität im Umbruch, insofern als Frauen das Eingehen der Männer auf ihre sexuellen Bedürfnisse einforderten. Dabei bezog sie sich auf die Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, in der 133 von 150 befragten Frauen erklärten, „ihre sexuelle Befriedigung allein per Clitoris empfangen zu können“ (Rühle-Gerstel 1932: 154). Sie blieb jedoch in der Norm der Heterosexualität verhaftet, da sie die gleichgeschlechtliche Liebe aus der unbefriedigenden „Geschlechtslage“ heraus erklärte (Rühle-Gerstel 1932: 159ff.). Dies könnte ihre feministische Rezeption erschwert haben.

1936 emigrierte Rühle-Gerstel und folgte ihrem Mann nach Mexiko, wo für sie, die Beziehungen zu Leo Trotzki, Diego Rivera und Frida Kahlo pflegte, Theorie und Praxis des Sozialismus zentrale Bezugspunkte blieben (Rühle-Gerstel 1924). Trotz vieler Aktivitäten und einer schnellen sprachlichen Integration Rühle-Gerstels litt das Paar aufgrund seiner konsequenten Distanzierung vom Stalinismus immer stärker unter Isolation. Am 24. Juni 1943 beging Alice Rühle-Gerstel unmittelbar nach dem Tod ihres Mannes Suizid (vgl. z. B. Marková 2007: 439f.).

4 Rezeption

Wie kann eine nur zögernd einsetzende und im Fall Milena Jesenskás zum Teil verfehlte Rezeption der beiden Frauen erklärt werden? Zwei Ansätze aus der Anerkennungsforschung können darauf eine erste Antwort geben.

„Im Namen wovon wird im jeweiligen Fall Größe zuerkannt? Und nach Abschluß welcher Prüfung wird die Begründung für legitim gehalten?“, fragt der Philosoph Paul Ricoeur (2006: 259). In der „Welt der Meinung“, um die es bei der Anerkennung von Personen hauptsächlich geht, „können die Menschen allein unter Berufung auf die *Meinung* der anderen eine Rangordnung zwischen den Wesen aufstellen [...]. Die *Meinung* stellt hier die Äquivalenz her. Größe hängt von der *Meinung* der anderen ab [...]“, erkennen Luc Boltanski und Laurent Thévenot anhand empirischer Untersuchungen (Boltanski/Thévenot 2014: 246).

10 Rühle-Gerstel, die mit Otto Rühle verheiratet war, aber keine Kinder hatte, bezieht sich überwiegend auf die Ehe, akzeptiert aber auch freie Partnerschaften (vgl. auch Rühle-Gerstel 2007).

Was Milena Jesenská in ihrer in der Einleitung zitierten Reflexion bemerkt hatte, haben Boltanski und Thévenot noch deutlicher formuliert: „*Bekannte Menschen* können von heute auf morgen dem *Vergessen* anheimfallen“ (Boltanski/Thévenot 2014: 245). Die Regeln der Anerkennung sind also einerseits aufgrund der wiederholungsbedingten geschichtlichen Sedimentierung (Butler 2006) relativ stabil, andererseits aber sehr fragil und in ihren Wirkungen teilweise arbiträr. Diese Ambivalenz von Stabilität und Wandelbarkeit der Anerkennungsnormen scheint eine wesentliche Eigenschaft der Prozesse der kollektiven Anerkennung zu sein. Der (wandelbaren kollektiven) Meinung der „anderen“ kommt somit die Macht zu, die ‚Größe‘ einer Person zu bestimmen. Die gesellschaftliche Anerkennung Milena Jesenskás und Alice Rühle-Gerstel konnte innerhalb weniger Jahre verschwinden. Hierfür bedurfte es zweier Regime. Die nationalsozialistische Diktatur vernichtete Jesenskás Leben und die Karrieren der beiden Frauen, die kommunistische beseitigte die Erinnerung an sie.

4.1 Diktatur – Tschechoslowakei und Mexiko

Nach Jesenskás Tod und der kommunistischen Machtübernahme in der Tschechoslowakei 1948 wurde sie aus dem offiziellen kollektiven Gedächtnis gelöscht. Mit denjenigen, die gegen die Stalinisierung kritische Stimmen erhoben hatten, ging das neue Regime schonungslos um. Mehr als 35 000 Menschen wurden zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt und 178 Todesurteile wurden zwischen 1948 und 1952 vollstreckt (Hodos nach Schmidt 2014). Jesenskás ehemaliger Parteigefährte Zaviš Kalandra sowie die promovierte Juristin, politische Aktivistin und Frauenrechtlerin Milada Horáková (geb. 1901) wurden in demselben Schauprozess zum Tode verurteilt und am 27. Juni 1950 hingerichtet (vgl. Schmidt 2007; Košťálová 2014: 192f.). Milena Jesenská wurde bis 1948 mehrmals in der tschechischen Presse würdigend erwähnt, u. a. von Jiří Weil und Marie Pujmanová (vgl. Jirásková 1996: 78). Ab 1948 wurde sie in den Medien, die der Parteikontrolle und einer Zensur unterlagen, verschwiegen. 1960 wurden Margarete Buber-Neumann und Milena Jesenská in einem Sammelband über das Konzentrationslager Ravensbrück als Trotzkitinnen, deren Ansichten in Ravensbrück entschieden bekämpft werden mussten, dargestellt (vgl. Jirásková 1996).

1966 unternahm Eduard Goldstücker¹¹ vergeblich einen Versuch, Milena Jesenská zu rehabilitieren. In seinem Artikel „Apropos Milena Jesenská“ in der Zeitschrift *Literární noviny* (*Literarische Zeitung*) schrieb er:

„Erst als lange nach ihrem Tod der Band der Briefe herauskam, die ihr Franz Kafka in den Jahren 1920–22 geschrieben hatte, weckte sie ein beachtliches, weltweites Interesse. Sie wurde zu einer historischen Persönlichkeit, die einerseits als Kafkas intime Freundin idealisiert, andererseits als Renegatin der kommunistischen Bewegung abgelehnt wird“ (Goldstücker 1966).

11 Eduard Goldstücker (1913–2000), Literaturkritiker und Germanist jüdischer Abstammung, studierte an der Karls-Universität in Prag, wo er nach der Emigration und seiner Rückkehr, der eine Verhaftung und 1955 seine Rehabilitierung folgte, arbeitete. Goldstücker trug wie Max Brod erheblich zur Anerkennung der schriftstellerischen Leistungen von Franz Kafka bei; u. a. war er wichtiger Initiator der ersten Konferenz über Franz Kafka 1963 in Liblice (vgl. z. B. Kusák 2003).

Goldstücker rief dazu auf, den Erkenntnissen des XX. Parteitags der KPdSU von 1956 über die ideologischen Verfehlungen der Partei zu folgen und die öffentliche Meinung über Milena Jesenská zu revidieren. In seiner Replik unter dem Titel „Die verschmähte Liebe einer Renegatin“ in der Zeitschrift *Kulturní tvorba* vom 25.8.1966 lehnte jedoch der bekannte Journalist und Publizist František J. Kolár¹² jegliche Revision der offiziell verbreiteten Meinung über Jesenská ab. Bei Kolár wie auch bei Goldstücker (ebenfalls Gusta Fučíková; vgl. Filip 1983) wird Jesenská politische Position zu „Hass“ simplifiziert – eine bis heute immer wieder in politischen Auseinandersetzungen angewandte Strategie¹³. Anstatt auf politische Argumente einzugehen, wird der Hassbegriff herangezogen.

„Ich zweifle nicht daran, dass all diese Lebenssituationen – Untreue in der Ehe, glühende Liebe, Narkotika¹⁴, Kampf für die Emanzipation der Frauen, Bewunderung von Kafkas Werk, die kommunistische journalistische Tätigkeit usw. – für sie lediglich unterschiedlichste Formen von aufregenden Vergnügungen [...] waren. [...] [D]och der Geschichte sind diese Launen einer Dame aus den Prager Literatursalons herzlich egal. Der renegatische Hass Milena Jesenská auf die kommunistische Bewegung und die Sowjetunion ging so weit, dass sie noch nach dem Verbot der Partei im Oktober 1938 in der Zeitschrift ‚Přítomnost‘ die tschechischen Arbeiter aufforderte, nicht mehr an die Sowjetunion und die kommunistische Partei zu glauben, da diese ein ‚unheilvolles Erbe‘ hinterlassen hätten. Auch während des Krieges im Konzentrationslager Ravensbrück – wo sie verstarb – hörte Jesenská nicht auf zu hassen“ (Kolár 1966).

Ein 1969 im Klub Mladá Poesie in Prag erschienenes biografisches Buch der Tochter Jana Černás (geb. Krejcarová) über ihre Mutter mit dem Titel *Adresát Milena Jesenská* durfte aus politischen Gründen nicht verkauft werden (vgl. Schmidt 2014: 5) und ist erst 1985 unter dem Titel *Milena Jesenská* (Verlag Neue Kritik) bekannt geworden. Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes erschienen mehrere Biografien über Milena Jesenská (vgl. u. a. Marková-Kotyková 1993; Wagnerová 1995; Jirásková 1996; Hockaday 1997; Darowska 2012; Blomqvist 2014) sowie ihre Briefe (vgl. Jesenská 1996b) und eine kleine Auswahl ihrer Feuilletonbeiträge und Artikel (vgl. Jesenská 1996a). Dennoch ist sie einem breiteren, vor allem literarisch interessierten Publikum in Deutschland nach wie vor nur unter dem Etikett „Kafkas Freundin“ bekannt.

Die Isolation Rühle-Gerstels in Mexiko wurde nicht von einem kommunistischen Regime durchgesetzt, sondern resultierte aus der Meinung der „anderen“ (Boltanski/Thévenot 2014: 246), in diesem Fall handelte es sich um die Distanzierung ihrer gegenüber dem Stalinismus unkritischen WeggefährtInnen in der Emigration. Alice Rühle-Gerstel und Otto Rühle lehnten den Stalinismus sehr früh ab (vgl. Mikota 2008). Die linken EmigrantInnenkreise in Mexiko aber setzten ähnlich wie die Kommunistinnen in Ravensbrück ihre Hoffnung auf die sich etablierende Diktatur. Die Begegnungen mit Trotzki enttäuschten sie ebenfalls. Rühle-Gerstel hielt in ihren Aufzeichnungen fest:

12 Ich danke Marie Jirásková für ihre Hinweise hierzu und die Beschaffung der beiden Artikel.

13 Vgl. die Auseinandersetzung um die Verleihung des Adorno-Preises an Judith Butler (Butler 2012; Harms 2012).

14 Jesenská bekam während ihrer schweren Krankheit, die bei ihr in der Schwangerschaft ausbrach und mehrere Jahre anhielt, Morphium und blieb bis 1937 davon abhängig. In den 1920er Jahren experimentierte sie wie viele Intellektuelle mit Kokain.

„Ich diskutiere mit Leo Dawidowitsch Trotzki, dem Helden der Oktoberrevolution, dessen Bild ich vor zwanzig Jahren über mein Bett gehängt hatte [...]. Und dennoch kann er mich nicht überzeugen“ (Rühle-Gerstel 1979: 55).

Einige Tage später notierte sie: „[...] und schließlich hat Otto geschrien: ‚Sie, mein lieber Trotzki, sind selbst der allergrößte Stalinist ...!‘“ (Rühle-Gerstel 1979: 56f.).

In Mexiko schrieb Rühle-Gerstel (2007) ihren vielschichtigen Roman *Umbruch oder Hanna und die Freiheit*, in dem sie sich mit der Frauenrolle, weiblichem Begehren, Sexualität, aber ebenso der Exilsituation, dem Nationalsozialismus und dem Stalinismus auseinandersetzte und der von Hannah Arendt rezensiert wurde (vgl. u. a. Friederich 2013: 134). Mit dem Roman hat sie sich vergeblich für den Preis *American Guild for German Cultural Freedom* beworben (vgl. Rohlf 2002: 89; Friederich 2013: 39). Durch die Emigration und die veränderte politische Lage konnte die einst erfolgreiche, „durch die Verbindung von Individualpsychologie, Feminismus und Marxismus“ (Marková 2007: 440) bekannt gewordene Philosophin und Autorin nicht mehr auf ihr journalistisches und politisches Umfeld der 1920er und 1930er Jahre zurückgreifen. So bilanziert ihre Biografin: „In Mexiko war sie nur ein Schatten davon, was sie einst in Europa gewesen war“ (Marková 2007: 440).

4.2 Muse – Erotik und Intellektualität

Franz Kafkas 1952 von Willy Haas im S. Fischer Verlag veröffentlichte *Briefe an Milena* trugen wesentlich zum Bekanntwerden der Autorin im westlichen Europa bei und führten Milena Jesenská als Objekt des geistig-erotischen Begehrens Kafkas in die Kulturgeschichte ein.

Die *Briefe an Milena* vermitteln bis heute ein eindimensionales Bild von Jesenská, obwohl sich Kafkas Faszination auf ihre gesamte Persönlichkeit bezog, also auch auf ihre intellektuellen Leistungen (vgl. Stach 2011: 397), ähnlich wie ihre analytische Schärfe, Emotionalität, Kreativität und ihr Temperament. Er las ihre Artikel mit Wertschätzung (Kafka 1995: 193f.; 7.8.1920). Die Sedimentierung dieses ausschnitthaften, von Kafka geschaffenen Bildes veranschaulicht die Macht der Performativität, die Judith Butler (2006) in ihrer Sprechakttheorie analysiert. Es geht hierbei um eine strukturelle Form des Sprechens, das in unzähligen Wiederholungen eine Macht, die Subjektivität der anderen herabzusetzen, hervorbringt. Die „angehäufte Macht“ (Butler 2006: 81), etwa fünf Jahrzehnte wirksam, vermag es durch ihre „,diskursive Geschichtlichkeit““ (Bublitz 2013: 123), die geschlechtsspezifische Norm-Konstellation des „,Genie[s] und seiner Muse““ (Stach 2013: 17) wiederholt hervorzubringen.

Margarete Buber-Neumann würdigte Milena Jesenská in ihren Erinnerungen an das Leben und den Widerstand im KZ Ravensbrück. Für ihr Buch wählte sie den Titel *Milena – Kafkas Freundin* (1. Aufl. 1963). Damit war die ‚Größe‘ benannt: Freundin. Die ersten Manuskripte trugen noch den Titel *Milena aus Prag*, ein weiteres *Milena Jesenská*¹⁵, beides hätte sie als eigenständige Person belassen.

Wird der Rückgriff auf Kafka im Titel verkaufsstrategisch gedeutet, lässt sich hier die Abhängigkeit der „Welt der Meinung“ von der „industriellen Welt“ und der „Welt

15 Vgl. Repertorium zum Nachlass Margarete Buber-Neumann (EB 89/193) in: Deutsche Nationalbibliothek, Deutsches Exilarchiv 1933–1945, Frankfurt/Main.

des Marktes“ (Boltanski/Thévenot 2014) zeigen. Das Hauptprinzip der industriellen Welt ist die Effizienz (vgl. Boltanski/Thévenot 2014: 279). In der „Welt des Marktes“ werden Biografien von allgemein anerkannten ‚großen Persönlichkeiten‘ auf dem Markt begehrt. Kafka als bereits anerkannte Größe könnte, im Titel des Buches genannt, für eine hohe Auflage sorgen und Jesenská zu einem „Sich-Abheben“ (Boltanski/Thévenot 2014: 246ff.) verhelfen – um den Preis, dass sich das Bild Jesenskás als einer Nebenfigur in Kafkas Welt verfestigt.

Bis auf Kathleen Hayes (2003) hat sich keine Literaturkritikerin im deutsch- bzw. englischsprachigen Raum der Besprechung von Jesenskás journalistischen Arbeiten in einem signifikanten Umfang angenommen (den erschwerten Zugang zu den Quellen bis Anfang der 1990er Jahre gilt es zu berücksichtigen; vgl. Stach 2013: 17). Die Dimension einer Liebenden und Begehrten ist nicht falsch, und in der Tat war die leidenschaftliche Beziehung zwischen Franz Kafka und Milena Jesenská eine zwar relativ kurze, aber wichtige Phase in Jesenskás Leben. Von substanzieller Bedeutung waren aber auch andere Beziehungen, u. a. zu Ernst Polak, Jaromir Krejcar, Staša Procházková und Jarmila Ambrožová, Alice Rühle-Gerstel, Gina Kaus und Margarete Buber-Neumann. Eine viel längere Zeitspanne umfasste die Liebe zu ihrer Tochter. Ebenfalls untrennbar von ihrer Persönlichkeit sind ihre berufliche Leidenschaft als Journalistin, ihr politisches Engagement und ihre intellektuellen Fähigkeiten.

4.3 Widerstand – männliche und weibliche HeldInnen

Die Anerkennung Milena Jesenskás als Widerständlerin erfolgte stufenweise. Am 12. Februar 1995 wurden Milena Jesenská und Joachim von Zedtwitz durch den Staat Israel mit der Würdigung „Gerechte unter den Völkern“ ausgezeichnet; ihre Rettungsaktivitäten wurden nachgewiesen. Die zögernde Benennung von Jesenskás Engagement gegen den Nationalsozialismus als ‚Widerstand‘ gründete in der Auffassung des Widerstandes. Der Bundesgerichtshof ging noch im Jahr 1962 von einem Widerstandsbegriff aus, der an eine potenzielle Veränderung der politischen Verhältnisse durch den Widerstandsakt geknüpft war (vgl. Limbach 1997). Als ein Musterbeispiel für einen „rechtmäßigen Widerstand“ im deutschen Kontext galt das von den Militärs um Claus Schenk Graf von Stauffenberg vorbereitete Attentat des 20. Juli 1944 (vgl. Limbach 1997). Widerständiges politisches Handeln wurde überwiegend mit Waffengewalt und darüber hinaus mit einem bestimmten Organisationsgrad (vgl. zu Letzterem Kershaw 2006) gleichgesetzt. Georg Elser ist für die Relevanz des Letzteren ein gutes Beispiel. Das Attentat auf Adolf Hitler (8.11.1939) hatte er zwar mit Waffengewalt, aber als Einzelperson vorbereitet und verübt; er wurde viele Jahre diffamiert und erst in den 1990er Jahren allmählich als Widerständler anerkannt. Daneben spielt die Trennung zwischen politischer Aktion und sozialem Handeln eine wichtige Rolle: Die politische Aktion war männlich besetzt und ereignete sich in Organisationen – Staat, Kirche, Partisaneneinheit. Die Rettung von Menschen galt als empathisch motiviert und insofern als unpolitisch. Der Diskurs über die Definition des Widerstandes ist heute zwar nicht mehr so schablonenhaft, die tradierten Bilder wirken jedoch nach. Jutta Limbach, ehemalige Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts, spricht sich für eine breite Definition aus. Sie würdigt vor allem Frauen als Widerständlerinnen: „Widerstand haben all die Frau-

en geleistet, die verfolgten Juden, Kriegsgefangenen und Fahnenflüchtigen Hilfe und Unterschlupf gewährten“ (Limbach 1997). Für die Anerkennung von Milena Jesenskás umfassenden Widerstandsaktivitäten bietet diese Auffassung eine geeignete Grundlage.

4.4 Frauen unter sich – im Schatten der Ikonen?

Boltanski und Thévenot (2014) gehen von der Möglichkeit einer abrupten Änderung der Meinung der „anderen“ aus. Auch Judith Butler betont die Veränderbarkeit der geschichtlich sedimentierten Normen, die „manchmal“ dadurch in die Krise geraten, „dass der Andere nicht anerkannt werden kann“ (Butler 2007: 36). In einem wiederholt „scheiternden Versuch, anzuerkennen oder anerkannt zu werden“, ist der kritische Ausgangspunkt für die Befragung der vorhandenen Normen zu sehen (Butler 2007: 36f.).

Die Frauenbewegungen der 1970er Jahre können mithilfe dieses Theorieansatzes als eine Krise der etablierten Normativität gesehen werden. Dass Milena Jesenská, die keine Feministin war, nicht auf Interesse in diesen Bewegungen stieß, ist verständlicher als die fehlende Wertschätzung des feministischen Engagements von Alice Rühle-Gerstel (vgl. dazu Friederich 2013: 15f.), verglichen z. B. mit Helene Stöcker, Lily Braun, Simone de Beauvoir oder Alice Schwarzer.

Als politisch aktive Sozialistin jüdischer Herkunft verließ Alice Rühle-Gerstel 1932, im Jahr des Erscheinens ihres Buches, Deutschland. Sie flüchtete nach Prag, wo sie u. a. die Redaktion der Kinderbeilage beim *Prager Tagblatt* übernahm (vgl. z. B. Friederich 2013: 32). Bei dieser Zeitung fanden viele der aus Deutschland geflüchteten Intellektuellen als MitarbeiterInnen Zuflucht. Die geschichtlichen Voraussetzungen für die Rezeption ihres Buches waren also grundlegend andere als z. B. diejenigen, die die Rezeption der vorab in der Zeitschrift *Les Temps modernes* abgedruckten Passagen des Buches *Le Deuxième Sexe* von Simone de Beauvoir bestimmten. 1949 war das Thema Sexualität weder in Frankreich noch in den USA gesellschaftsfähig. Doch die Skandalisierung der Schilderung des Geschlechtsverkehrs (vgl. Galster 2015: 39ff.) brachte dem Buch eine rasante Popularität. Mitte der 1970er Jahre waren in den USA eine Million Exemplare von *The Second Sex* verkauft (Galster 2015: 39ff.).

Im Deutschland des Jahres 1932 waren statt der Frauenbewegungen Mutterkult und Rassenideologie auf dem Vormarsch. Ob damit allerdings die bis heute schwache Rezeption von Rühle-Gerstels Werk zu erklären ist, kann hier nicht abschließend beurteilt werden. Weitere Aspekte für eine differenzierte Analyse können nur hypothetisch formuliert werden: Inwiefern wirkte die Isolation Rühle-Gerstels in den linken, dem Stalinismus gegenüber unkritischen Kreisen im Nachkriegsdeutschland nach? Inwiefern stellten griffige Formulierungen wie „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (Beauvoir 2007: 334) (bei Rühle-Gerstel: „Das Weib‘ hat es nie gegeben“; 1932: 406) sowie die Ikonisierung Beauvoirs zur Hauptfigur der Frauenbewegung jene Vorwegnahme des Doing-Gender-Ansatzes, die Rühle-Gerstel leistete, in den Schatten? Machte die monogame langjährige Partnerschaft zwischen Alice Rühle-Gerstel und Otto Rühle sie in der Epoche der sexuellen Revolution zu einer uninteressanten Figur?

5 Fazit

Die identifizierten Gründe für eine fehlende adäquate Anerkennung der beiden intellektuellen Milena Jesenská und Alice Rühle-Gerstel können drei Bereichen zugeordnet werden: der Diktatur, der Geschlechterordnung sowie der medialen Vermarktung der Artefakte und Personen. Eine Diktatur besitzt eine besondere Macht, Normen mithilfe von Repressionsinstrumenten (Polizei, Militär, Geheimdienste, Denunziationssystem, Gerichte, Propaganda, Einschüchterung etc.) durchzusetzen. Beide Autorinnen sind in Konfrontation zu Diktaturen gegangen – in Form von Widerstand (Jesenská), durch Flucht und Nonkonformismus (Rühle-Gerstel). Die Regime haben ihr Leben und ihre Karriere zerstört. Dennoch waren beide Frauen unter den Bedingungen der Restriktion und Bedrohung äußerst produktiv. Die Auswirkungen der Repressionen reichten weit über ihren Tod hinaus. Die Macht der Performativität (vgl. Bublitz 2013: 123f.) erzeugte sowohl das reduktionistische Bild Milena Jesenskás als auch den verzögerten Umgang mit ihrem politischen Widerstand. Beide Frauen wirkten mit ihren beruflichen Tätigkeiten und ihrem Lebensstil auf die Umwandlung der Normen der Geschlechterordnung ein. Mit großer Selbstverständlichkeit eigneten sie sich die Welt durch Bildung an, erarbeiteten sich anerkannte Positionen in der Gesellschaft, handelten selbstständig und nahmen durch ihre intellektuelle Arbeit intensiv an den zeitgenössischen kulturellen, politischen und Geschlechterdiskursen (Rühle-Gerstel) teil.

Die Mechanismen der Nicht- oder Fehlanerkennung lassen sich darüber hinaus in den der „Welt der Meinung“ eigenen Prinzipien – vor allem dem Prinzip der Sicht- bzw. Unsichtbarkeit (vgl. Boltanski/Thévenot 2014: 251) – verorten. Bedingt durch die historischen Rahmenbedingungen konnten beide Frauen die Rezeption ihrer Werke nicht medial begleiten. Hinzu kommt die Verschränkung der „Welt der Meinung“ mit der industriellen Welt der Buchproduktion, die sich nach optimalen Verkaufsstrategien richtet. Kollektive Anerkennung beruht sowohl auf spontanen Effekten als auch auf sedimentierten Strukturen. Neben einer Hinterfragung und Identifizierung der geltenden Normen der Anerkennung ist eine Überprüfung der reproduzierten Größenrelationen sinnvoll. Kommerzielle Beweggründe im Fall Jesenskás, mediale Effekte der Stilisierung und Inszenierung sowie das Ausbleiben dieser Effekte im Fall Rühle-Gerstels zeigen sich neben geschlechtspolitischen und geschichtlich-politischen Gründen in der hierarchisierten Rezeption als wirkungsvoll.

Literaturverzeichnis

- Beauvoir, Simone de. (2007). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Blomqvist, Hans. (2014). *En levande eld. Milena – en biografi*. Lund: Bakhåll.
- Boltanski, Luc & Thévenot, Laurent. (2014). *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Breuer, Dunya. (1997). *Ich lebe, weil du dich Erinnerst. Frauen und Kinder in Ravensbrück*. Berlin: Nicolai.

- Buber-Neumann, Margarete. (1996). *Milena, Kafkas Freundin. Ein Lebensbild*. Mit einem Nachwort v. Gudrun Bouchard. Frankfurt/Main: Ullstein.
- Butlitz, Hannelore. (2013). *Judith Butler*. Hamburg: Junius.
- Butler, Judith. (2006). *Haß spricht*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith. (2007). *Kritik der ethischen Gewalt*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith. (2012). „Ich bin tief verletzt“. *Die Zeit*, Nr. 36, 30.08.2012.
- Charle, Christophe. (1996). *Les intellectuels en Europe au XIXe siècle. Essai d'histoire comparée*. Paris: Seuil.
- Charle, Christophe. (1997). *Vordenker der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Darowska, Lucyna. (2012). *Widerstand und Biografie. Die widerständige Praxis der Prager Journalistin Milena Jesenská gegen den Nationalsozialismus*. Bielefeld: transcript.
- Filip, Ota. (1983). Wer war Milena? Auf Spurensuche in Oslo – Franz Kafka war für sie nur eine Episode. *Zeit-Online*, (2). Zugriff am 21. März 2015 unter www.zeit.de/1983/02/wer-war-milena/komplettansicht.
- Friederich, Jutta. (2013). *Alice Rühle-Gerstel (1894–1943). Eine in Vergessenheit geratene Individualpsychologin*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Galster, Ingrid. (2015). *Simone de Beauvoir und der Feminismus*. Hamburg: Argument.
- Gebhardt, Miriam. (2012). *Alice im Niemandsland. Wie die deutsche Frauenbewegung die Frauen verlor*. München: Deutsche Verlagsanstalt.
- Gilcher-Holtey, Ingrid. (Hrsg.). (2015). *Eingreifende Denkerinnen. Weibliche Intellektuelle im 20. und 21. Jahrhundert*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Goldstücker, Eduard. (1966). „Á propos Milena Jesenská“ [„Apropos Milena Jesenská“]. *„Literární noviny“* [Literarische Zeitung], (33) (übersetzt v. Sandra Tranta).
- Harms, Ingeborg. (2012). „Adorno Preisträgerin. Was denkt diese Frau?“. *Zeit-Online*, (37). Zugriff am 15. März 2015 unter www.zeit.de/2012/37/Judith-Butler-Portrait.
- Hayes, Kathleen. (2003). *The Journalism of Milena Jesenská. A Critical Voice in Interwar Central Europe*. New York: Berghahn Books.
- Hockaday, Mary. (1997). *Kafka, Love and Courage. The Life of Milena Jesenská*. Woodstock/New York: The Overlook Press.
- Jacoby, Henry. (o. J.). *Davongekommen. 10 Jahre Exil 1936–1946. Prag, Paris, Montauban, New York, Washington*. Frankfurt/Main: Sandler.
- Jesenská, Milena. (1996a). *Milena Jesenská. Alles ist Leben. Feuilletons und Reportagen 1919–1939*. Hrsg. u. mit einer biogr. Skizze vers. v. Dorothea Rein. Frankfurt/Main: Verlag Neue Kritik.
- Jesenská, Milena. (1996b). „Ich hätte zu antworten tage- und nächtelang“. *Die Briefe von Milena*. Hrsg. v. Alena Wagnerová. Mannheim: Bollmann.
- Jirásková, Marie. (1996). *Kurzer Bericht über drei Entscheidungen. Die Gestapo-Akte Milena Jesenská, darin: Jesenská: An die tschechischen Frauen* [urspr. in: V boj v. 8.8.1939] (S. 111–125). Frankfurt/Main: Neue Kritik.
- Kafka, Franz. (1995). *Briefe an Milena*. Hrsg. v. Jürgen Born und Michael Müller [Anhang mit Briefen, Feuilletons und Nachruf auf Kafka von Milena Jesenská]. Frankfurt/Main: Fischer.
- Kershaw, Ian. (2006). *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kolár, František J. (1966). „Zhrněná láska jedné renegátky“ [„Die verschmähte Liebe einer Renegatin“]. *Kulturní tvorba*, 25.8.1966 (übersetzt v. Sandra Tranta).
- Košálová, Michaela. (2014). *Soukromí Milady Horákové*. Praha: Petrklíč.
- Kusák, Alexej. (2003). *Tance kolem Kafky. Liblická konference 1963. Vzpomínky a dokumenty po 40 letech*. Praha: Akropolis.

- Limbach, Jutta. (1997). „Die Opposition gegen das Nazi-Regime war keine Sache von Eliten. Die Präsidentin des Bundesverfassungsgericht, Jutta Limbach, beantwortet die Frage: Was ist Widerstand“. *Frankfurter Rundschau*, 19.7.1997, 15.
- Marková-Kotýčková, Marta. (1993). *Mýtus Milena*. Milena Jesenská jinak. Praha: Primus.
- Marková, Marta. (2007). *Auf ins Wunderland! Das Leben der Alice Rühle-Gerstel*. Innsbruck: Studienverlag.
- Mikota, Jana. (2008). Alice Rühle-Gerstel zum 65. Todestag. *Alliteratus*, 4. Zugriff am 21. März 2015 unter www.alliteratus.com/pdf/aut_vl_aut_ruehle-gerstel.pdf.
- Ricoeur, Paul. (2006). *Wege der Anerkennung. Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Rohlf, Sabine. (2002). *Exil als Praxis – Heimatlosigkeit als Perspektive? Lektüre ausgewählter Exilromane von Frauen*. München: Edition text + kritik.
- Rühle-Gerstel, Alice. (1924). *Freud und Adler*. Dresden: Verlag am anderen Ufer.
- Rühle-Gerstel, Alice. (o. J.). *Die Frau und der Kapitalismus*. [Nachdruck der Erstausgabe von 1932, *Das Frauenproblem der Gegenwart. Eine psychologische Bilanz*.] Archiv sozialistischer Literatur 19. Frankfurt/Main: Neue Kritik.
- Rühle-Gerstel, Alice. (1979). *Kein Gedicht für Trotzki. Tagebuchaufzeichnungen aus Mexico*. Frankfurt/Main: Verlag Neue Kritik.
- Rühle-Gerstel, Alice. (2007). *Umbruch oder Hanna und die Freiheit. Ein Prag-Roman*. Hrsg. v. Marta Markova. Grambin: Aviva.
- Schmidt, Birgit. (2014). *Das tiefe Schweigen*. Zugriff am 14. Oktober 2014 unter www.jungle-world.com/artikel/2014/31/50342.html.
- Schmidt, Hans-Jörg. (2007). Was ist das Leben wenn nicht Kampf? *Die Welt*, 13.8.2007. Zugriff am 21. März 2015 unter www.jungle-world.com/artikel/2014/31/50342.html.
- Stach, Reiner. (2011). *Kafka. Die Jahre der Erkenntnis*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Stach, Reiner. (2013). Vorwort. In Kathi Diamant, *Dora Diamant. Kafkas letzte Liebe* (S. 17–20). Düsseldorf: Onomato.
- Wagnerová, Alena. (1995). *Milena Jesenská: „Alle meine Artikel sind Liebesbriefe“*. Biografie. Mannheim: Bollmann.

Zur Person

Lucyna Darowska, Dr. rer. soc., Universität Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Biografieforschung, Transkulturalität, Migrationsforschung.

Kontakt: Mühlenstraße 53, 33607 Bielefeld

E-Mail: lucyna.darowska@uni-bielefeld.de

Aufsätze: Offener Teil

Rhea Seehaus, Lotte Rose

Formierung von Vaterschaft – ethnografische Befunde aus Institutionen der Natalität

Zusammenfassung

Zwar zeichnen sich in den familialen Geschlechterverhältnissen derzeit Transformationsprozesse ab, bei denen sich das Modell egalitärer Elternschaft allmählich durchsetzt. Dennoch verweisen aktuelle Forschungen darauf, dass es jungen Familien vielfach nicht gelingt, diesen Wunsch langfristig umzusetzen: Die Geschlechterverhältnisse in den Familien retraditionalisieren sich mit der Geburt des ersten Kindes. Vor diesem Hintergrund fragt der Beitrag aus praxeologischer Perspektive danach, wie sich diese ungleichen Arbeitsteilungen trotz der egalitären Ansprüche herstellen. Ausgehend von der These, dass bereits vor der Geburt des Kindes transitorische Prozesse der Herstellung von Elternschaft stattfinden, an denen die werdenden Eltern und die sie umgebenden natalen Spezialinstitutionen beteiligt sind, werden Informationsabende in Entbindungseinrichtungen, Geburtsvorbereitungs- und Säuglingspflegekurse untersucht. Anhand ethnografischer Protokolle wird nachgezeichnet, wie bereits in den institutionellen Praxen dieser Institutionen Geschlechterungleichheiten zwischen den Eltern hergestellt werden.

Schlüsselwörter

pränatale Elternschaft, aktiver Vater, institutionelle Praxen, Retraditionalisierung, Geburt

Summary

The making of fatherhood – ethnographic results from antenatal institutions

Although there is an emerging trend towards a transformation within familial gender relations in the course of which the model of egalitarian parenting is gradually prevailing, current research shows that young families often do not succeed in realizing this ideal in the long term. Gender relationships tend to re-traditionalize when a couple's first child is born. Taking this scenario into account, this article shows from a praxeological perspective how these non-egalitarian divisions of labour persist despite egalitarian ideals. The thesis is that even before birth there are processes of parenting which the prospective parents and specialist antenatal and postnatal institutions take part in. Information evenings in hospitals and antenatal courses were analyzed. Based on ethnographic records the article demonstrates how these institutional practices create gender inequalities between parents.

Keywords

prenatal parenthood, active father, institutional practices, re-traditionalization, birth

1 Einleitung: Familie und Natalität im Wandel

Derzeit zeichnen sich neue normative Elternschafts- und Geschlechterideale ab, die die Figur des Vaters in den Mittelpunkt stellen. Männer sollen und wollen als Väter auch eine emotional-zugewandte Bindung zum Säugling und Kind entwickeln, sie sollen und wollen sich verantwortlich kümmern. Das Modell geteilter Elternschaft wird zum allgemeinen Ideal junger Paare (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2001: 8) und staatlicherseits gefördert, wie die neuen Regelungen zum Elterngeld zeigen. Mittlerweile nehmen 27,3 % der Väter Elterngeld in Anspruch (Bundes-

presseportal 2012). Insbesondere im Kontext der Geburt ist die väterliche Beteiligung beträchtlich angestiegen. Die Forsa-Väterstudie verweist auf 73 % Väter, die ihre Partnerin in den Kreißsaal begleiten (Forsa 2013: 3), Artikel in Elternforen verweisen auf 90 % (u. a. Eltern 2014). Gleichwohl gelingt es jungen Familien nur schwer, die Ansprüche paritätischer Elternschaft nach der Geburt des Kindes zu realisieren (exemplarisch Rüling 2007). Stattdessen kommt es nachfolgend häufig zu einer Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse in den Familien.

Was die väterliche Präsenz im Natalitätskontext betrifft, offenbart sich eine Forschungslücke in der sozialwissenschaftlichen Natalitätsforschung, die sich dem Übergangsprozess von Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett widmet. Sozialwissenschaftliche Forschungen zum Thema Schwangerschaft und Geburt verzeichnen derzeit eine gewisse Konjunktur. So sind in den letzten Jahren umfangreiche Sammelbände bzw. Monografien zum Themenfeld erschienen (Wulf/Hänsch/Brumlik 2008; Wulf et al. 2008; Villa/Moebius/Thiessen 2011; Hirschauer et al. 2014), dazu kommen diverse Einzelaufsätze. Stark vertreten sind kulturhistorische Forschungen zur Schwangerschaft (u. a. Duden/Schlumbohm/Gelis 1998; Labouvie 2000) und zu technologischen Entwicklungen in der Reproduktions- und Geburtsmedizin. Im Zentrum stehen hier Pränataldiagnostik (Balduš 2006; Arni 2012), bildgebende Verfahren zum Fötus (Heimerl 2013; Säger 2011; Tegethoff 2011) und Kaiserschnittentbindungen (Lutz/Kolip 2006). Weitere Studien widmen sich den medialen Inszenierungen der Geburt (u. a. Althans 2008; Althans/Tegethoff 2008). Die Frage geschlechtsspezifischer Positionierungen im Kontext der Natalität und insbesondere der historisch neuen väterlichen Stellung ist insgesamt allerdings wenig im Blick.

Zwar untersuchen Rüling (2007), Kerschgens (2009) und Flaake (2011) sowie die expandierende Väterforschung (u. a. Meuser 2011; Ehnis 2009; Possinger 2013) parentale Geschlechterverhältnisse und die Situation des Vaters, der Fokus liegt hier jedoch auf späteren Phasen der Elternschaft, nicht auf der Natalität. Eine Ausnahme bildet die ethnografische Studie von Heimerl (2013) zur sonografischen Verkörperung des Ungeborenen in den Vorsorgeuntersuchungen. In einem kurzen Abschnitt widmet sie sich auch der Rolle der werdenden Väter: Diese würden in den ärztlichen Untersuchungen kaum angesprochen und auf die Rolle der Zuschauer festgeschrieben (Heimerl 2013: 177f.). Es gebe in den Praxisräumen in der Regel auch keine „fest installierte Ablage für ihren Körper“ (Heimerl 2013: 187). Wollten sie sich einbringen, müssten sie sich selbstständig eine Möglichkeit suchen. Generell seien sie jedoch immer in der Gefahr, übersehen zu werden. Es ist dies ein erster empirischer Hinweis darauf, dass die soziale Einbindung des Vaters in das Natalitätsgeschehen, auch wenn sie normativ erwünscht ist, dennoch prekär ist.

Im vorliegenden Beitrag gehen wir deshalb der Frage nach, wie der werdende Vater als ‚neuer‘ Akteur im Feld der Prä-Natalität sozial positioniert wird. Die Frage so zu stellen, setzt den sozialkonstruktivistischen Gedanken voraus, dass weniger die unbestreitbaren, körperbasierten Geschlechterunterschiede beim Austragen und Gebären eines Kindes darüber entscheiden, wie das parentale Geschlechterarrangement aussieht, als vielmehr kulturelle Anordnungen und Performanzen. Unsere These lautet, dass sich das parentale Geschlechterarrangement bereits in der Phase der Prä-Natalität herstellt und dass hierbei Natalitätsinstitutionen wichtige Akteurinnen sind. Als solche bezeichnen

wir Geburtseinrichtungen, GynäkologInnen, Bildungsangebote zur Geburtsvorbereitung und Säuglingspflege, aber auch Ratgeberliteratur oder Babyausstattungskommerz, die heutzutage mit geburtshelferischen Kontroll- und Dienstleistungen, Aufklärungs-, Lern- und Übungsprogrammen (Rose/Schmied-Knittel 2011: 91) sowie Konsumanforderungen die Geburt rahmen.

2 Angaben zum Forschungsprojekt

Anliegen des Forschungsprojektes¹, dessen Daten diesem Beitrag zugrunde liegen, war, ethnografisch-praxeologisch zu rekonstruieren, wie Väter und Mütter von den Natalitätsinstitutionen als Väter und Mütter ‚angerufen‘ (Althusser 1977) und in spezifischen Praktiken hergestellt werden bzw. wie sie sich selbst in diesen hervorbringen. Im Zentrum stand damit also weniger die Frage, wie sich werdende Eltern und institutionelle AkteurInnen Elternschaft ‚denken‘, sondern wie sie diese ‚tun‘. Vor diesem Hintergrund lag ein ethnografischer Forschungszugang nahe, der in der Lage ist, Formen des impliziten sozialen Wissens einzufangen, die vor-sprachlich und vor-reflexiv sind und sich vor allem im praktisch-rituellen Handeln manifestieren (vgl. Kelle 2004: 637). Es wurden teilnehmende Beobachtungen bei 23 Informationsabenden von Geburtseinrichtungen², zehn Geburtsvorbereitungs-, sieben Stillvorbereitungs-, zwei Säuglingspflegekursen, zehn Besuchen in Babyausstattungs-geschäften sowie in einem Geburtsvorbereitungskurs für Männer durchgeführt. Die Auswertung erfolgte in Anlehnung an die Grounded Theory (Strauss/Corbin 1996) in einer mehrphasigen Verschränkung aus Datenerhebung und Datenauswertung: Nach einer ersten explorativen ethnografischen Feldphase erfolgte die inhaltliche Kategorisierung der ethnografischen Beobachtungsprotokolle zur Entwicklung von Forschungsthese. Daran schloss sich eine zweite fokussierte Feldphase zur Überprüfung und Weiterentwicklung dieser Thesen an.

Unser Beitrag bezieht sich auf die Empirie der Informationsabende und Bildungskurse zur Geburtsvorbereitung und Säuglingspflege, da hier die gemeinsame Präsenz der werdenden Mütter und Väter zur Normalität gehört und daher gut einzufangen ist, wie Väter an diesen Orten ihren sozialen Platz suchen, finden, zugewiesen oder auch verweigert bekommen. Bei den Stillvorbereitungskursen sind Väter dagegen nur selten anwesend.³ Informationsabende zur Geburt werden mittlerweile von den meisten Geburtseinrichtungen als monatliche Abendveranstaltung angeboten, zu denen sehr viele Teilnehmende⁴ und fast ausschließlich Elternpaare kommen. Geleitet von ÄrztInnen und/oder Hebammen und/oder Krankenschwestern, versorgen diese Veranstaltun-

1 Das ethnografische Projekt „Statuspassage Elternschaft. Zur Herstellung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten in den pränatalen Praxen von Müttern und Vätern“ wurde an der Frankfurt University of Applied Sciences unter der Leitung von Lotte Rose von 2013 bis 2014 durchgeführt und vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst gefördert.

2 Dazu gehören vier Krankenhäuser mit einer gynäkologischen Abteilung, ein Universitätsklinikum und ein Geburtshaus.

3 Die Auswertung der Ethnografie in den Babyausstattungs-geschäften ist noch nicht abgeschlossen.

4 In der Regel umfasst das Publikum 50 bis 100 Personen. Eine Ausnahme bildet das Geburtshaus, dort nahmen ca. zehn bis 20 Personen teil.

gen die werdenden Eltern mit Informationen zur Einrichtung, zu Geburtsabläufen und -möglichkeiten, Anmeldeprozeduren, aber auch zu Verhaltensempfehlungen vor allem für die Mutter. Die Abende bestehen aus einem Vortrag mit Nachfragemöglichkeiten für das Publikum, anschließend folgen eine Kreißsaalführung und manchmal eine Führung über die Wochenstation. Geburtsvorbereitungs- und Säuglingspflegekurse werden von Hebammenpraxen, Geburtseinrichtungen oder Familienbildungsstätten angeboten. Sie sind für kleinere Gruppen angelegt, besitzen persönlicheren Charakter und richten sich an Paare oder werdende Mütter. Diese Kurse stellen sich in der Regel als eine lockere Mischung aus Theorievermittlung, praktischen Übungen (z. B. Körperübungen oder Übungen an einer Babypuppe) und Fragen der Teilnehmenden dar und werden von Hebammen, Krankenschwestern, PädagogInnen etc. geleitet.

3 Institutionelle Praxen des Umgangs mit werdenden Vätern

Im Folgenden zeichnen wir nach, wie die werdenden Väter institutionell adressiert werden. Dabei lassen sich drei prominente Normative ausmachen, die den Vater im Natalitätskontext in spezifischer Weise positionieren und in ein spezifisches Verhältnis zur Mutter setzen.

3.1 Dabei sein müssen – Teilnahmeverpflichtung der werdenden Väter

Die ethnografischen Protokolle der Informationsabende und Kursangebote zeigen, dass der Diskurs um die stärkere Teilhabe der Väter am Familiengeschehen im Geburtskontext zu einer spezifischen Normalitätsfigur geführt hat. In den Auftritten der institutionellen AkteurInnen spiegelt sich vielfach die Erwartung wider, dass die Geburt nicht alleine Sache der Frau, sondern ein Paarprojekt ist. Die werdenden Väter werden ganz selbstverständlich als Begleiter der Gebärenden angesprochen⁵ – andere Begleitpersonen (bspw. Mutter oder Freundin) oder die ohne persönliche Begleitung Gebärende werden nur als Notlösungen erwähnt. Die väterliche Geburtsbeteiligung wird dabei nicht als Option dargestellt, über die der Vater oder auch das Paar noch entscheiden könnte, sondern als nicht hintergehbare Selbstverständlichkeit. So wird bei den Veranstaltungen weder von den institutionellen AkteurInnen noch vom Publikum ein Diskurs dazu eröffnet, ob und warum ein Vater dabei sein sollte. Selbst dann, wenn werdende Väter ihre Teilnahme öffentlich zur Disposition stellen (wollen), wird dieser Impuls nicht als legitim anerkannt, sondern die Institution tut alles dafür, mögliche Bedenken zu zerstreuen. Exemplarisch sichtbar wird dies in der nachfolgenden Szene eines Informationsabends.

„Dann fragt die Hebamme, ob es Fragen gäbe. Ein Mann meldet sich: ‚Der Mann wird ja von der Frau gezwungen‘, mit in den Kreißaal zu gehen. ‚Ich denke, ich spreche hier für alle‘, fügt er lachend hinzu. Er traue es sich aber nicht zu, er könne kein Blut sehen und so. ‚Was raten Sie dem Mann da?‘, oder

5 Hierbei wird ‚unter der Hand‘ heteronormativen Vorstellungen von Familie Vorschub geleistet – ein Thema, dem wir an dieser Stelle jedoch nicht weiter nachgehen wollen.

was würde passieren, wenn er nicht mitgehen würde. Es ist viel Gelächter zu hören, ich habe aber nicht den Eindruck, dass der Mann ausgelacht wird. Vielmehr ist es zustimmendes Gelächter. Die Hebamme erwähnt trocken, dass ihr erst zwei Männer in ihrer Dienstzeit umgekippt seien, sie hätte es immer noch rechtzeitig geschafft, ein Kopfkissen drunter zu schieben. Sie führt ganz locker an, dass sie sich dann mal so nebenher im Kreißsaal um ihn kümmern würde. Dann wird sie etwas ernster. Sie könne ihm die Entscheidung nicht abnehmen, aber ein bisschen die Angst nehmen. So blutig sei es nicht und der Mann würde dann schon mit Traubenzucker und so versorgt werden (sie zählt noch weitere Sachen auf, die ich wegen des Gelächters nicht mitbekomme). Er solle sich überraschen lassen.“ (Infoabend Südklinikum)

Ein Vater stellt das Diktum der väterlichen Geburtsteilnahme infrage und verweist auf einen generellen Geschlechterkonflikt, bei dem Mütter die Zwingenden und Väter die Unterlegenen sind, wobei das begleitende Lachen den Vorwurfcharakter entschärft. Sein Vorstoß lässt sich auch als Vergemeinschaftungsangebot an die anderen Männer lesen. Tatsächlich reagiert das Publikum lachend und teilt so Zustimmung mit. Der Sprecher erbittet sich nicht nur einen Ratschlag, sondern fragt zugleich nach den Konsequenzen, wenn er der Geburt fernbliebe – so, als habe er der Institution gegenüber eine Teilnahmeverpflichtung. Die Hebamme steigt nicht auf die Konfliktansage ein, sondern reagiert beruhigend auf die geäußerten Ängste, indem sie auf die Unwahrscheinlichkeit eines väterlichen Kollapses verweist und verspricht, dass dem Vater im Notfall geholfen würde. Damit bekräftigt sie letztendlich das Normativ der väterlichen Geburtsteilnahme: Es gibt keinen legitimen Grund, sich zu entziehen.

Während die öffentlichen Informationsabende nur selten zum Ort der Infragestellung der väterlichen Geburtsbeteiligung werden, sieht dies bei den Geburtsvorbereitungskursen anders aus. Zumindest finden sich in den diesbezüglichen Protokollen mehr Szenen wie die folgende: Die Hebamme zeigt einen Film, der mehrere Schwangere bei der Geburt dokumentarisch begleitet.

„Alle schauen ganz gespannt auf den Bildschirm, währenddessen verlässt die Hebamme kurz den Raum. Sven thematisiert mit ernster Miene, als eine Schwangere sich unter scheinbar unglaublichen Schmerzen windet, halblaut (aber zumindest so laut, dass ich es auf der anderen Seite des Raumes hören kann): ‚Ich glaub, ich würde mich machtlos fühlen die ganze Zeit‘. Es antwortet jedoch niemand. [...] Die drei Paare auf der linken Seite unterhalten sich jeweils. Sven und Yvonne sehen angespannt aus, insbesondere Sven. Ich habe den Eindruck, dass er unter dem Film leidet. Er nimmt irgendwann, als eine Schwangere wieder stöhnt und schreit, die neben ihm liegende Fernbedienung und schaltet leiser. In dem Moment betritt die Hebamme wieder den Raum. Ich bin mir nicht sicher, ob sie seine Handlung gesehen hat, sie sagt zumindest nichts. Ich fokussiere weiterhin Sven. Ich habe den Eindruck, er erträgt den Film, der die Frauen sehr nah begleitet und bei dem man alles sieht und hört, kaum. [...] Dann richtet sich Sven an die Hebamme und wiederholt, was er vorher schon gesagt hat: ‚Wahrscheinlich fühlt man sich da ziemlich machtlos?!‘ Es ist seiner Stimme anzuhören, dass er nach Zuspruch sucht, es bewegt ihn offenbar und er würde gerne darüber sprechen. Die Hebamme antwortet mit leidender Stimme: ‚Ja, das ist furchtbar.‘ Sven versucht es erneut: ‚Man kann doch gar nichts machen!‘ Nun widerspricht ihm Hannelore: ‚Doch, ein bisschen.‘ Man könne für die Frau da sein. Auch Meike, die ja schon eine Geburt erlebt hat, berichtet nun, dass man sich sicher fühlen würde, wenn der Partner da sei.“ (Geburtsvorbereitungskurs für Paare, Geburtshaus)

Ein werdender Vater zeigt, dass die Filmeindrücke für ihn beklemmend sind. Er äußert Hilflosigkeit, was jedoch bei den anderen TeilnehmerInnen bzw. Männern ohne Reaktion bleibt. Als die Hebamme wieder im Raum ist, wendet sich der Vater mit seinen Ohnmachtsängsten an sie. Die Hebamme bestätigt zunächst seine Ängste, zerstreut sie

– unterstützt von einer schon geburtserfahrenen Mutter – dann jedoch, indem seinem ‚Da-Sein‘ eine wichtige Funktion für die Kreißende verliehen wird. Es wird kein Diskursraum zur Thematisierung der prekären väterlichen Gefühlslage eröffnet, vielmehr wird einmal mehr das Normativ der väterlichen Geburtsbeteiligung gerechtfertigt und so nicht hintergebar gemacht.

In einem anderen Kurs, der zeitweise geschlechtsgetrennte Arbeitsphasen hat, scheint zunächst mehr Raum für väterliche Ängste gegeben zu sein. Der (männliche) Kursleiter fordert die werdenden Väter explizit auf, sich vom allgemeinen Erwartungsdruck zur Geburtsteilnahme frei zu machen und sich selbstbestimmt nach eigenem Befinden dafür oder dagegen zu entscheiden. Gleichwohl animiert er deutlich zur Teilnahme: Die Geburt wird von ihm zum kostbaren, unvergesslichen Erlebnis stilisiert, das man nicht einfach aufs Spiel setzen sollte. Für die Väter entsteht so eine Double-bind-Situation. Sie sollen völlig frei entscheiden, gleichzeitig bedeutet das Nicht-dabei-Sein aber auch den Verzicht auf höchstes Glück. Die ursprüngliche Optionalitätsansage des Kursleiters wird damit nicht nur revidiert, sichtbar wird zudem eine symptomatische Kontextualisierung des Geburtseignisses: Die Beteiligung des Vaters an der Geburt wird primär begründet durch *Erlebnisdimensionen*. Es geht um die subjektive Erfahrung spezifischer Gefühle, weniger um rationale Notwendigkeiten. Das, was sich schon für Mütter im Kontext der Natalität nachweisen lässt, nämlich die narzisstische Aufladung der Geburt als biografisches Event (Rose/Schmied-Knittel 2011: 88f.), wiederholt sich also für die werdenden Väter. Das Geburtseignis ist verbunden mit Erlebnisversprechen, -hoffnungen und -ansprüchen und reiht sich so in die Entwicklungen der modernen „Erlebnisgesellschaft“ ein, wie sie Schulze (2000) skizziert hat.

Insgesamt lassen sich bei allen untersuchten Veranstaltungsformaten deutliche institutionelle ‚Bedrängungen‘ der werdenden Väter hinsichtlich ihrer Teilnahme an der Geburt erkennen. Nur in wenigen Szenen sind vorsichtige Widerstände oder Sorgen der Männer erkennbar, die Position des Geburtshelfers nicht angemessen ausfüllen zu können. Auffällig ist, dass die werdenden Väter ihre Verweigerungswünsche in der Regel nur ansprechen, wenn sie sich in geschlechtshomogenen Räumen befinden – vielleicht, weil sie sich unter weiblichem Ausschluss mehr Beistand für diese Impulse erhoffen. Die Reaktion auf die kritischen ‚Outings‘ ist jedoch in allen Institutionen ähnlich: Es wird das Normativ der väterlichen Präsenz bei der Geburt bekräftigt und eine Verweigerung tabuisiert.

3.2 Platzierung des werdenden Vaters im Geburtsgeschehen

War früher der Kreißsaalflur der selbstverständliche Ort des werdenden Vaters (vgl. Gesterkamp 2007: 99) und bestand seine Aufgabe vornehmlich aus Warten, stellt sich nun mit der Durchsetzung des Ideals der väterlichen Teilnahme an der Geburt die Frage, wo die neuen Orte und Aufgaben der werdenden Väter sind. In Differenz zu Heimerls (2013) Befunden aus den Schwangerenvorsorgeuntersuchungen zeigen sich in den Protokollen der Infoabende und Geburtsvorbereitungskurse immer wieder explizit vorgenommene Platzierungen des Vater-Körpers. So werben Krankenhäuser mit dem ‚Familiengebärbett‘ für die Vaginalentbindung – ein extra breites Bett, auf dem auch der Vater während der Geburt Platz nehmen kann. Oftmals wird der werdende Vater auch

als Mitnutzer von Geburtsmöbeln angesprochen. Eine prominente Rolle erhält dabei der Geburtshocker, dieser wird in fast allen Institutionen erwähnt. So exponiert beispielsweise ein Krankenhaus seinen „Doppelhocker“, bei dem „die Frau den festen Platz vorne und der Mann den festen Platz hinten“ habe. Manchmal werden in den Kursen auch spezielle Möbelaarrangements geschaffen, um den Mann zu integrieren.

„Die Hebamme zieht den Gebärhocker vor einen gemütlich aussehenden Korbsessel. Dies sei der Platz für den Mann, während die Frau auf dem tiefer gelegenen Hocker Platz nehmen solle. Zuerst probieren es Yvonne und Sven aus. Sven setzt sich auf den Korbsessel, Yvonne platziert sich ächzend auf dem Hocker. Sven umfasst ganz selbstverständlich von hinten ihren Bauch. [...] Die Hebamme platziert nun Yvannes Beine richtig: Sie schiebt ihre Beine an den Knien auseinander und drückt ihre Füße in den Boden. Nun sitzt Yvonne mit weit gespreizten Beinen auf dem Hocker. Die Hebamme wendet sich an alle und berichtet, dass man nur so die richtige ‚Erdung‘ hätte und gleichzeitig ‚sehr gut drücken‘ könnte. Yvonne sagt, dass man doch ganz gut sitzen würde. Alle lachen. Die Hebamme erklärt, dass der Sitz sehr gut geeignet sei: zum einen, um die Wehen gut umsetzen zu können, aber auch, weil der Mann bei der Frau nicht so genau hinschauen könnte, und zeigt dabei in Richtung Yvannes Schambereich.“ (Geburtsvorbereitungskurs für Paare, Geburtshaus)

Während die Platzierungen des werdenden Vaters im Rücken der Kreißenden vielfach geburtspragmatisch plausibilisiert werden, weil so die väterliche Unterstützung am besten ist, wird in der obigen Szene die Position ‚in der zweiten Reihe‘ mit einem Tabu begründet. Hinter dem Rücken der Frau sitzend, ist sowohl die Frau vor dem männlichen Blick auf ihren Unterleib geschützt als auch der Mann vor einem Blick auf den weiblichen Unterleib während des Gebärdprozesses. Warum der verwehrte Blick vorteilhaft ist, wird nicht ausgeführt. Dass es geschieht, lässt sich jedoch als Indiz für eine besondere Brisanz der weiblichen Geschlechtsorgane für das Elternpaar lesen. Wenn das, was sich dort während des Gebärens vollzieht, vom Mann nicht gesehen werden darf, dann geht von diesen Vorgängen offenbar eine Gefahr für das Paar aus. Plausibel wird diese Gefahr erst, wenn man sich die doppelte Funktion der weiblichen Vagina vergegenwärtigt – als Ort der sexuellen Lust *und* Bestandteil des Geburtskanals. Das Tabu hinsichtlich des gebärenden Unterleibs wäre vor diesem Hintergrund als Versuch zu lesen, ihn als sexuelle Zone zu bewahren und sexuelle Irritationen, die durch den Geburtsvorgang ausgelöst werden können, erfolgreich abzuwehren. Die Paradoxie besteht jedoch darin, dass das Tabu nicht nur schützt, sondern gleichzeitig auch das Risiko der Geburt für die Paarsexualität erst erzeugt und bestätigt.

Eine Sonderstellung in Bezug auf die Platzierung der werdenden Väter nehmen die Kaiserschnitte⁶ ein. Sind sie ungeplant, gehen sie mit einer Vollnarkose einher und der väterliche Platz ist vor der OP-Tür, weit entfernt von der Mutter und dem entbundenen Säugling. Bei geplanten Kaiserschnitten oder solchen, bei denen die Frau mittels Spinalanästhesie betäubt wird und bei denen sie bei Bewusstsein ist, darf (und soll) er zunehmend dabei sein.⁷ Während bei den Informationsabenden in den Kliniken keine Bilder einer vaginalen Geburt gezeigt werden, die den Ort des werdenden Vaters illustrieren, werden vielfach Bilder von Beginn oder Ende einer Kaiserschnittentbindung gezeigt, um zu demonstrieren, wo in diesem Fall der väterliche Platz ist. Die Bildchoreografie ist

6 Medizinisch auch Sectio oder Sectio-Entbindung.

7 Dies ist auch vor dem Hintergrund zu sehen, dass die Zahl der Kaiserschnitte kontinuierlich ansteigt. Sie lag im Jahr 2010 bei 31,9 % (Statistisches Bundesamt 2012).

in der Regel sehr ähnlich: Die frisch entbundene Mutter ist mittels eines Tuches ‚zweigeteilt‘. Die obere Körperregion stellt gewissermaßen das Familientableau dar. Dieses ist für den (werdenden) Vater sichtbar, hier soll er sich aufhalten – während der Geburt als Helfer der Frau, nach der Geburt als Vervollständiger der neuen familialen Triade. Ein Pfeil – meistens beschriftet mit ‚Vater oder Begleitperson‘ – oder das schlichte Deuten auf die abgebildete Person während der Präsentation kennzeichnen seinen Platz. Der untere Frauenkörper wird demgegenüber zur medizinischen Zone, in der die klinischen ExpertInnen die entbundene Mutter versorgen. Sie ist mittels eines aufgespannten Tuches für die BetrachterInnen, aber eben auch für den (werdenden) Vater verdeckt.⁸

Neben diesem Skript, das den aktiv beteiligten Vater in unmittelbarer Nähe zum Frauenkörper platziert, gibt es aber auch die Figur des ‚müden werdenden Vaters‘, der sich während des langen Geburtsprozesses ausruhen muss.

„Die Ärztin will sich gerade verabschieden, da fällt ihr noch was ein. Sie zeigt auf die Liege, die seitlich des Raumes angebracht ist: Diese sei für den Papa. Sie lacht: ‚Wenn’s bei der Erstgebärenden mal wieder länger dauert ...‘, es klingt wie der bekannte Werbespot für einen Schokoriegel. Dann könnte der Vater sich da auch mal ausruhen und schlafen. Das sei besser als im Sitzen einzuschlafen, das sei besser für den Rücken. So eine Liege gebe es auch noch mal neben der Entspannungsbadewanne. Es entsteht der Eindruck, dass die Geburt eine langwierige Angelegenheit ist, die den Vater sehr stark ermüden kann. Zugleich hat man das Gefühl, dass für sein Wohlergehen bestens gesorgt ist.“ (Infoabend Südklinikum)

Nicht nur in diesem Fall erzeugt das institutionelle Narrativ das Bild, dass die Geburtsprozedur für den Vater anstrengend und ermüdend ist. So werden denn insbesondere bei der Besichtigung der Kreißsäle Hinweise dazu gegeben, wo der werdende Vater sich während der Geburtsarbeit erholen und erfrischen kann. Es werden Sofas, Sessel, Liegen vorgestellt oder auch das Angebot gemacht, dass Kaffee für die Väter gekocht werden könne. Diese Thematisierungen der Sicherstellung von Regeneration und Wellness finden sich im Kontext der werdenden Mutter weniger. Auf diese Weise entsteht ein spezifischer nataler Geschlechterbias: Während die werdende Mutter, ist der Geburtsvorgang erst einmal eröffnet, ohne Unterbrechung und über alle Grenzen hinweg arbeiten muss, werden dem werdenden Vater Ausbrüche zugestanden.

Die institutionenübergreifende Exponierung des ‚müden Vaters‘ lässt sich unter Umständen auch als institutionelle Taktik zur Sicherung der klinischen Abläufe begreifen. Weil werdende Väter zwar vehement adressiert werden, am Geburtsprozess teilzunehmen, ihre Funktion aber letztlich diffus ist, ihre Anwesenheit sogar im schlimmsten Fall stört, ermöglicht es diese Figur, sich als Vater vom Geburtsgeschehen zu entfernen bzw. vonseiten der Institutionen freundlich entfernt zu werden.

Im ‚müden Vater‘ verdichten sich die Konfliktpotenziale seiner Beteiligung an der Geburt: Sie kann ihn überfordern, überanstrengen und selbst bedürftig machen, womit seine Rolle als starker Helfer der werdenden Mutter gefährdet ist. Gleichwohl wird dies nicht diskreditiert oder zum Anlass genommen, sich gegen die väterliche Geburtsbeteiligung zu entscheiden. Vielmehr bietet sich die medizinische Institution fürsorglich an, dem werdenden Vater zu helfen, wieder zu Kräften zu kommen.

⁸ Draper bezeichnet diese Trennung als ‚Geburtsmeridian‘, der über den Körper der Frau verläuft (Draper 2002: 760).

Neben diesen räumlichen Platzierungen der werdenden Väter finden sich in den ethnografischen Protokollen auch konkrete Aufgabenzuschreibungen als ‚Hilfs- oder Zuarbeiter‘, die entweder ihre Frauen unterstützen oder dem Geburtspersonal assistieren. Zum Standard der Informationsabende der Kliniken gehört die ausführliche Thematisierung der Rolle des Mannes als Chauffeur der Gebärenden – so, als sei dies eine der wichtigsten Aufgaben des Vaters, bei der er aber zugleich auch am meisten der Unterstützung bedarf. So werden ausgiebig die Anfahrtswege und Parkmöglichkeiten erläutert. Weitere Aufgabenzuweisungen beziehen sich stärker auf die unmittelbare Zeit nach der Geburt: Der Vater soll die Nabelschnur durchschneiden und der Hebamme zur Hand gehen, wenn diese das Kind zum ersten Mal wiegt und ankleidet.⁹ Auch sind werdende Väter immer wieder aufgerufen, das Kind zum ersten Mal zu wickeln – insbesondere, falls die Mutter aufgrund eines Kaiserschnittes dazu nicht in der Lage ist.

Deutlich differenzierter und häufiger sind die Aufgaben des werdenden Vaters Thema in den Geburtsvorbereitungskursen. Neben der allgemein gehaltenen Aufforderung, dass es helfen würde, wenn der Vater einfach ‚da‘ sei, finden sich konkrete ‚Jobs‘ für ihn. In der nachfolgenden Szene wird die väterliche Rolle des Unterstützers und Fürsprechers exemplarisch thematisiert.

„Es könne immer auch sein, [sagt die Kursleiterin], dass man als Frau Schmerzen hätte, der Wehenschreiber das jedoch nicht anzeigen würde. Aber, betont sie: ‚Der Schmerz ist da!‘ [...] In so einem Fall würden einem manchmal auch Ärzte und Hebammen nicht glauben. Der Kursleiter sagt ernst, dass dieses Gefühl wichtiger sei als die Maschinenanzeige. Das müsse der Vater dann auch gegen die Hebamme vorbringen. Wenn, ergänzt die Kursleiterin, da eine Äußerung käme wie ‚Das kann nicht sein‘, dann würde das auf eine unsensible Geburtsbegleitung schließen lassen. Die Väter sollten aufpassen, dass da so etwas nicht ‚wegdiskutiert‘ würde, da müssten sie hinterher sein. Der Kursleiter ergänzt, dass sie sich dann auf die Seite der Frau schlagen sollten, nicht auf die Seite der Hebammen. Caro murmelt trocken: ‚Mit der Frau geht man heim‘. Offenbar haben es aber die meisten gehört, denn es gibt großes Gelächter. Die Kursleiterin wird eindringlich: Die Väter hätten eine ‚Dolmetscherfunktion. Ihr könnt am Gesichtsausdruck der Frau sehen, wie es den Frauen geht. Die Hebamme kann das nicht, die hat nur ihre Erfahrung!‘“ (Geburtsvorbereitungskurs für Paare, Eltern-Kind-Treffpunkt)

Die Geburtsmedizin wird in dieser Szene als ‚Feindin‘ gezeichnet, gegen die man sich zur Wehr setzen muss. Dabei wird der Mann zum einzig verlässlichen Bündnispartner der Frau – selbst die Hebamme, die ansonsten gerade in den Kontexten der kritischen Frauengesundheitsbewegung als Unterstützerin der Schwangeren gilt, wird als Gegnerin dargestellt. Dass dieses Narrativ der väterlichen Verteidigung der Frau in einem animosen Klinikbetrieb in Kursen häufig vorfindbar ist, hat seine Funktionalität zur Legitimation der natalen Väterbeteiligung. Mit dem Schutz von Frau – und Kind – erhält der werdende Vater eine existenzielle Aufgabe.

Bei der institutionellen Profilierung der väterlichen Aufgaben wird häufig zwischen zwei Phasen der Geburt unterschieden. Für die Eröffnungsphase wird der Vater, wie bereits gezeigt, als Beschützer und Unterstützer der Gebärenden entworfen. Dafür soll er ein spezifisches Praxisrepertoire, wie Wehenatmung oder entspannende Massagen, erlernen. Für die Austreibungsphase werden die Aufgabenzuschreibungen diffuser. Viel-

9 Hiervon unterscheidet sich der Informationsabend im Geburtshaus. Dort werden dem Vater für die erste Zeit nach der Geburt keine speziellen Aufgaben zugeschrieben, sondern er wird vielmehr in das Bett eingeladen, damit die neu entstandene Familie ‚kuscheln‘ könne.

fach wird der werdende Vater vom Fachpersonal stattdessen gewarnt, dass er sich darauf einstellen müsse, von der Gebärenden unfreundlich behandelt oder sogar weggeschickt zu werden. Das solle er der Frau – so meist der Hinweis – nicht übel nehmen, sie sei in diesem Moment nicht ‚sie selbst‘.

Andeutet wird in diesen Hinweisen eine Fragilität der väterlichen Präsenz im Kreißsaal, die teilweise auch vom Fachpersonal mitgetragen wird, wie der Kommentar eines Arztes verrät. Als ein Mann fragt, ob die werdenden Väter in bestimmten Phasen der Geburt nicht dabei sein könnten, antwortet der Arzt: „Wenn der Papa stört, geht er raus.“ Sichtbar wird hier eine Machtasymmetrie zwischen Vater und Institution: Die Medizin beansprucht für sich das Recht, über den Vater verfügen zu können. Wenn er in ihren Augen „stört“, so ließe sich der Kommentar lesen, wird er autoritär entfernt.

3.3 Der Vater als Ersatzobjekt – die Eltern-Kind-Bindung

Die institutionellen Skripte der Geburt enthalten stark ausgeprägt normative Aussagen über die unmittelbar nach der Geburt stattfindende Eltern-Kind-Beziehung: Sowohl bei den Informationsabenden der Kliniken als auch bei den Geburtsvorbereitungskursen lässt sich als wiederkehrende Figur das ‚Bonding‘ identifizieren. Es wird von den Institutionen als selbstverständlicher, wichtiger und von allen Eltern gewünschter Prozess dargestellt. Der Begriff ‚Bonding‘ wird fast immer benutzt, jedoch nur äußerst selten erläutert. Wenn dies der Fall ist, wird er manchmal als „das Kind kommt nackt auf die Haut“ beschrieben oder als „Bindung“ übersetzt. Sowohl die institutionelle Selbstverständlichkeit als auch die fehlenden elterlichen Nachfragen sprechen für eine starke Popularisierung des entwicklungstheoretischen Bindungskonzepts. Es ist offenbar allen werdenden Eltern geläufig bzw. es wird unterstellt, dass es allen geläufig ist.

Die Szenen zeigen, dass es sich in der Regel um eine stark geschlechtsspezifisch codierte Figur handelt: Vorrangig sind es in den institutionellen Inszenierungen die mütterliche Brust oder der mütterliche Bauch, wohin das nackte Baby unmittelbar nach der Geburt zum Bonding gelegt werden soll. Wenn das väterliche Bonding exponiert wird, dann wird es immer auch in ganz spezifischer Weise kontextualisiert, wie die folgende Szene mit einer Hebamme bei einem Informationsabend einer Klinik exemplarisch demonstriert:

„Wenn die Mutter nach dem Kaiserschnitt jedoch noch zu erschöpft sei, dürfe ‚der Vater auch das Hemd ausziehen‘, denn ‚bei Kaiserschnitt weichen wir auf den Vater aus‘, während sich die Mutter erhole. Die Hebamme spricht hier von einer Erholungsphase von 10 Minuten, die mir als Laie sehr kurz vorkommen. Diese erste Phase nach der Geburt sei sehr wichtig (für das Kind oder für die Eltern bleibt an dieser Stelle offen). Die Hebamme betont noch einmal, dass es sein könne, dass die Mutter nach einem Kaiserschnitt zu erschöpft sei, dann könne der Vater das Bonding für die Mutter ‚übernehmen‘; sobald die Mutter jedoch ausgeruht sei, ‚machen wir das dann aber viel, viel intensiver‘.“ (Infoabend Magdalenenhospital)

Das väterliche Bonding wird als Kompensation für das mütterliche Bonding entworfen. Priorität hat zunächst einmal die Beziehung der Mutter zum Kind, und es müssen außergewöhnliche Vorkommnisse vorliegen, die es erzwingen, dass der Vater den ersten körperlichen Kontakt zum Neugeborenen aufnimmt. Mutter und Vater sind also als kindliche Bezugsobjekte hierarchisiert.

Dieses Normativ ist jedoch in den verschiedenen institutionellen Arenen unterschiedlich ausgeprägt. Im Skript der Krankenhäuser wird das Bonding stark maternalisiert: Die mütterliche Beziehung zum Neugeborenen ist bedeutungsvoller, während die väterliche Beziehung zwar ausdrücklich erwünscht ist, jedoch eher nachrangig behandelt wird. Väter, so wird es beispielsweise auf Bildern in den Vortragspräsentationen dargestellt¹⁰, sind Zuschauer dieser ersten Bindungsprozesse zwischen Mutter und Kind, bekommen das Kind erst nach einigen Stunden, wenn die Mutter etwas Ruhe haben möchte, oder sie fungieren als Ersatzobjekte bei widrigen Geburtsverläufen. In den Geburtsvorbereitungs- und Säuglingspflegekursen scheinen schon eher beide Elternteile als relevante Bindungsobjekte für den Säugling auf, aber auch hier bleibt ein Bedeutungsungleichgewicht zwischen mütterlichem und väterlichem Bonding erhalten. Nur bei den Infoabenden im Geburtshaus setzt sich tatsächlich eine gleichgewichtige Matrix des Bondings durch. Dort wird die Zeit nach der Geburt beispielsweise „Kuschelzeit“ oder „Kennlernzeit“ genannt und schließt beide Eltern explizit mit ein.

Solche geschlechtsspezifischen Codierungen lassen sich auch im (geburtsmedizinischen) Bindungsdiskurs finden: So wird beispielsweise in einem aktuellen Lehrwerk für Hebammen erklärt: „Das postoperative Bonding mit dem Vater ist nur die zweitbeste Möglichkeit. Im optimalen Fall gehört das Neugeborene auch nach einer Sectio zur Mutter“ (Deutscher Hebammenverband 2014: 418). Für diese Fälle oder auch solche allgemeiner mütterlicher Erschöpfung nach der Geburt gibt es mittlerweile technische Lösungen. So bietet beispielsweise ein bekannter Tragetuchhersteller ein „Sectio-Top“ an, das helfen soll, dass die „so wichtige Mutter-Kind-Bindung [...] vom ersten Augenblick gefördert“ (Hoppediz o. J.: o. S.) werde. Das Neugeborene wird hier mit Hilfe eines Tuches an den Körper der Mutter gebunden, sodass die Mutter es nicht aus eigener Kraft halten muss. Auch für den Vater habe dieses Top Vorteile, denn so beschreibt die Broschüre: „Keine Trennung der kleinen Familien, Beschützerinstinkt kann ausgelebt werden“.

Aufgrund der Prominenz der Bonding-Figur im klinischen Geburtskontext lohnt ein Blick auf die Herkunft dieses Konzepts. Erstmals wurde das Bonding in einer Studie der Kinderärzte Klaus und Kennell (1976) beschrieben. Diese entwickelten ein Konzept des „Maternal-Infant Bonding“, das durch unmittelbaren Hautkontakt in den ersten Stunden und Tagen nach der Geburt hergestellt werden sollte (vgl. Trautner 2007: 113) und wichtig für den weiteren Lebensweg des Kindes sei. Die Studie gab Anstoß für Veränderungen in der Geburtshilfepraxis, z. B. bei der Förderung eines frühen Kontakts zwischen Eltern und Kindern und der Einführung des Rooming-ins (vgl. Suess 2011: 10), erhöhten aber auch den Druck auf die Wöchnerin, sich zügig dem Säugling zuzuwenden. Weitere Studien zeigten jedoch, dass die in dieser Studie postulierten Effekte nicht bestätigt werden konnten (Suess 2011: 10). Bereits wenige Jahre nach Erscheinen des Buches schwächten die Autoren ihre These von der Bedeutungsexklusivität des mütterlichen Bondings deutlich ab (vgl. Der Spiegel 1983: 256). Auch Bowlby, „Erfinder“ (Suess 2011: 8) der Bindungstheorie, nahm keine quasi-natürliche Vormachtstellung der Mutter an, sondern hob auf die Vielfalt an Bindungspersonen ab: Dies seien alle, die für das Kind sorgen und mit denen es zusammenleben würde. Insbesondere

10 Es werden dann beispielsweise Bilder gezeigt, in denen Väter neben liegenden, frisch entbundenen Müttern stehen, die das Baby auf der Brust liegen haben.

re kritische feministische Positionen zur Bindungstheorie stellten heraus, dass spätere bindungstheoretische Ausführungen sich vielfach erneut ausschließlich auf die Mutter als Bindungsperson (Badinter 2010: 61f.) fixierten. Dem schlossen sich oftmals unmittelbar an die Mutter gerichtete Aufforderungen an, die ersten Lebensjahre des Kindes zu Hause zu bleiben (vgl. Beck-Gernsheim 1997: 104; Badinter 2010: 69f.). Während sich also die immense Bedeutsamkeit des ‚Maternal-Infant-Bondings‘ in den ersten Stunden nach der Geburt als nicht tragfähig herausstellte und auch der erste Entwurf der Bindungstheorie nicht per se solcherart maternalisiert war, wie später rezipiert, hat sich das Primat des mütterlichen Bondings offenbar im Klinikkontext uneingeschränkt erhalten. Der geburtsmedizinische Bindungsdiskurs hinkt gewissermaßen den aktuellen Entwicklungen der Bindungstheorie hinterher, fördert damit jedoch zugleich auch weiterhin konservative Geschlechterbilder: Der Vater wird zum Beschützer der engen Einheit ‚Mutter und Kind‘, steht aber zugleich außerhalb.

4 Fazit

Ausgehend von der These, dass bereits vor der Geburt des Kindes transitorische Prozesse der Herstellung von Elternschaft stattfinden, an denen die werdenden Eltern und die sie umgebenden natalen Institutionen beteiligt sind, wurden exemplarisch Informationsabende in Geburtsinstitutionen und Geburtsvorbereitungs- sowie Säuglingspflegekurse untersucht. Sichtbar wurde, wie das institutionelle Geburtsskript die Teilnahme des werdenden Vaters an diesem Vorgang als Selbstverständlichkeit voraussetzt. Setzen Männer diesen normativen Adressierungen (vorsichtigen) Widerstand entgegen, stabilisieren die Institutionen ihre Adressierungen, indem sie diese wiederholen, die ‚Widerstände‘ bagatellisieren und ihnen ihre Legitimation entziehen. Die Norm, dass der ‚aktive Vater‘ mit in den Kreißsaal kommt, scheint nicht hintergebar.

Den werdenden Vater solcherart explizit zum Teil des sozialen Geburtsgeschehens zu machen, verlangt jedoch zugleich auch, ihn im Gebärraum zu verorten. Im Gegensatz zu den einleitend dargestellten Befunden Heimerls (2013: 187) lassen sich in den erhobenen Protokollen doch stellenweise Platz- und Aufgabenzuweisungen finden. Wulf beschreibt in seiner Untersuchung von elterlichen Repräsentationen der Geburt, dass der werdende Vater lediglich „empathischer Zeuge der Geburt“ (Wulf 2008: 78) sei. Unsere Ethnografie deckt sich damit nur zum Teil: Der werdende Vater bekommt insbesondere für die erste Geburtsphase explizite Unterstützungs- und Betreuungsaufgaben zugeschrieben. Die zugewiesene Rolle als Beschützer legitimiert seine Teilnahme am Geburtsgeschehen in besonderer Weise. Gleichzeitig ist sie jedoch auch Hinweis darauf, wie in diesem Kontext stereotype Geschlechterbilder und -rollen und damit – bezogen auf den werdenden Vater – traditionelle Bilder produziert werden.

Die Praxen der pränatalen Institutionen sind in hohem Maße geschlechterdistinktiv und erzeugen spezifische soziale Geschlechteranordnungen. Die normative Aufwertung des ‚bei der Geburt mitarbeitenden‘ Vaters, der seine Frau in dieser existenziellen Krise nicht allein lässt, sondern diese mit ihr durchsteht, bringt nicht unbedingt das egalitäre parentale Paar hervor, sondern hinterlässt, so zeigt die Ethnografie, beim Vater Irritatio-

nen – aufgrund des Drucks zur Teilnahme und gleichzeitig zur Tabuisierung von Verunsicherungen –, wie sie auch erneute väterliche Exklusionen schafft. Eine relevante Rolle spielt hier die Bonding-Figur, die geschlechtsspezifische Asymmetrien fördert und den Vater im Eltern-Kind-Gefüge nachrangig anordnet. Mütter und Väter, so ließe sich formulieren, bekommen in den Natalitätsinstitutionen wirksame Ansagen zur natalen und auch parentalen Arbeitsteilung: Während die Mutter sich in einer elementaren Krise befindet, muss der Vater sie beschützen; während die Mutter für den Säugling zuständig ist, fungiert der Vater als Ersatz.

Zwar sind Schwangerschaft und Geburt mittlerweile auch ‚Ereignisse‘ des werdenden Vaters geworden – der aktuelle Diskurs verweist darauf und befördert diese. Die Natalitätsinstitutionen nehmen ebenfalls Bezug auf die Figur des neuen ‚aktiven Vaters‘. Zugleich zeigt sich jedoch, dass diese neue soziale Matrix des Geburtsgeschehens wieder traditionelle Geschlechterfigurationen hervorbringt. Bei der Frage nach der ungleichen Arbeitsteilung in der Elternschaft agieren die Natalitätsinstitutionen somit paradoxerweise trotz der Integration der werdenden Väter gleichzeitig als institutionelle Wegbereiter ungleicher Elternschaft.

Literaturverzeichnis

- Althans, Birgit. (2008). Repräsentationen von Geburt in den Medien. Zur heimlichen Alterität der Geburt in TV-Doku-Soaps. In Christoph Wulf, Birgit Althans, Julia Foltys, Martina Fuchs, Sigrid Klasen, Juliane Lamprecht & Dorothea Tegethoff (Hrsg.), *Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung* (S. 207–229). Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Althans, Birgit & Tegethoff, Dorothea. (2008). Der professionelle Blick – zur Präsentation der Geburt in der Klinik und in den Medien. In Christoph Wulf, Birgit Althans, Julia Foltys, Martina Fuchs, Sigrid Klasen, Juliane Lamprecht & Dorothea Tegethoff (Hrsg.), *Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung* (S. 250–269). Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Althusser, Louis. (1977). *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg: Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.
- Arni, Caroline. (2012). Vom Unglück des mütterlichen „Versehens“ zur Biopolitik des „Pränatalen“. Aspekte einer Wissensgeschichte der maternal-fötalen Beziehung. In Eva Sänger & Malaika Rödel (Hrsg.), *Biopolitik und Geschlecht. Zur Regulierung des Lebendigen* (S. 44–63). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Badinter, Elisabeth. (2010). *Der Konflikt. Die Frau und die Mutter*. München: Beck.
- Baldus, Marion. (2006). *Von der Diagnose zur Entscheidung. Eine Analyse von Entscheidungsprozessen für das Austragen der Schwangerschaft nach der pränatalen Diagnose Down-Syndrom*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth. (1997). *Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit* (3., durchgesehene und erw. Aufl.). München: Beck.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. (2001). *Die Rolle des Vaters in der Familie* (Zusammenfassung des Forschungsberichtes). Berlin.

- Bundespresseportal. (2012). *Kristina Schröder: „Elterngeld ist unverzichtbarer Bestandteil moderner Familienpolitik“*. Zugriff am 22. Februar 2012 unter <http://bundespresseportal.de/bundesmeldungen/item/6602-kristina-schr%C3%B6der-elterngeld-ist-unverzichtbarer-bestandteil-moderner-familienpolitik-zahl-der-v%C3%A4ter,-die-elterngeld-in-anspruch-nehmen,-steigt-weiter.html?tmpl=component&print=1>.
- Clarke, Alison. (2004). *Maternity and Materiality. Becoming a mother in consumer culture*. In Janell Taylor, Linda Layne & Danielle Wozniak (Hrsg.), *Consuming Motherhood* (S. 55–72). New Brunswick: Rutgers University Press.
- Der Spiegel. (1983). *These widerrufen*. Zugriff am 14. Mai 2014 unter www.spiegel.de/spiegel/print/d-14019037.html.
- Deutscher Hebammenverband. (2014). *Kreißsaaltaschenbuch*. Stuttgart: Hippokrates.
- Draper, Jan. (2002). „It was a real good show“: the ultrasound scan, fathers and the power of visual knowledge. *Sociology of Health and Illness*, 24(6), 771–795.
- Duden, Barbara; Schlumbohm, Jürgen & Gelis, Jacques. (1998). *Rituale der Geburt. Eine Kulturgeschichte*. München: Beck.
- Ehnis, Patrick. (2009). *Väter und Erziehungszeiten. Politische, kulturelle und subjektive Bedingungen für mehr Engagement in der Familie*. Sulzbach/Taunus: Helmer.
- Eltern. (2014). *Wenn Männer Väter werden*. Zugriff am 19. März 2015 unter: www.eltern.de/schwangerschaft/geburt/vaeter-geburt.html.
- Flaake, Karin. (2011). Gender, Care und veränderte Arbeitsteilungen in Familien – geteilte Elternschaft und Wandlungen in familialen Geschlechterverhältnissen. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 3(3), 73–88.
- Forsa. (2013). *Meinungen und Einstellungen der Väter in Deutschland*. Zugriff am 17. März 2015 unter: www.eltern.de/public/mediabrowserplus_root_folder/PDFs/Ergebnisbericht_Vaeterumfrage_2013.pdf.
- Gesterkamp, Thomas. (2007). Väter zwischen Laptop und Wickeltisch. In Tanja Mühling & Harald Rost (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung* (S. 97–113). Opladen: Barbara Budrich.
- Heimerl, Birgit. (2013). *Die Ultraschallsprechstunde. Eine Ethnografie pränatal-diagnostischer Situationen*. Bielefeld: transcript.
- Hirschauer, Stefan; Heimerl, Birgit; Hoffmann, Annika & Hofmann, Peter. (2014). *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität*. Stuttgart: Lucius.
- Hoppediz. (o. J.). *Das SectioTop von HOPPEDIZ® – Die Känguruhhilfe für Mutter und Kind bei Kaiserschnitt-Geburten*. Zugriff am 14. Mai 2014 unter: www.pohsegger.com/resources/hoppediz_sectiotop_4seiter_de_148x210_4a.pdf.
- Kelle, Helga. (2004). Ethnographische Ansätze in der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung. In Edith Glaser, Dorle Klika & Annedore Prengel (Hrsg.), *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft* (S. 636–650). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Kerschgens, Anke. (2009). *Die widersprüchliche Modernisierung der elterlichen Arbeitsteilung. Alltagspraxis, Deutungsmuster und Familienkonstellation in Familien mit Kleinkindern*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Klaus, Marshall & Kennell, John. (1976). *Maternal-Infant Bonding: The impact of Early Separation or Loss on Family Development*. Mosby: Saint Louis.
- Labouvie, Eva. (2000). *Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt*. Köln: Böhlau.
- Lutz, Ulrike & Kolip, Petra. (2006). *Die GEK-Kaiserschnittstudie*. St. Augustin: Asgard.

- Meuser, Michael. (2011). Die Entdeckung der „neuen Väter“. Vaterschaftspraktiken, Geschlechtsnormen und Geschlechterkonflikte. In Kornelia Hahn & Cornelia Koppetsch (Hrsg.), *Soziologie des Privaten* (S. 71–82). Wiesbaden: VS Verlag.
- Possinger, Johanna. (2013). *Vaterschaft im Spannungsfeld von Erwerbs- und Familienleben. „Neuen Vätern“ auf der Spur*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Rose, Lotte & Schmied-Knittel, Ina. (2011). Magie und Technik: Moderne Geburt zwischen biografischem Event und kritischem Ereignis. In Paula-Irene Villa, Stephan Moebius & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven* (S. 75–100). Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Rüling, Anneli. (2007). *Jenseits der Traditionalisierungsfalle. Wie Eltern sich Erwerbs- und Familienarbeit teilen*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Sänger, Eva. (2011). Sonograms that matter. Zur Sichtbarmachung des Fötus in der Schwangerschaft. In Elvira Scheich & Karen Wagels (Hrsg.), *Körper Raum Transformation. Gender-Dimensionen von Natur und Materie* (S. 123–141). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Schulze, Gerhard. (2000). *Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/Main: Campus.
- Suess, Gerhard J. (2011). *Missverständnisse über Bindungstheorie*. Deutsches Jugendinstitut e. V. (Hrsg.). Frankfurt/Main: Henrich Druck + Medien GmbH.
- Sorgo, Gabriele. (2008). Gebären in einer Konsumgesellschaft. In Christoph Wulf, Anja Häsch & Michael Brumlik (Hrsg.), *Das Imaginäre der Geburt: Praktiken, Narrationen und Rituale* (S. 171–180). München: Fink.
- Statistisches Bundesamt. (2012). *Fast ein Drittel aller Entbindungen per Kaiserschnitt*. Zugriff am 04. Juni 2014 unter: https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/2012/03/PD12_098_231.html.
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet. (1996). *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Tegethoff, Dorothea. (2011). *Bilder und Konzeptionen vom Ungeborenen. Zwischen Visualisierung und Imagination*. Opladen, Farmington Hills: budrich uniPress.
- Tegethoff, Dorothea. (2008). Das Ungeborene sehen. Ultraschallbilder von ungeborenen Kindern im Unterhaltungsfernsehen. In Christoph Wulf, Birgit Althans, Julia Foltys, Martina Fuchs, Sigrid Klasen, Juliane Lamprecht & Dorothea Tegethoff (Hrsg.), *Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung* (S. 187–205). Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Trautner, Hanns Martin. (2007). Prägung. In Marcus Hasselhorn & Wolfgang Schneider (Hrsg.), *Handbuch der Entwicklungspsychologie* (S. 107–118). Göttingen: Hogrefe.
- Villa, Paula-Irene; Moebius, Stephan & Thiessen, Barbara. (Hrsg.). (2011). *Soziologie der Geburt: Diskurse, Praktiken und Perspektiven*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Wulf, Christoph. (2008). Die Geburt der Väter. In Christoph Wulf, Birgit Althans, Julia Foltys, Martina Fuchs, Sigrid Klasen, Juliane Lamprecht & Dorothea Tegethoff (Hrsg.), *Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung* (S. 59–94). Opladen und Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Wulf, Christoph (mit Anja Hänsch & Micha Brumlik). (Hrsg.). (2008). *Das Imaginäre der Geburt. Praktiken, Narrationen und Bilder*. München: Fink.
- Wulf, Christoph & Althans, Birgit (unter Mitarbeit von Julia Foltys, Martina Fuchs, Sigrid Klasen, Juliane Lamprecht & Dorothea Tegethoff). (Hrsg.). (2008). *Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung*. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.

Zu den Personen

Lotte Rose, Dipl. Pädagogin, Dr. phil., Professorin an der Frankfurt University of Applied Sciences, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, leitende Geschäftsführerin des Gender- und Frauenforschungszentrums der Hessischen Hochschulen (gFFZ). Arbeitsschwerpunkte: Kindheits- und Jugendforschung, Genderforschung, Sozialpädagogik des Essens, Human-Animal-Studies, Elternschaftsforschung.

Kontakt: Frankfurt University of Applied Sciences, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit (Fb 4), Nibelungenplatz 1, 60318 Frankfurt

E-Mail: rose@fb4.fra-uas.de

Rhea Seehaus, Dipl. Pädagogin, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Statuspassage Elternschaft. Zur Herstellung geschlechtsspezifischer Ungleichheiten in den pränatalen Praxen von Müttern und Vätern“ am Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (gFFZ). Arbeitsschwerpunkte: Kindheits- und Elternschaftsforschung, erziehungswissenschaftliche Essensforschung, ethnografische Methoden.

Kontakt: Frankfurt University of Applied Sciences, gFFZ – Gender- und Frauenforschungszentrum der hessischen Hochschulen, Nibelungenplatz 1, 60318 Frankfurt

E-Mail: seehaus.rhea@fb4.fra-uas.de

Männer, Frauen und Stefan Hirschauer. Undoing gender zwischen Praxeologie und rhetorischer Modernisierung

Zusammenfassung

Stefan Hirschauers Konzept des *undoing gender* erhebt den Anspruch, durch den systematischen Einbezug der Inaktivierung von Geschlecht die Annahmen der ethnomethodologischen Geschlechtersozio­logie zu komplementieren und zu radikalisieren. Der Artikel rekonstruiert diesen Ansatz im Licht der soziologischen Praxeologie und konfrontiert ihn mit empirischen Befunden. Hirschauers Überlegungen liefern interessante Impulse für eine praxeologische Geschlechtersoziologie und eignen sich zur Analyse widersprüchlicher Dynamiken interaktiver Vergeschlechtlichungspraktiken. Seine Annahmen zu institutioneller Einbettung, Wandel und Politik der Geschlechter hingegen erweisen sich als theoretisch und empirisch weniger tragfähig.

Schlüsselwörter

doing gender, Ethnomethodologie, (Geschlechter-)Praxis, Männlichkeiten

Summary

Men, women and Stefan Hirschauer. Undoing gender between praxeology and rhetorical modernization

Stefan Hirschauer's concept of *undoing gender* claims to complement and radicalize the findings of ethnomethodological gender sociology by systematically taking into account the deactivation of gender. The article reconstructs this approach in the light of sociological praxeology and confronts it with empirical evidence. Hirschauer's propositions offer valuable impulses for a praxeological sociology of gender and are well suited to analyzing contradictory interactional practices of gendering. Assumptions about the institutional embedding, historical change and politics of gender, on the other hand, prove to be theoretically and empirically less sound.

Keywords

doing gender, ethnomethodology, (gender) practice, masculinities

1 Einleitung¹

Der Begriff des *doing gender* ist seit dem gleichnamigen Aufsatz von Candace West und Don Zimmerman (1987) zu einer Standardvokabel der Geschlechterstudien avanciert und hat Untersuchungen in einer Vielzahl sozialwissenschaftlicher Kontexte angeregt.²

1 Ich danke Andreas Heilmann und den anonymen GutachterInnen der Zeitschrift für wichtige Anregungen.

2 Genannt seien aus dem deutschsprachigen Raum die Untersuchungen zu *doing gender*, *doing youth* und *doing student* in der Bildungsforschung (Budde 2005; Jösting 2008; Faulstich-Wieland/Weber/Willems 2004; s. auch Ausgabe 1/2015 dieser Zeitschrift), *doing gender* und *doing ethnicity* in der Erforschung von Intersektionalität, etwa in der Studie von Lutz zu migrantischen Hausarbeiterinnen (Lutz 2007), sowie die theoretische Verallgemeinerung zu *doing culture* (Hörning/Reuter 2004). Weitere Studien widmen sich vergeschlechtlichenden Interaktionen in der Dienstleistungsarbeit (Wehrich/Dunkel 2007; Lengersdorf 2009), Politik (Ingler-Detken 2008), Wissenschaft

Zugleich trifft ihn das Verdikt, das Meuser und Scholz mit Bezug auf den ähnlich prominenten Begriff der hegemonialen Männlichkeit aussprechen: „Der breiten Rezeption des Konzepts steht eine eigentümliche Unbestimmtheit seines begrifflichen Gehalts gegenüber“ (Meuser/Scholz 2005: 211); er ist zu einem *catch-all*-Begriff geworden. Auch im Sinne einer Klärung dieses Gehaltes möchte ich mich im Folgenden mit einer von Stefan Hirschauer entwickelten Perspektive auseinandersetzen, die den Anspruch erhebt, den *doing-gender*-Ansatz im Sinne seiner Grundlegung in einer Theorie der Praxis zu explizieren und ihn zugleich um eine weitere Dimension – die des *undoings* von Gender – zu erweitern (Hirschauer 1994, 2001, 2003, 2013a, 2013b).

Hirschauer schlägt vor, die Inaktivierung der Geschlechtsunterscheidung in Interaktionen und Institutionen sowie ihre „dynamische Konkurrenz“ (Hirschauer 2001: 209) mit der Aktualisierung von Geschlecht systematisch in die Analyse von Geschlecht einzubeziehen. Ich gebe im Folgenden den praxeologischen Hintergrund des *undoing gender* wieder (1), rekonstruiere drei von Hirschauer identifizierte Dimensionen der Neutralisierung von Geschlecht (2) und evaluiere dann die Stärken und Schwächen des Ansatzes (3).

2 Praxeologie, Ethnomethodologie, *doing gender*

Die Perspektive des *undoing gender* ist Teil einer praxistheoretischen Wende der Sozialtheorie, welche sich, wie Reckwitz (2003, 2004, 2006) darstellt, selbst als Teil eines größeren kulturtheoretischen Paradigmas begreifen lässt. Dieses Paradigma entwickelte sich in Abgrenzung von strukturalen, individualistischen und normativistischen Erklärungen. Gegen deren Verortung des Sozialen auf der Ebene dem Handeln entthobener Strukturen, intrinsischer Optimierungsregeln oder holistischer Wertesysteme zielen kulturalistische Perspektiven auf eine Beschreibung der Gesellschaft „auf der Ebene kollektiver Wissensordnungen – Codes, Semantiken, Sinnhorizonte etc.“ (Reckwitz 2004: 42). Kultur meint hier die kontinuierliche Erzeugung sozialer Sinnmuster, durch welche sich die Wirklichkeit als verstehbare und dem Handeln zugängliche Sphäre konstituiert.

Innerhalb dieses Paradigmas steht die Praxeologie für jene Strömung, die die Kontinuität symbolischer Ordnung als ein Produkt der „Repetitivität wissenabhängiger performances“ versteht (Reckwitz 2004: 43), symbolische Konstruktionsarbeit somit nicht in den Syntheseleistungen des Geistes oder den textuellen Schemata von Diskursen sucht, sondern in der Logik sozialer Praxis, also in zeitlich, körperlich und materiell situiertem Anschluss Handeln (Schmidt 2012). Es ist ein größtenteils vorbewusstes Wissen-Wie, mit dem AkteurInnen die Welt und auch die Konturen ihrer Subjektivität (Innerlichkeit, Interesse, Begehren) strukturieren (Reckwitz 2004: 44; Schatzki 1996).

Die Ethnomethodologie, der auch der *doing-gender*-Ansatz entstammt, kann als eine spezielle Form dieser Praxeologie begriffen werden, welche Praxis in erster Linie als Interaktionen in lokalen Alltagssettings untersucht. Die Wirklichkeit ist hier das Produkt eines schematisierten Mikromanagements von Interaktionen, ein „endless, ongoing,

(Beaufäys/Krais 2005), Sport (Hartmann-Tews/Tischer/Combrink 2008) sowie im Krankenhaus (Sander 2008).

contingent accomplishment“ (Garfinkel 1984: 1). Leitfrage der Ethnomethodologie ist, welcher formalen und methodischen Praktiken sich die AkteurInnen bedienen, um ihrer Wirklichkeit eine sinnhafte und scheinbar selbstverständliche Ordnung zu geben. In diesem Sinne nun beschreiben West und Zimmerman die Zweigeschlechtlichkeit und die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht als interaktives und situatives *accomplishment*, dessen stillschweigendes Gelingen darin besteht, dass das Handeln als Ausdruck einer essenziellen weiblichen oder männlichen Natur verstanden wird (West/Zimmerman 1987: 126; West/Fenstermaker 1995). Geschlecht ist das Ergebnis eines Naturalisierungsprozesses, der auf der Ebene repetitiver Darstellungen angesiedelt ist; es ist eine ermergente Eigenschaft sozial situierter Praktiken (Gildemeister 2004).

Zentral für diese Analyse ist die Zeichenhaftigkeit interaktiven Handelns. Kessler und McKenna (1978: 4) illustrieren diese, indem sie ein Kind zitieren, das schließt, die Person auf einem Foto habe einen „pee-pee“, weil sie eine Krawatte trage. Noch die scheinbar fraglosesten Geschlechtszeichen sind in der Interaktion auf Verweisung angewiesen. Goffman (1979) hatte in diesen Verweisungen ein eigenes Genre von Darstellungen ausgemacht, die „gender displays“. West und Zimmerman gehen einen Schritt weiter: Anders als spezialisiertere Identitätsdisplays unterliege die Geschlechterunterscheidung einer permanenten Auskunftspflicht. Das Mann- oder Frausein tritt nicht als eine optionale Performance zu anderen, wie etwa jener der Berufszugehörigkeit, hinzu, sondern ist in diesen vorausgesetzt. Die Geschlechtsunterscheidung findet sich so im Zentrum der Interaktion, nämlich in jenem praktischen Wissen, anhand dessen die Les- und Zurechenbarkeit (*accountability*) von Handlungen überhaupt etabliert wird. *Doing gender* heißt so nicht notwendigerweise, normativen Idealisierungen von Weiblichkeit oder Männlichkeit zu entsprechen, sondern „managing the occasions so that, whatever the particulars, the outcome is seen as gender-appropriate or, as the case may be, gender-inappropriate, that is, accountable“ (West/Zimmerman 1987: 135). Die Zeichenhaftigkeit geschlechtlichen Verhaltens verweist auf die Normalität symbolischer Praxis selbst. Die Geschlechtskategorisierung ist so die omnipräsente Voraussetzung dafür, dass symbolisches Handeln überhaupt verstehbar ist. Folgerichtig fragen sich West und Zimmerman am Ende ihrer Überlegungen: „Can we ever *not* do gender?“ (West/Zimmerman 1987: 137; Hervorh. LW). Diese Frage (von den AutorInnen verneint) liefert das Stichwort für Hirschauers Intervention.

3 Undoing gender

Wie der Begriff des ‚undoing‘ bereits nahelegt, geht es dabei um die Möglichkeit einer Neutralisierung der Geschlechtsunterscheidung. Er folgt damit einer Grundintuition der Praxeologie: Wenn die Praxis selber die Bedingungen schafft, aufgrund derer wiederholtes Anschlusshandeln zu naturalisierten, verdinglichten Objekten wird, und diese dann wiederum erst als Objekte der Praxis versteh- und handhabbar werden, dann bedeutet dies umgekehrt auch, dass ein Nicht-Anschluss, im Sinne einer Unterbrechung der Kette konstruktiver Praktiken, die Inaktivierung des Strukturierungs- und Naturalisierungsprozesses beinhaltet. *Undoing gender* würde somit jenen Zustand sozialer

Konstruktionsprozesse bezeichnen, in dem Geschlecht interaktiv vernachlässigt und so, mangels Aktualisierung, inaktiviert und ‚vergessen‘ wird (Hirschauer 2001: 209).

Zwei Aspekte sind hier zu bemerken, mithilfe derer Hirschauer versucht, eine schlichte Relativierung der Bedeutung von Geschlecht zu vermeiden: Zum einen ist mit der Inaktivierung einer Struktur nicht ihre *Dethematisierung* gemeint. Ganz im Gegenteil ist die „Thematisierung [...] nur jener Fall von Aktivierung einer Unterscheidung, der die Krise ihres selbstverständlichen kulturellen Gebrauchs anzeigt“ (Hirschauer 2001: 211), jener Moment also, in dem der stillschweigende Naturalisierungsprozess gleichsam mit der Gewalt der Explikation verteidigt werden muss. Eine ausbleibende Dramatisierung von Geschlecht kann auch dafür stehen, dass Geschlecht als Kategorisierungsprinzip vorausgesetzt und wirksam ist. Was dazu beiträgt, ist die Sichtbarkeit der Differenz, die kulturell garantiert und institutionell nachgefragt wird. Dethematisierung von Geschlecht steht auch hier eher für das Funktionieren der Unterscheidung, ihre Offensichtlichkeit und Banalität, statt für ein Aussetzen ihrer Wirksamkeit.

Zum anderen sind *doing* und *undoing gender* strukturell katalysierte Praktiken (Hirschauer 2001: 222). Eine institutionalisierte Sichtbarkeit (gleichbedeutend mit einer Auskunftspflicht) sorgt dafür, dass Geschlecht immer und allerorten aktualisiert werden kann sowie dafür, dass soziokulturelle Strukturen wie Institutionen, Paarbeziehungen oder Märkte die Geschlechtsunterscheidung aufnehmen und die in ihnen stattfindende Praxis an die Struktur der Unterscheidung anschließen. Ein Beispiel hierfür sind Sequenzierungsregeln, etwa bezüglich der Reihenfolge, in der ein Raum zu betreten oder ein Orgasmus zu erreichen ist (Hirschauer 2001: 224). Folgenreicher ist die institutionelle Allokation und Anerkennung, die die Trennung von Haus- und Lohnarbeit mit homologen sozialpsychologischen ‚Geschlechtscharakteren‘ verbindet (Hausen 1976; Hirschauer 2013a: 157f.).

In beiden Fällen werden durch die Geschlechtsunterscheidung Organisationsprobleme bewältigt und zugleich Individuen durch die geschlechtliche Rahmung der Praxis als jene kulturellen Gegenstände konstituiert, als welche sie fähig sind, Eigenschaftszuschreibungen zu empfangen und somit wiederum in Praktiken als Handelnde ‚erkannt‘ zu werden. Auf diese Weise verbindet sich eine „*institutional reflexivity*“ (Goffman 1977: 302) mit einem ‚Willen zum Wissen‘ des Geschlechts: Die Geschlechtsunterscheidung „begegnet sich selbst“ in den kulturellen Gegenständen – Institutionen, Räumen, Artefakten oder eben Individuen – die sich mit ihrer Hilfe konstituieren (Hirschauer 2001: 221).

Nach Hirschauer soll *undoing gender* nicht bloß die doxische Verschwiegenheit bezeichnen, die dem Gelingen dieses reflexiven Prozesses innewohnt, sondern als konkrete Nicht-Aktualisierung der Geschlechtsunterscheidung in der Praxis identifiziert werden. Wie ist dies vorstellbar? Hirschauer entwickelt eine Perspektive, die die Offenheit des Reproduktionszusammenhangs an drei sozialtheoretischen Punkten sucht: erstens der Historizität der Geschlechtsunterscheidung, zweitens dem Verhältnis ihrer Strukturen zur Praxis und drittens dem Verhältnis verschiedener Strukturen zueinander.

4 Elemente und Prozesse der Geschlechterindifferenz

4.1 Historizität

Die Historizität von Strukturen bezeichnet die gut erforschte Tatsache, dass die Praxis der Geschlechtsunterscheidung historisch bestimmte, also auch historisch kontingente Formen annimmt. Den Dingen, Orten und Handlungen ist ihre Geschlechtsspezifität nicht inhärent, sondern kommt in unterschiedlicher Intensität als Teil historischer Praxis zur Geltung. Das Programm der *undoing-gender*-Perspektive ist, die daraus entstehende „dynamische Konkurrenz“ zu vervollständigen, indem auch jene Praktiken in den Blick genommen werden, die der Vergeschlechtlichung entgegenwirken. Hirschauer setzt hier Hoffnung in „Egalitätsnormen und ihre rechtliche Umsetzung“, also vor allem den Staat und seine „(wachsende) institutionelle Infrastruktur der Geschlechtsneutralität“ (Hirschauer 2001: 224):

„Staatliche Institutionen interessieren sich weniger für das Geschlecht, etwa bei der Regulierung legitimer Paarbildungen, bei Sorgerechtsfragen, bei der Rekrutierung von Militärpersonal oder beim Arbeitsrecht. [...] Segregation [wird] in allen möglichen Hinsichten durch Zugänglichkeit ersetzt“ (Hirschauer 2001: 225).

Im Gegensatz zu dieser Tendenz universalistischer Formalisierung sind darüber hinaus Intim- und Freundschaftsbeziehungen laut Hirschauer, zunehmend von einer geschlechtlichen Informalisierung gekennzeichnet, in der *cross-gender friendships* und geschlechteregalitäre Verhandlungspartnerschaften an Akzeptanz gewinnen (vgl. auch Hirschauer 2013b).

Ohne dass es so benannt würde, geht es also um eine geschlechtliche Modernisierung und Liberalisierung der Gesellschaft. Hirschauer übernimmt hier Luhmanns Zeitdiagnose: „Egalisierungserfolge [...] in Bildung, Wirtschaft und Politik haben die Geschlechterdifferenz keineswegs vollständig, aber doch weitgehend sozialstrukturell entwurzelt“ (Hirschauer 2013b: 48). Trotz Distanzierungen von der Geschlechterblindheit der Systemtheorie (Hirschauer 2001: 210f.) schließt der *undoing-gender*-Ansatz damit durchaus an deren Vorstellung an, dass mit dem Übergang von stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung ein Verschwinden der asymmetrischen Geschlechterunterscheidung und ihre Ersetzung durch eine ‚Semantik der Gleichheit‘ einhergehen (Luhmann 1988; Pasero 2004; Teubner 2009): „[U]nter dem Aspekt des historischen Wandels [ist] die Infrastruktur der Vergeschlechtlichung einer Verdrängungskonkurrenz durch neutralisierende Institutionen ausgesetzt“ (Hirschauer 2001: 231).

4.2 Struktur und Praxis

Des Weiteren nimmt Hirschauer, ausgehend von der Beschreibung der Geschlechterunterscheidung als Aktualisierungspraxis (und nicht als Eigenschaft von Personen), Brüche in den Blick, die sich in der losen Kopplung von Praktiken und Strukturen der Vergeschlechtlichung ergeben. Obwohl auf der Ebene von Lebensläufen das Ineinandergreifen vergeschlechtlichender Institutionen und auf der Ebene von Interaktionen ein geschlechtliches Personengedächtnis Wechseln oder Verlust des Geschlechts nahezu un-

möglich machen, besteht die Möglichkeit eines zeitweiligen Aussetzens und einer Inaktivierung der Vergeschlechtlichung in alltäglichen Praxiszusammenhängen (Hirschauer 2013a: 165ff.). Diese Überlegungen machen in meinen Augen den eigentlichen Kern des *undoing-gender*-Konzepts aus. Ich möchte sie zusammenfassen als solche zur Episodenhaftigkeit, Kontingenz und Geheimnislosigkeit des Geschlechtshandelns.

Die Episodenhaftigkeit bezeichnet die Verzeitlichung des Sozialen in der Praxeologie: Weil die Strukturen weder als moralische oder materielle Totalität vorliegen noch den Individuen und ihrer Rationalität vorsozial innewohnen, sind sie darauf angewiesen, die räumliche und zeitliche Kontinuität von Handlungen herzustellen, also als Praktiken Geltung zu erlangen (Giddens 1997: 111; Bourdieu 2003: 182f.). Selbst jene Praktiken wie das Geschlechtshandeln, die empirisch eine große Kontinuität ihrer Formen garantieren, indem sie stabile räumliche und zeitliche Regelmäßigkeiten des Handelns hervorbringen, tun dies unter der permanenten Bedrohung eines Scheiterns der auf richtiges Timing angewiesenen Verknüpfung partikularen Handelns mit der Struktur, aus der Letztere rekursiv die Ressourcen für die eigene naturalisierte Fortführung extrahiert. Geschlecht verstehen heißt immer auch verstehen, was auf dem Spiel steht.

Die Episodenhaftigkeit von Geschlechtshandeln beinhaltet so auch potenzielle Grenzen des *accomplishments* von Geschlecht. In diesem Sinne beschreibt Judith Butler performative Subversion von Geschlecht als episodische Wiederholung der Norm, in der diese gleichsam ‚falsch zitiert‘ wird (Butler 1995: 147). Hirschauer teilt den mikropolitischen Fokus dieser Perspektive, versteht das Aussetzen der Vergeschlechtlichung dabei jedoch nicht als Subversion, sondern als alltägliche Option, die auch zur Entlastung der Interaktion genutzt werden kann: „Grüßformen, [...] Themenwahl, Proxemik, Blickwechsel und emotionale Tönung“ stellen kontinuierlich ein „relatives Geschlecht“ her (Hirschauer 2001: 221), sie sind eine Form von *boundary work* (vgl. Thorne 1993; Lamont/Fournier 1992), die lose aggregierte Geschlechtsgruppen als reifizierte Kollektive erschafft und anruft. Im Falle einer ‚Spielverweigerung‘, „das Übergehen einer Flirtofferte, das Ignorieren einer homosozialen (z. B. kumpelhaften) Geste, [...] der fehlende Rückpass auf eine Anspielung“ (Hirschauer 2001: 221) bedeutet dies, dass der Anschluss nicht gewährleistet ist, auf dem die permanente Strukturierung des Geschlechtshandelns aufbaut.

Eine weitere Überlegung betrifft die Kontingenz, die dem losen Koppeln von Strukturen und Praxis inhärent ist. Sie richtet sich gegen die Annahme eines Substitutionsverhältnisses von Praktiken und den Strukturen, die sie aktualisieren. Das Modell, das dem Verhältnis von Thematisierung und Wirksamkeit vergeschlechtlichender Strukturen zugrunde liegt – die Thematisierung als Sonderfall impliziter Vergeschlechtlichung durch kulturelle Praxis –, scheint sich nicht ohne Weiteres auf das Verhältnis von Strukturen und ihrer Aktualisierung übertragen zu lassen. So bleibt das grammatikalische Geschlecht, so sehr es in Personalpronomen und Anredeformen eine Katalyse der Vergeschlechtlichung bereitstellt, im Falle von Substantiven gänzlich neutral.

In diesem Punkt beharrt die *undoing-gender*-Perspektive auf einem stärker praxeologischen Verständnis symbolischen Handelns als West und Zimmerman: So wichtig der Bezug auf *accountability* als Rahmung durch praktische Wissensordnungen ist, mithilfe derer Handlungen symbolisch strukturiert werden, so vereinfachend ist die Annahme, dass diese rahmenden Unterscheidungen als kulturell stabilisierte unabhängig von ihrer

praktischen Umsetzung seien: „Segregationsstrukturen, Umgangs- und Gesellungsformen greifen als Differenzierungsmechanismen nur, wenn die Geschlechtsunterscheidung auch interaktiv in eine Unterscheidung von gleich und verschieden übersetzt wird“ (Hirschauer 2001: 226).

Der Nexus, in dem kulturelle Objekte wie Gegenstände, Kleidungsstücke oder sprachliche Formen als Realisierung einer vergeschlechtlichenden kulturellen Struktur konstituiert und verstanden werden, kennt verschiedene Grade von Relevanz und bedarf permanenter Erneuerung. Neutralisierung bezeichnet hierbei nicht die Bewegung, in der Praktiken die vergeschlechtlichende Struktur brechen (wie etwa im *drag*), sondern eine solche, in der beide schlichtweg nicht mehr aufeinander bezogen werden. Dementsprechend ist „die soziale Konstruktion von Unmännlichkeit/Unweiblichkeit [...] das exakte Gegenteil zur Nicht-Konstruktion von Männlichkeit/Weiblichkeit“ (Hirschauer 1994: 678).

In einer zunächst paradoxen Wendung führt Hirschauer dies weiter, indem er postuliert, dass gerade die permanente Sichtbarkeit der Geschlechtsunterscheidung ihre eigene Neutralisierung begünstigt, da sie eine Geheimnislosigkeit schafft, die die praktische Aktualisierung der Struktur geradezu überflüssig macht: „Mit seiner visuellen Omnipräsenz ist das Geschlecht abrufbar ‚ankonstruiert‘, ohne Gebrauch für den Fortgang sozialer Prozesse bliebe es aber ein ‚Halbfertigteil‘ – um Bateson zu variieren: a difference that makes no difference“ (Hirschauer 2001: 217). *Undoing gender* ist die ebenso unspektakuläre wie bedeutsame Konstruktion von Umständen, in denen das Geschlecht als „langweilig, nichtssagend, nebensächlich und uninteressant“ erscheint (Hirschauer 2013a: 59) und so Freiräume für geschlechtstranzendierende Individualität eröffnet.

4.3 Die Interaktion der Strukturen von Vergeschlechtlichung

Die Interaktion verschiedener für die Vergeschlechtlichung relevanter Strukturen ist der Versuch Hirschauers, den ethnomethodologischen *undoing-gender*-Ansatz für die institutionelle und damit mesostrukturelle Ebene anwendbar zu machen. Auch hier komme es zu einem Aussetzen vergeschlechtlichenden Anschlusshandelns, kennt die Geschlechtsunterscheidung doch keinen primären Ort, „keine ‚Basis‘, keine ‚zentrale Ursache‘, nur ein rekursives Geflecht von Strukturen, das Geschlechtseffekte hervorbringt“ (Hirschauer 2001: 230). So betont Hirschauer, dass der Nexus, welcher den Arbeitsmarkt – durch Zeitregelungen und geschlechtlich unterschiedliche Verteilung der Sorge- und Reproduktionsarbeit – mit der vergeschlechtlichenden Struktur von Paarbeziehungen in der Familie verbindet, kontingent ist. Im Sinne der bereits erwähnten institutionellen Katalyse ist er nicht direkt an die Geschlechtsunterscheidung angeschlossen; diese wird stattdessen über Umwege relevant, etwa dadurch, dass der Arbeitsmarkt sich gegenüber jenen Personen feindselig verhält, die für die Kinderbetreuung zuständig sind (Hirschauer 2001: 229). Obwohl diese Struktur damit nicht per se gegendert ist, entfaltet sie eine vergeschlechtlichende Wirkung, da sie z. B. für jene genuin gegenderten Paarbildungsregeln eine „vermittelte Trägerschaft“ (Hirschauer 2001: 229) annimmt, die die Ungleichheit in gegengeschlechtlichen Partnerschaften (zuungunsten der Frauen) erotisch auflädt, Mutterschaft als Norm festsetzt, Altersvorsprünge sichert usw.

Hirschauer sieht eine Perspektive des *undoing gender* in der fortschreitenden Individualisierung der Gesellschaft, die mit „Entflechtungen und Entkopplungen“ (Hirschauer

2001: 230) institutioneller Strukturen von solchen der Geschlechterdifferenzierung einhergehe. Auch Konsumkultur und Massenmedien sind für ihn Träger vielversprechender Impulse, da sie durch eine fortschreitende Ästhetisierung der Lebensstile Erfahrungswelten in Form offener Marktstrukturen organisieren und damit der geschlechtlichen Schließung durch Vergleichbarkeit, Rationalisierung und Geheimnisverlust entgegenwirken. Zuletzt seien sowohl homo- als auch heterosexuelle Beziehungen von der Auflösung signifikanter Geschlechtskategorien gekennzeichnet, wobei auch diese Signifikanz wiederum von individualisierten Identitätskonzepten wie der romantischen Liebe übernommen werde: „Die ‚Zwei‘ der Zweisamkeit entspringt heute nicht mehr der Beschwörung der Einheit einer primitiven Zweiteilung des gesellschaftlichen Personals, sie entsteht aus dem 1 und 1 individualisierter Intimbeziehungen“ (Hirschauer 2013b: 54).

5 Wie weiter mit dem *undoing-gender*-Ansatz?

Wird der Horizont des *undoings* als Trend zunehmender institutioneller Verdrängung und individualistischer Relativierung von Geschlecht 2001 noch als Utopie ausgewiesen (Hirschauer 2001: 231f.), avanciert er ein Jahrzehnt später (2013a und 2013b) schon zur veritablen Zeitdiagnose einer Art *gender undone*. Eine solche Diagnose ist für die Geschlechtersoziologie ungewohnt bis provokant. Nicht nur steht hiermit die disziplinbegründende Annahme der Omnirelevanz von Geschlecht zur Disposition, auch die feministische Grundlegung der Geschlechterstudien in ihrem Fokus auf vergeschlechtlichte Ungleichheit und männliche Herrschaft gerät in der Neuausrichtung als Geschlechterdifferenzierungsforschung ins Hintertreffen. Dass dies beabsichtigt ist, zeigen Interventionen Hirschauers, die darauf abzielen, den Gender Studies jenen politischen (lies: feministischen) „Populismus“ auszutreiben, den er als das „größte Hemmnis der Weiterentwicklung der Forschung“ identifiziert (Hirschauer 2003: 466).

Ohne hier auf die separat zu führende disziplinpolitische Debatte eingehen zu wollen (s. Hirschauer/Knapp 2009), möchte ich im Rest des Artikels zeigen, dass sich der *undoing-gender*-Ansatz durch die Abwehr der Einsichten politisch und strukturell sensibilisierter Geschlechterforschung gravierende Schwächen einhandelt. Zugleich will ich illustrieren, dass Hirschauers Beitrag dort wertvoll ist, wo er die methodischen Grundlagen einer Geschlechterpraxeologie der Interaktionsordnung theoretisch anspruchsvoll reformuliert.

5.1 Praxeologie und pragmatische Arrangements des *undoing gender*

Hirschauers Herangehensweise ist dort stark, wo er kulturell vermitteltes Klassifizierungshandeln konsequent praxeologisch, also von der ‚tätigen Seite‘ her, begreift und damit von der Statik strukturaler Erklärungen befreit. Beispiele hierfür sind selbst noch das von West und Zimmerman postulierte Prinzip der *accountability*, welches das zentrale Element der Wissensordnungen als im Grunde epistemologisches und nicht als praktisches Phänomen versteht. Ähnliches gilt für die erwähnte Annahme einer Substi-

tuierbarkeit von Struktur und Praxis, zu der auch Bourdieus (2005) Vorstellung einer strukturellen Homologie beider zu zählen wäre: Zwar wird hier der Praxis relative Autonomie zugestanden, aber nur um den Preis einer grundsätzlichen Austauschbarkeit in der Erfüllung struktureller Anforderungen. Dies behält eine Deutung sozialen Handelns bei, welche jenes als Symptom begreift und damit seine Kontingenz und Konflikthafteigkeit marginalisiert. Hirschauers Hinweis, Praktiken auf unterschiedliche Grade der „sinnhaften Selektion“ geschlechtlicher Kategorien zu untersuchen, sind hier ein wertvoller Beitrag zu einer nicht-reduktionistischen Geschlechterpraxeologie (Hirschauer 2013b: 45).

So geraten jene Neutralisierungen in den Blick, die sich primär auf das *praktische Bewusstsein* und erst sekundär auf seine Explikation stützen.³ Eine Ressource der Geschlechtsneutralisierung ist hier in der beiläufigen Weigerung ausgemacht, über die geschlechtlichen Minimalforderungen hinausgehende Aktivierungen der Geschlechterdifferenz zu vollziehen. Beispiele finden sich in einer Studie Kassners (2008) zu Männern, die längerfristig in Elternzeit gehen⁴: So betont Herr Y., mittlerer Angestellter in einer Consultancy-Firma, wiederholt, dass die Abwägung zu erwartender Karrierebeeinträchtigungen eine für Frauen völlig gängige Erfahrung sei, die mit der Entscheidung für eine „Familienkarriere“ eben Hand in Hand gehe (Kassner 2008: 152). Für die Frage der Geschlechtsindifferenz ist dies interessant, weil der Hinweis auf das positional weibliche Deutungsmuster des Lebenslaufs dafür verwendet wird, den geschlechtlichen Index der Tätigkeit zu relativieren. Umgekehrt dementiert der Begriff der ‚Familienkarriere‘ den identitären Nexus zwischen Zweigeschlechtlichkeit und differenzierter Erwerbs- und Familienarbeit. Dass Y. hierfür weiblich konnotierte symbolische Ressourcen (wie auch den Begriff der Fürsorge) in Anspruch nimmt, hat einen interessanten Doppelleffekt zur Folge, den auch Budde (2005: 219) für die Übernahme feministischen Vokabulars durch männliche Gymnasiasten konstatiert: Die Adaption weiblicher Ausdrucksweisen ist als Aneignungsoperation einer flexiblen männlichen Hegemonie lesbar, zugleich entdramatisiert sie jedoch auch tatsächlich die Geschlechtsspezifität der verwendeten symbolischen Formen.⁵

Es könnte interessant sein, sich unter diesen Vorzeichen auch in anderen Lebenswelten, etwa den relativ egalitären Arrangements ländlich-kleinbürgerlicher Lebensführung (vgl. Projektgruppe Alltägliche Lebensführung 1995), nach sang- und klanglosen Praktiken der Geschlechterindifferenz umzuschauen. Es scheint plausibel, dass auf der Ebene der Interaktionsordnung viele es mit dem Geschlecht wie mit der Religion halten, die zwar weder abgelegt noch gewechselt, aber eher ritualistisch verfolgt und nur zu festlichen Anlässen aus dem Schrank geholt wird.

5.2 *Undoing gender* als rhetorische Modernisierung

Hirschauers Ansatz ist als theoretische Erweiterung und methodische Schärfung des ethnographischen Blicks äußerst interessant. Seine Schwäche besteht in dem Versuch,

3 Zur praxeologischen Unterscheidung von praktischem und diskursivem Bewusstsein s. Giddens 1997: 41ff.

4 Vgl. auch die ähnlichen Ergebnisse von Majdanski 2012 sowie Behnke/Lengersdorf/Meuser 2013.

5 S. auch Michalek 2009: 60.

mit modernisierungstheoretischem Gestus eine wachsende „Infrastruktur der Geschlechterindifferenz“ (Hirschauer 2013a) auszumachen und den Ansatz damit auf meso- und makrosoziales Terrain auszudehnen. Dies betrifft die These, die Geschlechtsunterscheidung sei „zu Beginn des 21. Jahrhunderts [...] weitgehend sozialstrukturell enturzelt“ (Hirschauer 2013b: 48).

Hirschauer verfällt hier einem Fehlschluss, den er selbst der Systemtheorie ankreidet, nämlich den Wandel institutioneller Selbstbeschreibungen für einen Wandel der Verhältnisse zu nehmen. Dies betrifft am deutlichsten die vor allem für staatliches Handeln konstatierte Ausbreitung von Egalitätsnormen. Zu erwarten wäre hier eine Diskussion der soziologischen Grunderkenntnis über den demokratischen Staat und seinen normativen Universalismus. Sie besagt, dass staatlicher Universalismus sich bestens mit dem Fortbestehen von Ungleichheit, Markierung und Zwang versteht bzw. der Staat sich gar als neutraler Dritter erst mit Bezug auf diese legitimiert.⁶ Zwar ist es richtig zu bemerken, dass institutionelle Mechanismen nicht ihrem ‚Wesen‘ nach vergeschlechtlichend sind (was immer das überhaupt heißen könnte), sondern diese Wirkung erst in sozialen Verflechtungen von Institutionen zeitigen. Gerade dann aber ist die normative Codierung von Institutionen für die Praxeologie nicht als eigenwirksames Phänomen, sondern nur in Verbindung mit der Realität ihrer Verflechtungen und Hervorbringungen von Interesse. Es ist eigentümlich, dass Hirschauer die ‚Semantik der Gleichheit‘ hier nicht (wie zuvor West/Zimmermans *accountability*) praxeologisiert und selbst als situiert-kontingenten und damit notwendig auch umkämpften Gegenstand der Praktiken begreift, sondern (mit Luhmanns Unterscheidung) den Standpunkt der Semantik unbeeinträchtigt auf die Sozialstruktur überträgt.

Die Widersprüchlichkeit, mit der normative Codierung und soziale Praxis tatsächlich verknüpft sind, zeigt sich in einer Reihe von Studien zur Haus- und Sorgearbeit. So stellen Cornelia Koppetsch und Maja Maier (2001) in einer milieuvergleichenden Studie zur partnerschaftlichen Verteilung der Hausarbeit fest, dass auch im ‚individualisierten Milieu‘, in dem progressive ‚Verhandlungspartnerschaften‘ dominieren und Gleichverteilung etablierte Norm ist, Frauen einen weitaus größeren Teil der Hausarbeit verrichten als Männer. Sie beobachten eine „Diskrepanz zwischen diskursiven und praktischen Normen. [...] Die Alltagsroutinen der Hausarbeit sind in vorreflexiven Situationsbezügen, wie in der Wahrnehmung des Schmutzes oder der Unordnung fundiert“ (Koppetsch/Maier 2001: 40). Zu gleichlautenden Beobachtungen kommt Kaufmann in seiner Studie zur „schmutzigen Wäsche“ und ihrer durch gezieltes Sprechen wie auch gezieltes Schweigen erzeugten Definition als Gegenstand weiblicher Aufmerksamkeit und Arbeit, trotz und gerade mithilfe egalitärer Beziehungsrhetoriken (Kaufmann 2005).

Hirschauer rezipiert diese Studien durchaus (2013b: 39ff.), relativiert jedoch im selben Zug ihre Bedeutung als Signal vergeschlechtlichter Ungleichheit. Diese nämlich lasse „sich nicht auf dem Wege statistischer Durchschnitte von Bevölkerungsgruppen feststellen, die von Beobachtern gebildet werden, sie müssen vielmehr in kleinen sozialen Einheiten rekonstruiert werden, die sich selbst als solche definieren“ (Hirschauer 2013b: 38). Studien, die die Geschlechtszugehörigkeit – etwa für die Feststellung ungleicher Arbeits-, Ressourcen- oder Chancenverteilung in Paarbeziehungen – als unabhängige Variable verwenden, verfallen laut Hirschauer einem „methodologische[n]

6 Vgl. Connell 2005: 72ff.; Ludwig/Sauer/Wöhl 2009; grundlegend Marx 1976a: 354ff.; 1976b.

Sexismus“ (Hirschauer 2013b: 43), entscheidend sei hingegen, „ob in dessen [also des Paares] Sicht die Konten ausgeglichen sind“ (Hirschauer 2013b: 40).

Auch diese Wendung stellt eine normative Selbstbeschreibung unbefragt an die Stelle der relationalen Rekonstruktion von Verhältnissen und damit den ethnomethodologischen Fokus auf nicht-explizierte, weil praktische Modi der Hierarchiebildung auf den Kopf.⁷ Durch die systematische Engführung von Ungleichheit auf *Unterscheidung*, im Sinne kommunikativer Codierung, wird Erstere zu einer weiteren Form von ‚Differenzbeschwörung‘ degradiert, mithilfe derer Paare die aus dem Verlust signifikanter Geschlechtskategorien erwachsenen Sinnkrisen bewältigen (Hirschauer 2013b: 49f.). Auch wenn Hirschauer dies nicht beabsichtigt, wird in dieser Argumentation die Persistenz von Ungleichheit im sozialstrukturell vermeintlich ausgehöhlten Geschlechterverhältnis letzten Endes jenen angekreidet, die Ungleichheit thematisieren, ein alter antifeministischer Topos. Angelika Wetterer hat die diskursive Auflösung des Widerspruchs zwischen egalitären normativen Ansprüchen und habitualisiert vergeschlechtlichter Praxis mit dem Ausdruck der „rhetorischen Modernisierung“ auf den Begriff gebracht (Wetterer 2003). Hirschauers Vergessen der praktischen Kehrseite institutioneller Egalitätsnormen liest sich, etwas böswillig gesagt, als theoretisch rationalisierter Ausdruck dieses Phänomens.

Empirisch zu prüfen ist auch, ob sich die von Hirschauer prognostizierte Entkopplung des Nexus vergeschlechtlichender Institutionen im Zuge der Individualisierung von Identitäten tatsächlich vollzieht. Zentraler Testfall eines solchen Nexus ist jener von Männlichkeit und Erwerbsarbeit (vgl. Döge 2001; Nickel 2007): Tatsächlich wünschten 2003 bei einer deutschlandweiten Befragung erwerbstätiger Väter nur 5,2% der Teilnehmer das Modell des männlichen Alleinernährers. Dem steht gegenüber, dass dieses Modell im Sample real mit 52,3 % deutlich dominierte (Veil 2003: 14). Ebenso entgegengesetzt scheinen die Einstellungen von Männern, sofern diese direkt die Erwerbsarbeit betreffen: Für 96 % der von Baur und Luedtke befragten Männer ist es wichtig oder sehr wichtig, einer bezahlten Tätigkeit nachzugehen, 99 % stimmen der Aussage zu, dass Männer arbeiten, um ihre Familie zu ernähren (Baur/Luedtke 2008: 89f.). Passend dazu variiert das Maß, in dem die Befragten die Erwerbsarbeit als soziale Aufgabe des Mannes ansehen, in erster Linie damit, wie sehr diese familiär eingebunden sind (Baur/Luedtke 2008: 93). Die Zustimmung zu den entsprechenden Items steigt bei Teilnehmern jeweils, wenn diese mit einer Partnerin zusammen sind, mit ihr zusammenleben sowie mit der Zahl ihrer Kinder. Dies weist auf die in vielen Kontexten festgestellte Retraditionalisierung hin, im Zuge derer die Geburt von Kindern in Beziehungen zu einer Verstärkung traditionellen Geschlechtshandelns führt, Frauen mit Kindern in der Folge weniger häufig berufstätig sind als Frauen ohne Kinder, wobei der umgekehrte Zusammenhang bei Männern zu beobachten ist (BMFSFJ 2005).

Interessant sind des Weiteren die Beobachtungen von Scholz in ihrer Untersuchung biografischer Erzählungen ostdeutscher Männer (Scholz 2008): In keinem der von ihr geführten Interviews tauchen Hinweise auf Widerstände gegen das Eintreten von Frauen in die verschiedenen Berufsfelder auf; ein bemerkenswertes Phänomen ist jedoch das völlige Fehlen von Frauen in den beruflichen und biografischen Erzählungen der Män-

7 Vgl. etwa Fishman (1978) zur Herstellung vergeschlechtlichter Hierarchien durch interaktive Mikroarbeit.

ner (Scholz 2008: 114f.). Ganz im Sinne rhetorischer Modernisierung deutet dies darauf hin, dass trotz der Anpassung an das Ende rechtlicher Ausschlussmechanismen die Erwerbsarbeit von Männern immer noch als männliche Domäne (re)konstruiert wird. Dies steht nicht nur im Widerspruch zu Hirschauers Diagnose einer Neutralisierung der Geschlechterdifferenz durch gegengeschlechtliche Konkurrenz in der Arbeitswelt; es zeigt auch, dass von einer Entkopplung und Entflechtung der Dynamiken von Arbeitsmarkt und Familie, im Sinne einer Neutralisierung des geschlechtlichen und vergeschlechtlichen Gehalts ihrer Verknüpfung, empirisch keine Rede sein kann. Männer erfahren von der Erwerbsarbeit unverändert einen expansiveren, wenn nicht gar *den* Sinn ihrer Geschlechtszugehörigkeit, ein Zusammenhang, der eng verzahnt ist mit ihrer familialen Einbindung.

Wie Baur und Luedtke in Übereinstimmung mit einer Vielzahl von Studien feststellen, führt andererseits männliche Arbeitslosigkeit, als forcierter Bruch des Nexus, zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zu Zuständen eines geschlechtlichen „happy limbo“ (vgl. Hirschauer 2013a: 168ff.), sondern in erster Linie zu anomischen Erfahrungen des Verlusts von Handlungsfähigkeit (Baur/Luedtke 2008: 82). Es komme zu einer erheblichen Verunsicherung der männlichen (Geschlechts-)Identität, die oft nicht durch alternative Praxisformen aufgefangen werden kann: „Der für den Erwerbsprozess disziplinierte und trainierte männliche Körper [...] wird nutzlos, der strukturierte (Normal-)Tagesablauf erodiert“ (Baur/Luedtke 2008: 99), zugleich steigt die Prävalenz von Drogenkonsum und Gewaltverhalten. Ohne hier ausführlich auf den schillernden Begriff der Individualisierung eingehen zu können, wird doch deutlich, dass diese auch im geschlechtlichen Sinne kein einfacher Effekt der Entkopplung der Identitäten von sich differenzierenden Institutionen ist, sondern (man denke an Simmel) Ergebnis einer im Individuum zusammentreffenden Mehrfachvergesellschaftung. Als solche ist sie aber gebunden an die Verfügung über symbolische und materielle *Ressourcen*.

6 Schluss

Fasst man die Überlegungen Hirschauers für ein *undoing* des Geschlechts auf institutioneller und struktureller Ebene zusammen als Enthebung individueller Identitätsbildung von geschlechtlicher Vergesellschaftung im Zuge institutioneller Differenzierung sowie staatlich und marktvermittelte Geschlechtsindifferenz im Zeichen einer ‚Semantik der Gleichheit‘, so zeigt sich, dass diese Perspektiven sich theoretisch als problematisch und empirisch zumindest zum jetzigen Zeitpunkt als falsch erweisen. Der *undoing-gender*-Ansatz bietet aufschlussreiche Einsichten in die Konturen und Grenzen interaktiver Praktiken der Vergeschlechtlichung. Für eine praxeologische Geschlechtersoziologie der Interaktionsordnung besteht hier eine wertvolle Präzisierung und Erweiterung des analytischen Baukastens. Die praktische Geschlechtsindifferenz ist aber gerade in ihrer praxeologischen Fassung nicht ohne die Frage zu denken, *wer* sich ihrer *unter welchen Bedingungen* bedient und vor allem, ob dies überhaupt in sozial relevanter Größenordnung geschieht. Hirschauers Versuch, ethnomethodologisches Vokabular über die Grenzen seines eigentlichen analytischen Rahmens, der Interaktionsordnung, auszudehnen,

bleibt unbefriedigend, weil dieses Vokabular keine Möglichkeit bietet, strukturelle und damit auch strategische Bedingungen für Auftreten, Gelingen und Ausrichtungen der Praktiken des *undoing gender* zu benennen.

Am eklatantesten zeigt sich dies in der systematischen Abwesenheit von Macht und Herrschaft im *undoing-gender*-Ansatz. Er verfällt in dieser Hinsicht dem, was Bourdieu eine ‚Verkürzung des Blicks‘ nennt, sodass er zwar präzise die *Formen* der Kategorisierung beobachten kann, mit denen z. B. Situationsmanagement als Entdramatisierung von Geschlecht betrieben wird oder Identitätsrhetoriken sich jenseits von Geschlechtergrenzen bewegen, dem jedoch die symbolischen und materiellen *Möglichkeitsbedingungen* dieser Handlungsformen entgehen, welche sich auch in den Praktiken selber als strukturell unterschiedene Interessen und Befähigungen zu ihrer strategischen Durchführung zeigen. Wie Anja Weiß zusammenfasst: „Wenn man systematisch zwischen Herrschaftsverhältnissen und den Launen sozialer Kategorisierung unterscheiden will, kann man nicht umhin, kulturelle Klassifikationen im Zusammenspiel mit ihren ‚materiellen‘ Grundlagen und Auswirkungen zu betrachten“ (Weiß 2001: 81). Über dieses Zusammenspiel weiß der *undoing-gender*-Ansatz wenig zu sagen und verfällt deshalb, wo er es doch tut, in praxeologisch unterbestimmte zeitdiagnostische Allgemeinplätze.

Literaturverzeichnis

- Baur, Nina & Luedtke, Jens. (2008). Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei westdeutschen Männern. In Nina Baur & Jens Luedtke (Hg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 81–103). Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Beaufays, Sandra & Kraiss, Beate. (2005). Doing science – doing gender: die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld. *Feministische Studien*, 23(1), S. 82–99.
- Behnke, Cornelia; Lengersdorf, Diana & Meuser, Michael. (2013). Egalitätsansprüche vs. Selbstverständlichkeiten: Unterschiedliche Rahmungen väterlichen Engagements bei Paaren aus den westlichen und östlichen Bundesländern. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*. Sonderheft 2: Paare und Ungleichheit(en). Eine Verhältnisbestimmung (S. 192–209). Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Bourdieu, Pierre. (2003): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Budde, Jürgen. (2005). *Männlichkeit und gymnasialer Alltag. Doing Gender im heutigen Bildungssystem*. Bielefeld: transcript.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. (BMFSFJ). (2005). *Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland*. Zugriff am 17. Juli 2014 unter www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/genderreport/0-einleitung.html.
- Butler, Judith. (1995). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Berlin-Verlag.

- Connell, Raewyn. (2005). *Masculinities*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Döge, Peter. (2001). *Geschlechterdemokratie als Männlichkeitskritik. Blockaden und Perspektiven einer Neugestaltung der Geschlechterverhältnisse*. Bielefeld: Kleine.
- Faulstich-Wieland, Hannelore; Weber, Martina & Willems, Katharina. (2004). *Doing Gender im heutigen Schulalltag. Empirische Studien zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen*. Weinheim: Juventa.
- Fishman, Pamela. (1978). Interaction. The Work Women Do. *Social Problems*, 25(4), 397–406.
- Garfinkel, Harold. (1984). *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: Polity.
- Giddens, Anthony. (1997). *The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press.
- Gildemeister, Regine. (2004). Doing Gender. Soziale Praktiken der Geschlechtsunterscheidung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 132–140). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Goffman, Erving. (1977). The Arrangement between the Sexes. *Theory and Society*, (4), 301–331.
- Goffman, Erving. (1979). *Gender Advertisements*. New York: Harper & Row.
- Hartmann-Tews, Ilse; Tischer, Ulrike & Combrink, Claudia. (2008). Doing Gender und Doing Age im Kontext von Sport und Bewegung. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 26(2), S. 32–51.
- Hausen, Karin. (1976). Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas* (S. 363–393). Stuttgart: Klett.
- Hirschauer, Stefan. (1994). Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46(4), S. 668–692.
- Hirschauer, Stefan. (2001). Undoing Gender. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. In Bettina Heintz (Hrsg.), *Geschlechtersoziologie*. Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (S. 208–235). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Hirschauer, Stefan. (2003). Wozu ‚Gender Studies‘? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz. *Soziale Welt*, (54), 461–482.
- Hirschauer, Stefan. (2013a). Die Praxis der Geschlechter(in)differenz und ihre Infrastruktur. In Julia Graf, Kristin Ideler & Sabine Klinger (Hrsg.), *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven* (S. 153–171). Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Hirschauer, Stefan. (2013b). Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechtsunterscheidung in intimen Beziehungen. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*. Sonderheft 2: Paare und Ungleichheit(en). Eine Verhältnisbestimmung (S. 37–56). Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Hirschauer, Stefan & Knapp, Gudrun-Axeli. (2009). Wozu Geschlechterforschung? Ein Dialog über Politik und den Willen zum Wissen. In Brigitte Aulenbacher, Mechthild Bereswill, Martina Löw, Michael Meuser, Gabriele Mordt, Reinhild Schäfer & Sylka Scholz (Hrsg.), *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art* (S. 22–62). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Hörning, Karl & Reuter, Julia. (2004). Doing Culture. Kultur als Praxis. In Karl Hörning & Julia Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 9–17). Bielefeld: transcript.

- Ingler-Detken, Yvonne Rebecca. (2008). *Doing Gender auf der politischen Bühne Europas. Politikerinnen und ihre Überwindung der ‚Fremdheit in der Politik‘*. Wiesbaden: VS.
- Jösting, Sabine. (2008). Männlichkeit und geschlechtshomogene Praxis bei Jungen. In Nina Baur & Jens Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 45–59). Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Kassner, Karsten. (2008). Männlichkeitskonstruktionen von „neuen Vätern“. In Nina Baur & Jens Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 141–163). Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Kaufmann, Jean-Claude. (2005). *Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen*. Konstanz: UVK.
- Kessler, Suzanne & McKenna, Wendy. (1978). *Gender: An Ethnomethodological Approach*. Chicago: University Press.
- Koppetsch, Cornelia & Maier, Maja S. (2001). Vom Patriarchalismus zur Partnerschaft? Männlichkeiten im Milieuvvergleich. In Peter Döge & Michael Meuser (Hrsg.), *Männlichkeit und soziale Ordnung* (S. 27–48). Opladen: Leske + Budrich.
- Lamont, Michèle & Fournier, Marcel. (Hrsg.). (1992). *Cultivating Differences. Symbolic Boundaries and the Making of Inequality*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lengersdorf, Diana. (2009). Zur Relevantsetzung von Geschlecht im Arbeitsalltag einer Internetagentur. In Brigitte Aulenbacher, Mechthild Bereswill, Martina Löw, Michael Meuser, Gabriele Mordt, Reinhild Schäfer & Sylka Scholz (Hrsg.), *FrauenMänner-Geschlechterforschung. State of the Art* (S. 278–288). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Ludwig, Gundula; Sauer, Birgit & Wöhl, Stefanie. (Hrsg.). (2009). *Staat und Geschlecht. Grundlagen und aktuelle Herausforderungen feministischer Staatstheorie*. Nomos: Baden-Baden.
- Luhmann, Niklas. (1988). Männer, Frauen und George Spencer Brown. *Zeitschrift für Soziologie*, 17(1), 47–71.
- Lutz, Helma. (2007). *Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung*. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Majdanski, Nicole. (2012). *Männer ‚doing‘ Gender! Väter in Elternzeit*. Freiburg: Centaurus
- Marx, Karl. (1976a). Zur Judenfrage. In Karl Marx & Friedrich Engels, *Werke*. Bd. I. Berlin: Dietz.
- Marx, Karl. (1976b). Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. In Karl Marx & Friedrich Engels, *Werke*. Bd. I. Berlin: Dietz.
- Meuser, Michael. (1998). Gefährdete Sicherheit und pragmatische Arrangements. Lebenszusammenhänge und Deutungsmuster junger Männer. In Mechthild Oechsle & Birgit Geissler (Hrsg.), *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis* (S. 237–256). Opladen: Leske + Budrich.
- Meuser, Michael. (2010). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Wiesbaden: VS.
- Meuser, Michael & Scholz, Sylka. (2005). Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive. In Martin Dinges (Hrsg.), *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute* (S. 211–227). Frankfurt/Main, New York: Campus.

- Michalek, Ruth. (2009). Gruppendiskussionen mit Grundschulern. In Jürgen Budde & Ingelore Mammes (Hrsg.), *Jungenforschung empirisch. Zwischen Schule, männlichem Habitus und Peerkultur* (S. 47–72). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Nickel, Hildegard Maria. (2007). Tertiärisierung, (Markt-)Individualisierung, soziale Polarisierung – neue Konfliktlagen im Geschlechterverhältnis? In Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobsen & Susanne Völker (Hrsg.), *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog* (S. 27–44). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Pasero, Ursula. (2004). Systemtheorie. Perspektiven in der Genderforschung. In Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 217–221). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“. (Hrsg.). (1995). *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Puchert, Ralf; Gärtner, Marc & Höyng, Stephan. (2005). *Work Changes Gender. Men and Equality in the Transition of Labour Forms*. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Reckwitz, Andreas. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 32(4), 282–301.
- Reckwitz, Andreas. (2004). Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler. In Karl Hörning (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis* (S. 40–54). Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas. (2006). *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück.
- Sander, Kirsten. (2008). Machtspiele im Krankenhaus. ‚Doing gender‘ oder ‚doing profession‘? In *Forum Qualitative Sozialforschung* 9/1 (Art. 4, nicht pagiert). Zugriff am 22. Juli 2014 unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/323/708.
- Schatzki, Theodore. (1996). *Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: University Press.
- Schmidt, Robert. (2012). *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin: Suhrkamp.
- Scholz, Sylka. (2008). Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei ostdeutschen Männern. Paradoxe Identitätskonstruktionen. In Nina Baur & Jens Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 105–121). Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Teubner, Ulrike. (2009). Verfahrensvorschlag: Historische Rekonstruktion der Sozialen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern – kein Thema innerhalb der Systemtheorie? In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik* (S. 288–316). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Thorne, Barrie. (1993). *Gender Play. Girls and Boys in School*. Buckingham: Open University Press.
- Veil, Mechthild. (2003). Kinderbetreuungskulturen in Europa: Schweden, Frankreich, Deutschland. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, (44), 12–22.
- Wehrich, Margit & Dunkel, Wolfgang. (2007). Doing Gender in der interaktiven Arbeit – ein handlungstheoretischer Vorschlag zur Verbindung der Geschlechter- und Arbeitssoziologie. In Brigitte Aulenbacher, Maria Funder, Heike Jacobsen & Susanne Völker (Hrsg.), *Arbeit*

- und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog* (S. 61–77). Wiesbaden: VS-Verlag.
- Weiß, Anja. (2001). Rassismus als symbolisch vermittelte Dimension sozialer Ungleichheit. In Anja Weiß, Cornelia Koppetsch, Albert Scharenberg & Oliver Schmidtke (Hrsg.), *Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit* (S. 79–108). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- West, Candace & Fenstermaker, Sarah. (1995). Doing Difference. *Gender & Society*, 9(1), 8–37.
- West, Candace & Zimmerman, Don. (1987). Doing Gender. *Gender & Society*, 1(2), 125–151.
- Wetterer, Angelika. (2003). Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2* (S. 286–318). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Zur Person

Linus Westheuser, B. A., Student, Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie sozialer Bewegungen, Gewaltsoziologie, Gender Studies.

Kontakt: Humboldt-Universität zu Berlin, Lehrbereich Allgemeine Soziologie, Unter den Linden 6, 10099 Berlin

E-Mail: linus.westheuser@gmail.com

Deutsche biomedizinische Forschung: auf beiden Augen geschlechterblind?!

Zusammenfassung

Gegenstand dieses Beitrags ist die Integration der Geschlechterperspektive in die biomedizinische Forschung. Es wird der Frage nachgegangen, ob und inwieweit ein Geschlechterbewusstsein, das beiden Geschlechtern (männlichen und weiblichen Individuen) gerecht wird, in den Fachorganisationen der biomedizinischen Forschung, in den Fachgesellschaften, Förderorganisationen und Fachzeitschriften verbreitet ist. Dadurch hat dieser Beitrag auch eine wissenschaftspolitische Bedeutung und Zielsetzung.

Wir haben die Situation einer geschlechterdifferenzierenden biomedizinischen Forschung in Deutschland mithilfe einer anonymen Umfrage bei den relevanten Fachorganisationen analysiert. Diese Untersuchung ergab, dass Fachgesellschaften, Förderorganisationen und Fachzeitschriften die Integration der Geschlechterperspektive in die biomedizinische Forschung als wichtig erachten. In der Praxis planen sie jedoch weder gegenwärtig noch in Zukunft eine Änderung der Leitlinien für die Forschenden.

Dementsprechend ergab eine Analyse von Veröffentlichungen des vom BMBF geförderten „Nationalen Bernstein Netzwerks Computational Neuroscience“, die sich mit neurowissenschaftlichen Studien am Menschen beschäftigten, dass keine geschlechterdifferenzierte Datenauswertung stattfand. Die Begutachtungsrichtlinien für Forschungsanträge und Publikationen der Förderorganisationen und Zeitschriften mit Sitz in Deutschland müssen daher verändert werden. Auf lange Sicht gesehen wird nur eine frühzeitige Integration von geschlechterdifferenzierten Forschungsbefunden in die grundständige Lehre der Medizin und Naturwissenschaften zu einem Umdenken bei den Forschenden führen.

Schlüsselwörter

Sex, Gender, biologisches Geschlecht, soziales Geschlecht, Geschlechteraspekte

Summary

German biomedical research: Gender blind on both eyes?!

This article focuses on the process of integrating the gender perspective into biomedical research. We aim to investigate the level of sex/gender awareness in specialist associations, research funding agencies and trade journals. The results of this article thus also have an impact on science policy.

The status quo of sex/gender awareness in these organizations was assessed by means of an anonymous survey. We found that even though integrating sex and gender into biomedical research was claimed to be of importance, none of the organizations surveyed intends to include sex/gender aspects in its guidelines and policies – either now or in the future.

Accordingly, an analysis of neuroscientific studies of human subjects stemming from research conducted by the National Bernstein Network for Computational Neuroscience, which is funded by the German Federal Ministry of Education and Research, revealed that sex/gender-differentiated data evaluation was not performed. As a consequence, guidelines for evaluating research grant applications as well as for reviewing papers for publication need to be revised in the German research landscape. In the long run only integrating sex/gender issues in basic and clinical teaching in medicine and the life sciences will lead to change in medical and biomedical research.

Keywords

sex, gender, gender aspects

Einleitung

Im Mai 2014 veröffentlichte die renommierte naturwissenschaftliche Fachzeitschrift *Nature* eine Ankündigung des US-amerikanischen „National Institutes of Health“ (NIH)¹, eine Neugestaltung der Förderrichtlinien vorzubereiten. Das NIH ist mit einem jährlichen Budget von 29 Milliarden US-Dollar für die biomedizinische Forschung der wichtigste Fördermittelgeber in den USA und auch weltweit. Dies entspricht einem Anteil von 28 Prozent der gesamten Ausgaben für die biomedizinische Forschung in den USA. Nachdem das NIH bereits 1993 im „Revitalization Act“ beschlossen hatte, Frauen und Männer zu gleichen Anteilen in klinische Studien einzubeziehen, zielt die neue Erklärung des NIH darauf, künftig auch eine gleiche Anzahl männlicher und weiblicher Versuchstiere und Zelllinien beiderlei Geschlechts in präklinischen Studien als Voraussetzung für die Förderung beantragter Projekte durchzusetzen (Clayton/Collins 2014). Dies soll ab Oktober 2014 phasenweise umgesetzt werden. Neben der Implementierung von Veränderungen im Antragsverfahren werden Trainingsmodule zum Thema „Versuchsplanung“ zur Verfügung gestellt, um MitarbeiterInnen des NIH, AntragstellerInnen, NachwuchswissenschaftlerInnen und GutachterInnen der Forschungsanträge zu diesem Themenkomplex weiterzubilden; Verlage bzw. die HerausgeberInnen von Fachzeitschriften sollen ebenfalls miteinbezogen werden (Clayton/Collins 2014).

Die Berücksichtigung von zwei Geschlechtern in der medizinischen Forschung und klinischen Medizin ist von eminenter Bedeutung. So profitieren z. B. von der Einnahme von Aspirin als empfohlener Prävention gegenüber Herzinfarkten ausschließlich Männer, Frauen jedoch nicht (Ridker et al. 2005). Generell leiden Frauen deutlich häufiger als Männer unter Nebenwirkungen von vielen Medikamenten (Franconi et al. 2007; vgl. auch Schiebinger/Klinge 2013.). Wir betonen hier, dass die Berücksichtigung der dualen Geschlechterkonzeption im Mainstream der biomedizinischen Forschung und Praxis bereits ein deutlicher Fortschritt gegenüber der bisher trügerischen Annahme einer Geschlechtsneutralität wäre. Im Verständnis der Geschlechterforschung wären unsere Untersuchungen der Kategorie ‚sex‘ zuzuordnen. Die epigenetische Forschung hat gleichwohl viele Befunde geliefert, dass auch die Gene umweltabhängig beeinflussbar sind, sodass zwischen ‚sex‘ als dem biologischen Geschlecht und ‚gender‘ als dem sozialen Geschlecht keine scharfe Trennlinie besteht. Die Geschlechterperspektive in ihrer gesamten Komplexität in der biomedizinischen Forschung zu thematisieren, hätte in diesem Fall eine Überforderung bedeutet. Wir gehen in diesem Beitrag von einer dualen Geschlechterkonzeption aus, wobei mit diesem binären Konzept auch Differenzen innerhalb der jeweiligen Geschlechtergruppe beobachtet werden können, sodass letztlich eine individualisierte Vielfalt absehbar werden könnte. Die Begriffe ‚Faktor Geschlecht‘ und ‚Geschlechterperspektive‘ werden in diesem Beitrag gleichbedeutend benutzt, auch wenn sie in der Geschlechterforschung differenziert verwendet werden.

Eine Reihe von beeindruckenden Studien zeigt darüber hinaus, dass bei vielen Krankheiten vergleichbare Geschlechterunterschiede bei Mensch und Tier auftreten. So sind beispielsweise Leberzellkarzinome sowohl bei Nagern als auch bei Menschen vermehrt bei männlichen Individuen zu finden. In Nagern konnte nachgewiesen werden, dass die Regulierung bestimmter Gene in der Leber durch Geschlechtshormone

1 www.nih.gov.

(Östrogen oder Testosteron) beeinflusst wird und dies bei weiblichen Mäusen zu einer Resistenz gegenüber Leberzellkarzinomen führt, bei männlichen Mäusen dagegen zu deren Entstehung. Bei Menschen konnte ebenfalls ein Zusammenhang zwischen eben diesen Genen und einer geschlechterdifferenten Entwicklung von Leberzellkarzinomen beobachtet werden (Li et al. 2012). In diesem Kontext ist die Ankündigung des NIH als bedeutender Durchbruch mit potenziell großer Wirkung zu werten.

Wie sieht nun die Situation in Deutschland aus? Anders als in den USA gibt es hier keinerlei Richtlinien für klinische Studien, die die Anzahl der eingesetzten Versuchspersonen nach Geschlecht regeln würden, ganz zu schweigen von Tierversuchen oder Experimenten mit Zellkulturen. In Deutschland gibt es einige wenige WissenschaftlerInnen, die für einen differenzierten Umgang mit dem Faktor Geschlecht und dessen Integration in die klinische und biomedizinische Forschung plädieren. Ein Beispiel ist der vom Bundesministerium für Forschung und Technologie (BMBF) geförderte Verbund „Geschlechtersensible Forschung in Epidemiologie, Neurowissenschaften und Genetik/Tumorforschung“², der sich das Ziel gesetzt hat, zur Integration der Geschlechterperspektive in die medizinische Forschung beizutragen.

Die beiden Teilprojekte „Genetik/Tumorforschung“ (FKZ 01FP1062/1063) und „Neurowissenschaften“ (FKZ 01FP1060/61) dieses Verbundes haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Einstellungen gegenüber geschlechterdifferenzierender Forschung von Organisationen zu untersuchen, die den Forschungsprozess in ihren Fachgebieten in Deutschland nachhaltig beeinflussen. Dazu wurde von beiden Teilprojekten vor zwei Jahren eine anonyme Umfrage bei entsprechenden Fachgesellschaften, Förderinstitutionen und Fachzeitschriften durchgeführt und durch das Teilprojekt „Neurowissenschaften“ des Weiteren evaluiert, wie der Faktor Geschlecht im „Nationalen Bernstein Netzwerk Computational Neuroscience“ (NNCN)³ (im Folgenden: Bernstein-Netzwerk), ebenfalls vom BMBF gefördert, berücksichtigt wird. Dieses Bernstein-Netzwerk führt lokale Forschungszentren und Arbeitsgruppen mit dem Ziel zusammen, die Funktionsweise des Gehirns mithilfe unterschiedlicher interdisziplinärer Forschungsansätze zu verstehen und damit langfristig die Patientenversorgung zu verbessern.

Experimentelles Design

Befragung von Fachgesellschaften, Förderorganisationen und Fachzeitschriften in Deutschland

Für diese Untersuchung wurden repräsentative AkteurInnen aus den Fachgesellschaften, Förderorganisationen und Fachzeitschriften im thematischen Bereich beider Projekte der Neurowissenschaften und der Tumorforschung/Genetik durch Internetrecherchen identifiziert und schließlich 35 Institutionen angeschrieben. Mithilfe der Internetplattform SurveyMonkey⁴ wurden in Zusammenarbeit mit dem dritten Teilprojekt „Epi goes

2 www.epimed-gender.net.

3 www.nncn.de/de.

4 <http://de.surveymonkey.com>.

Gender“ (FKZ 01FP1229/30) separate Fragebögen für den jeweiligen Organisationstyp erstellt⁵. Die Umfrage fand anonymisiert statt und wurde vom 10. Juli bis zum 30. September 2012 durchgeführt.

Analyse des wissenschaftlichen Outputs des „Nationalen Bernstein Netzwerks Computational Neuroscience“ (NNCN)

Um den wissenschaftlichen Output des Bernstein-Netzwerks auf den uns interessierenden ‚Faktor Geschlecht‘ hin zu untersuchen, wurden 29 Projekte dieses Netzwerks mit dem Hauptauswahlkriterium Studien am Menschen analysiert. Mithilfe von PubMed⁶ und anderen Wissenschaftsdatenbanken wurden die Literatur dieser Projekte zusammengetragen und sowohl der Projektträger als auch die Koordinationsstelle des Bernstein-Netzwerkes um Mitwirkung gebeten. Alle identifizierten Veröffentlichungen wurden daraufhin geprüft, ob sie beide Geschlechter explizit berücksichtigten. 448 Veröffentlichungen wurden auf diese Weise ermittelt und entsprechend analysiert.

Ergebnisse der Befragung und Auswertung der Publikationen

Die Befragung der entsprechenden Organisationen sollte die Einstellung gegenüber der Integration des ‚Faktors Geschlecht‘ in der biomedizinischen Forschung in Deutschland im Bereich der Neurowissenschaften bzw. Tumorforschung/Genetik analysieren. Ziel war es, herauszuarbeiten, was bereits erreicht wurde und welche Defizite noch vorhanden sind, um zukünftige forschungspolitische Handlungsfelder aufzuzeigen.

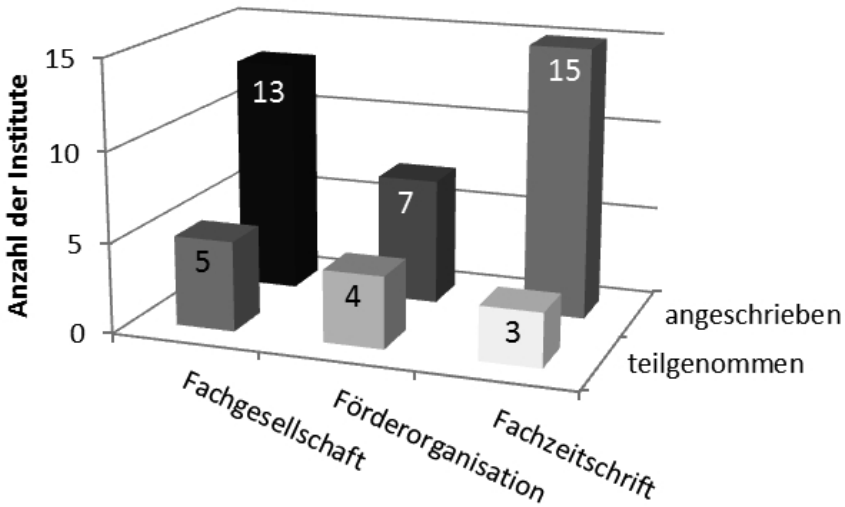
Befragung von Fachgesellschaften, Förderorganisationen und Fachzeitschriften in Deutschland

An der Umfrage nahm ein Drittel der 32 angeschriebenen Institutionen teil: fünf Fachgesellschaften, vier Förderorganisationen und drei Zeitschriften aus den Neurowissenschaften und der Genetik/Tumorforschung (vgl. Abbildung 1).

5 Detaillierte Fragebögen unter www.epimed-gender.net.

6 www.ncbi.nlm.nih.gov/pubmed.

Abbildung 1: Angeschriebene und teilnehmende Organisationen des Wissenschaftsbetriebes



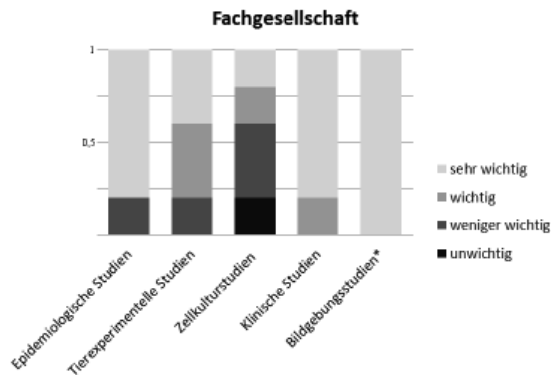
Quelle: eigene Darstellung.

Die Umfrage bei den AkteurInnen ergab, dass in den Fachgesellschaften die „geschlechtersensible Forschung“ für wichtig erachtet wird. Dies trifft für die Förderorganisationen und Zeitschriften indes nur in geringem Maße zu. Auch in Bezug auf die Integration des ‚Faktors Geschlecht‘ bzw. der Geschlechterperspektive in die biomedizinische Forschung zeichnet sich kein einheitlicher Trend zwischen den Organisationen ab; innerhalb der Organisationen ist man sich ebenfalls eher uneins. Nach Meinung der teilnehmenden Organisationen sollte vor allem bei Studien an Menschen (z. B. Epidemiologie, klinische Studien und Bildgebung) der ‚Faktor Geschlecht‘ untersucht werden. In Tierstudien und bei der Forschung an Zellkulturen wird dies dagegen als vernachlässigbar angesehen. Vor allem aber herrscht eine Diskrepanz zwischen der Aussage, das Geschlecht sei wichtig, und der Umsetzung in die Praxis. Keine der befragten Organisationen strebt eine klare Aussage an, wie mit dem ‚Faktor Geschlecht‘ in den Leitlinien umgegangen werden soll. Zeitschriften, FördermittelgeberInnen und Fachgesellschaften möchten die Annahme von Publikationen oder die Vergabe von Fördermitteln und Wissenschaftspreisen nicht auch noch von der Berücksichtigung des Geschlechts in den Forschungsprojekten abhängig machen (vgl. Abbildung 2).

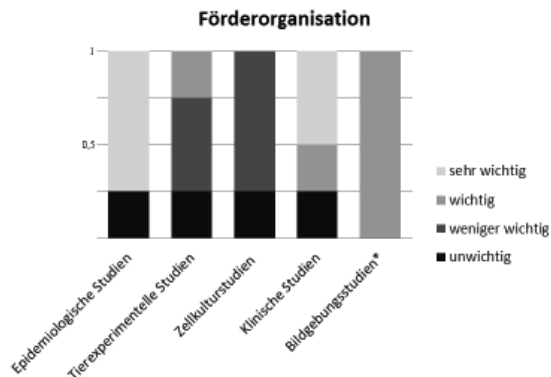
Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Integration der Geschlechterperspektive in neurowissenschaftliche bzw. onkologische Forschungskonzepte von den Wissenschaftsorganisationen weder empfohlen noch honoriert wird; dies ist auch für die Zukunft nicht geplant.

Abbildung 2: Antworten auf die Frage: „Wie wichtig erscheint es Ihnen, dass in der biomedizinischen Forschung beide Geschlechter untersucht werden in den angegebenen Studientypen?“

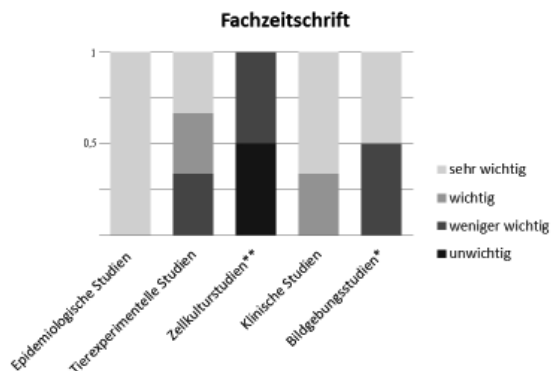
A



B



C



Angaben umfassen die Antworten von fünf Fachgesellschaften (A), vier Förderorganisationen (B) und drei Zeitschriften (C); * Studientyp wurde nur im Teilprojekt „Geschlechtersensible Konzepte in den Neurowissenschaften“ abgefragt; ** eine Enthaltung; Quelle: eigene Darstellung.

Analyse des wissenschaftlichen Outputs des „Nationalen Bernstein Netzwerks Computational Neuroscience“ (NNCN)

Welche Einstellung die Forschenden selbst zur Geschlechterthematik haben, sollte exemplarisch anhand einer Output-Analyse des Bernstein-Netzwerks eruiert werden. Für die Auswertung wurden Artikel der Jahre 2008 bis 2014 berücksichtigt, die sich mit Studien am Menschen beschäftigen und keine Reviews waren. Wir konnten von 448 Artikeln 25 in die weitere Analyse einschließen. Von diesen 25 Studien machen fünf keinerlei Angaben zum Geschlecht der Versuchspersonen. Die restlichen Artikel weisen zwar eine Nennung der Geschlechter auf, aber in keinem der untersuchten Fälle wurden die Daten geschlechterdifferenziert ausgewertet. Nach inhaltlicher Prüfung wäre dies indes in jeder der analysierten Studien sinnvoll gewesen. Sex- und Genderaspekte werden weder diskutiert noch findet sich eine Begründung, warum diese Faktoren nicht berücksichtigt/integriert wurden. Daraus folgt, dass eine geschlechterdifferenzierte Datenauswertung in den im Rahmen des Bernstein-Netzwerks entstandenen neurowissenschaftlichen Artikeln nicht stattfindet.

Diskussion der Befunde

Warum gelingt es einer der größten forschungsfördernden Institutionen in den USA und der Welt, Änderungen in den Vorgaben ihrer Mittelvergabe für Forschungsanträge durchzuführen, während in Deutschland noch nicht einmal ein Bewusstsein für deren Notwendigkeit besteht?

Zum Teil scheint dies mit Missverständnissen in der biomedizinischen Forschung gegenüber dem Geschlechterthema generell zu tun zu haben, da dieses Thema häufig immer noch als Gleichstellungsmaßnahme im Beruf (Chancengleichheit von Frau und Mann) oder – unserer Erfahrung nach – als ‚reine Frauenforschung‘ verstanden wird, nicht dagegen als Qualitätsmerkmal der eigenen Forschungskonzeption.

In den USA gibt es außerdem einen zeitlichen Vorsprung, da das NIH bereits 1993 im „Revitalization Act“ festgelegt hat, dass in klinische Studien Frauen und Minderheiten einbezogen werden müssen. Unsere Umfrage hat dagegen gezeigt, dass die Bewilligung von Forschungsgeldern in Deutschland gegenwärtig nicht von der Geschlechterzusammensetzung der Studienpopulation abhängig gemacht wird und dies auch in Zukunft nicht vorgesehen ist. Nach unserer Umfrage im Bernstein-Netzwerk ergaben Internetrecherchen, dass die Förderung von klinischen Studien bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), beim Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und bei der Deutschen Krebshilfe (Leitfaden klinische Studien & Normalverfahren Deutsche Krebshilfe) nicht von der Berücksichtigung geschlechterausgeglichener Studienpopulationen und einer nachfolgenden geschlechtergetrennten Analyse abhängt. In den Leitlinien für Antragstellende klinischer Studien bei der DFG und dem BMBF ist lediglich zu lesen: „Justify the population to be studied and include reflections on generalisability and representativeness“ (BMBF 2013; DFG 2014).

Einschränkende Anmerkungen und Desiderata

Bei dieser Bestandsaufnahme muss berücksichtigt werden, dass sich unsere Umfrage ausschließlich auf die beiden Disziplinen Neurowissenschaft und Genetik/Tumorforschung bezogen hat. Trotz der Rückmeldequote von einem Drittel stellt die geringe TeilnehmerInnenzahl eine Begrenzung der Aussagekraft der Ergebnisse dar, die sich somit nicht auf die gesamte biomedizinische Forschungslandschaft übertragen lassen.

Ebenso können wir keine endgültige Aussage über die Integration der Geschlechterperspektive in die aktuellen Forschungsstudien des Bernstein-Netzwerks treffen. Bei der Recherche und der Anfrage nach Literatur sind wir teils auf nicht begründete Widerstände gestoßen. Es konnte zwar mithilfe des Projektträgers ein Großteil der Literatur der bereits abgeschlossenen Projekte zusammengestellt werden, jedoch ergab sich keine Zusammenarbeit zwischen unserem Verbund und der Koordinationsstelle des Netzwerks im Hinblick auf die noch laufenden Projekte.⁷ Dennoch wird deutlich: Das Geschlecht spielt entgegen vorliegender Forschungsbefunde als Determinante bei der Wissensgenerierung in der biomedizinischen Forschung bisher kaum eine Rolle.

Im Gegensatz zum „National Institute of Health“, das eine ‚geschlechtersensible‘ Forschungskonzeption zu einer Bedingung für die Bewilligung von Forschungsprojekten macht, wird die Berücksichtigung von Geschlechteraspekten in Deutschland von den Wissenschaftsorganisationen, die den Forschungsprozess steuern, weder empfohlen noch honoriert und erstaunlicherweise auch nicht geplant. Dies ist umso verwunderlicher, da in der staatlichen Forschungsförderung von immer mehr Ländern der westlichen Welt, z. B. Kanada, Irland und den Niederlanden, Strategien zur Implementierung der Geschlechterperspektive in die biomedizinische Forschung auf den Weg gebracht werden. Durch diese Nichtbeachtung wird ein substanzieller Anteil an Forschungsgeldern vergeudet (Johnson et al. 2014). Einige Zeitschriften außerhalb Deutschlands haben dies bereits umgesetzt, andere überlegen, dies in die Begutachtungsrichtlinien zu integrieren (Stanford 2014; Leopold et al. 2014)⁸. Es müssten aber alle wichtigen Zeitschriften in dieser Weise reagieren, um die Forschungslandschaft langfristig zu prägen.

Für eine biomedizinische Forschung in Deutschland, die beide Geschlechter berücksichtigt und damit den Nutzen geschlechterdifferenzierender Forschung fördert, sind folgende Lösungsansätze vorstellbar:

- Als wichtigste Maßnahme sollten/müssten die Begutachtungsrichtlinien für Forschungsanträge und Publikationen – sowohl bei Förderorganisationen als auch bei Zeitschriften mit Sitz in Deutschland – verändert werden.
- Abgesehen davon führt nur eine frühzeitige Integration von geschlechterdifferenzierenden Forschungsbefunden in die grundständige Lehre der Medizin und Naturwissenschaften zu einem Umdenken bei den Forschenden und den Wissenschaftsorganisationen und hätte so das Potenzial, die medizinische Versorgung beider

7 Wiederholte Anfragen an einen Teil der ProjektleiterInnen blieben unbeantwortet oder wurden abgelehnt. So konnte nur ein Ausschnitt des wissenschaftlichen Outputs des Bernstein-Netzwerks ausgewertet werden. Dies ist umso erstaunlicher, als beide Projekte vom BMBF gefördert wurden.

8 „Our editorial board will continue to evaluate whether and when guidelines like these should become requirements. For now, we will consider the scientific reporting of sex- and gender-related findings an important element of the papers we consider for publication“ (Leopold et al. 2014).

Geschlechter zu verbessern (Pfeleiderer 2012). Dies ist der nachhaltigste Prozess, zugleich aber auch langwierig.

Wir erwarten, dass die Umsetzung solcher Forderungen in Deutschland eher auf Widerstand als auf Verständnis stoßen wird. Auch in den USA wird eine gewisse Schwerfälligkeit und Sturheit bei der Umsetzung erwartet (Rabin 2014). Wenn sich die deutsche Forschungslandschaft allerdings nicht rechtzeitig an die neue Entwicklung anpasst, wird es für die beteiligten WissenschaftlerInnen in Zukunft schwieriger werden, die eigenen Forschungsergebnisse in hochrangigen internationalen Zeitschriften zu veröffentlichen. Die weitgehende Nichtberücksichtigung dieses Themas in den Stammorganisationen sowie seine Überbetonung in neu gegründeten Organisationen und Zeitschriften, die sich ausschließlich mit geschlechterbezogenen Inhalten beschäftigen, stehen einer selbstverständlichen Integration beider (oder mehrerer) Geschlechter in die Forschung im Weg. Dies kann sich langfristig nur negativ auf die Gesundheitsversorgung in Deutschland auswirken. Denn nur durch die Integration von Sex und Gender in die experimentellen Konzepte wird es künftig möglich sein, die biologische Variation bei der Präsentation von Symptomen und Krankheiten ausreichend zu erklären und damit Ergebnisse der Laborforschung effektiv in der klinischen und in der Präventionsmedizin umzusetzen.

Diese Forschung wurde vom BMBF gefördert. Der vorliegende Bericht wurde von den beiden Teilprojekten „Genetik/Tumorforschung“ (FKZ 01FP1062/1063) und „Neurowissenschaften“ (FKZ 01FP1060/61) des Verbundes „Geschlechtersensible Forschung in Epidemiologie, Neurowissenschaften und Genetik/Tumorforschung“ verfasst.

Wir bedanken uns recht herzlich bei Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel für die konstruktive Unterstützung bei der Revision dieses Beitrags.

Literaturverzeichnis

- Bundesministerium für Bildung und Forschung. (Hrsg.). (2013). *Leitfaden klinische Studien*. Zugriff am 18. Juni 2014 unter www.gesundheitsforschung-bmbf.de/_media/Leitfaden_Klinische_Studien_20130320.pdf.
- Clayton, Janine A. & Collins, Francis S. (2014). Policy: NIH to balance sex in cell and animal studies. *Nature*, 509(7500), 282–283.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft. (Hrsg.). (2014). *Leitfaden klinische Studien*. Zugriff am 11. Juni 2014 unter www.dfg.de/formulare/17_02/17_02_en.pdf.
- Deutsche Krebshilfe. (Hrsg.). (2013). *Leitfaden klinische Studien*. Zugriff am 18. Juni 2014 unter www.krebshilfe.de/fileadmin/Inhalte/Downloads/PDFs/Foerderung/od/Leitfaden_Therapie_Mai_2013.pdf.
- Deutsche Krebshilfe. (Hrsg.). (2014). *Leitfaden Normalverfahren*. Zugriff am 18. Juni 2014 unter www.krebshilfe.de/fileadmin/Inhalte/F%C3%B6rderung/DKH_Leitfaden_Normalverfahren_Forschung.pdf.
- Franconi, Flavia; Brunelleschi, Sandra; Steardo, Luca & Cuomo, Vincenzo. (2007). Gender differences in drug responses. *Pharmacological Research*, 55(2), 81–95.
- Johnson, Joy; Sharman, Zena; Vissandjee, Bilkis & Stewart, Donna E. (2014). Does a change in health research funding policy related to the integration of sex and gender have an impact? *Public Library of Science one*, 9(6), e99900.

- Kindler-Röhrborn, Andrea & Metz-Göckel, Sigrid. (Hrsg.). (2015). Sex und Gender in der biomedizinischen Forschung. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 7(2).
- Leopold, Seth S.; Beadling, Lee; Dobbs, Matthew B.; Gebhardt, Mark C.; Lotke, Paul A.; Manner, Paul A.; Rinnac, Clare M. & Wongworawat, Montri D. (2014). Fairness to All: Gender and Sex in Scientific Reporting. *Clinical Orthopaedics and Related Research*, (472), 391–392.
- Li, Zhaoyu; Tuteja, Geetu; Schug, Jonathan & Kaestner, Klaus H. (2012). Foxa1 and Foxa2 are essential for sexual dimorphism in liver cancer. *Cell*, 148(1–2), 72–83.
- Pfleiderer, Bettina; Burghaus, Désirée; Bayer, Gudrun; Kindler-Röhrborn, Andrea; Heue, Matthias & Becker, Jan C. (2012). Integration of gender-specific aspects into medical curricula – status quo and future perspectives. *GMS Zeitschrift für Medizinische Ausbildung*, 29(5), Doc65.
- Rabin, Roni C. (2014). *Labs Are Told to Start Including a Neglected Variable: Females*. Zugriff am 18. Juni 2014 unter www.nytimes.com/2014/05/15/health/nih-tells-researchers-to-end-sex-bias-in-early-studies.html.
- Revitalization Act. (1993). Zugriff am 11. Juni 2014 unter <http://orwh.od.nih.gov/about/pdf/NIH-Revitalization-Act-1993.pdf>.
- Ridker, Paul M.; Cook, Nancy R.; Lee, I-Min; Gordon, David; Gaziano, Michael; Manson, JoAnn E.; Hennekens, Charles H. & Buring, Julie E. (2005). A randomized trial of low-dose aspirin in the primary prevention of cardiovascular disease in women. *The New England Journal of Medicine*, (352), 1293–1304.
- Schiebinger, Londa & Klinge, Ineke. (2013). *Gendered Innovations. How Gender Analysis Contributes to Research* (Report of the Expert Group “Innovation through Gender”). Luxemburg: Publications Office of the European Union. Zugriff am 12. April 2015 unter http://ec.europa.eu/research/science-society/document_library/pdf_06/gendered_innovations.pdf.
- Stanford. (2014). *Sex and Gender Analysis Policies of Peer-Reviewed Journals*. Zugriff am 25. Juni 2014 unter <http://genderinnovations.stanford.edu/sex-and-gender-analysis-policies-peer-reviewed-journals.html>.

Zu den Personen

Anja Meister, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin. Institut für Pathologie, Universitätsklinikum Essen und Institut für klinische Radiologie, Uniklinikum Münster. Arbeitsschwerpunkte: Wissensschaftsmanagement.

Kontakt: Universitätsklinikum Essen, Institut für Pathologie, Hufelandstraße 55, 45122 Essen

Andrea Kindler-Röhrborn, PD Dr., Leiterin der Arbeitsgruppe „Molekulare Tumorpräventionsforschung“. Arbeitsschwerpunkte: Genetik und Physiologie des Krebsrisikos.

Kontakt: Universitätsklinikum Essen, Institut für Pathologie, Hufelandstraße 55, 45122 Essen

E-Mail: andrea.kindler@uk-essen.de

Bettina Pfleiderer, Prof. Dr., Institut für klinische Radiologie, Uniklinikum Münster. Arbeitsschwerpunkte: Einfluss des Geschlechts auf Hirnfunktionen, geschlechtssensible Lehre in der Medizin.

Kontakt: Universitätsklinikum Münster, Institut für klinische Radiologie, AG Cognition & Gender, Albert-Schweitzer-Campus 1, Gebäude A16, 48149 Münster

E-Mail: pfleide@uni-muenster.de

Tagungsberichte

Eva Maria Hinterhuber, Veronica Vasterling

Gender and Diversity Studies in European Perspectives.

International conference, 8–10 January 2015,
Rhine-Waal University of Applied Sciences, Kleve

Zusammenfassung

Gender und Diversity Studies aus europäischen Perspektiven. Internationale Konferenz, 8. bis 10. Januar 2015, Hochschule Rhein-Waal, Kleve

Vom 8. bis 10. Januar fand an der Hochschule Rhein-Waal in Kleve die internationale Konferenz „Gender and Diversity Studies in European Perspectives“ statt. Die hier diskutierten Themen reichten von Fragen nach der Umsetzung und dem Wandel von Gender- und Diversity-Strategien in spezifischen Feldern, Institutionen und europäischen Regionen über stärker theoretisch ausgerichtete Untersuchungen von Diversitäts- und Intersektionalitätskonzepten bis zu Handlungsempfehlungen für zukünftige Schritte. Die Konferenz zeigte die Notwendigkeit auf, die Analyseinstrumente der Gender und Diversity Studies zu schärfen und politische Allianzen über Differenzlinien hinweg auszuhandeln, um Stillstand und Backlash zu überwinden.

Schlüsselwörter

Gender, Diversity, Intersektionalität, Ungleichheit, Gleichheit

Summary

The Rhine-Waal University of Applied Sciences in Kleve hosted the international conference on “Gender and Diversity Studies in European Perspectives” from 8 to 10 January 2015. Topics discussed at the conference ranged from the implementation and vicissitudes of gender and diversity policies in specific fields, institutions and European regions, to more theoretical examinations of the concepts of diversity and intersectionality, and proposals for going forward. The conference highlighted the need to sharpen the analytical instruments of gender and diversity studies and to negotiate political alliances across lines of difference in order to overcome stagnation and backlash.

Keywords

gender, diversity, intersectionality, inequality, equality

Introduction¹

The Rhine-Waal University of Applied Sciences in Kleve hosted the international conference on “Gender and Diversity Studies in European Perspectives” from 8 to 10 January 2015. The international event was organized by Ingrid Jungwirth (Rhine-Waal University of Applied Sciences) and Carola Bauschke-Urban (Fulda University of Applied Sciences) in cooperation with the Institute for Gender Studies at the Radboud University Nijmegen (Netherlands) and was funded by the German research funding organization DFG and the EU (Euregio/Interreg), among others.

¹ Eva Maria Hinterhuber would like to thank Manuela Beyer for her support.

The conference attendees fitted the topic perfectly: For a conference dedicated to diversity, it was a particularly rewarding experience to witness a young and mixed audience, whose contributions to the discussions were, moreover, both of a high standard and refreshing. The discussions were on a par with the stimulating programme, which did justice to the theme. Many regions of Europe and its borders were represented, with scientists coming from Turkey, the Netherlands, the United Kingdom, Tunisia, Sweden and Russia, for instance. There was also, of course, a fair share of German scholars and activists. Topics discussed at the conference ranged from the implementation and vicissitudes of gender and diversity policies in specific fields, institutions and European regions, to more theoretical examinations of the concepts of diversity and intersectionality, and proposals for going forward.

Following the observation by *Ute Klammer* (University of Duisburg-Essen) that gender and diversity are not just about business cases, but also about social and gender justice and participation rights, we would like to propose that gender and diversity studies has two aims. On the one hand, gender and diversity studies analyses prevailing gender and diversity orders, on the other hand, it envisions possibilities for overcoming intersecting inequalities.

In her inspiring opening lecture, *Ilse Lenz* (Ruhr University Bochum) paved the way for meeting this twofold goal. She presented a perceptive analysis of the dynamics of change in contemporary Europe, a Europe which is facing many crises, including the crisis of neoliberalism. Instead of defining diversity simply as consisting of groups with collective positionality, she introduced a critical diagnosis of diversity, indicating the challenge of intersecting inequalities for diversity studies. Neoliberal capitalism is a champion of diversity-cum-inequality. Across the world there is hardly a more diverse workforce in terms of race, gender, sexual orientation, class and cultural background than that in Wall Street and the City of London – due to the fact that discrimination is a waste of talent and, hence, money. In a market with a diversity of consumers, companies with a diverse workforce involved in decision-making processes make more profit. By reducing diversity to a range of different but homogenous identities, though, neoliberal utilitarianism makes structural inequalities invisible, for instance the structural inequality of meritocracy in which those with lower educational qualifications are the losers. Combining astute theoretical approaches with an emphasis on the importance of social action, Ilse Lenz made a plea for reconciling gender and social justice, for building coalitions of intersecting inequalities.

Looking back, some core questions crystallized in the course of the conference; our report will be guided by these questions:

1. How can European gender equality and anti-discrimination policy be revived after a period of stagnation?
2. How can the tension between (welcome) mobility and (negatively connoted) migration in EU-ropo be overcome from a gender and diversity perspective?
3. How can the backlash in EU Member States and beyond, a backlash fostered by conservative and also religious forces, be countered?
4. How can masculinities – both in their pro-gender and anti-feminist (anti-genderist) version – be conceived?

5. How can theoretical approaches within gender and diversity studies be improved and transferred from theory into practice?

1. How can European gender equality and anti-discrimination policy be revived after a period of stagnation?

The contributions to the panel on “Anti-discrimination law and policies” agreed on their assessment of stagnation and even on regression within EU gender equality policy. The contributions differed, however, as regards their conceptualization and contextualization of the common finding and suggestions for the future.

Anne van der Vleuten (Radboud University Nijmegen) presented a convincing model which contributes to a better understanding of the impact of EU gender equality policy. Based on an analysis of recent developments with respect to this policy, she proposed the following explanation for its stagnation and for its partial failure in recent years: Former successful coalitions and instruments are no longer as promising as they used to be – the velvet triangle has lost its effectiveness, and the chances of successfully catching an unwilling state in a pincer movement (i.e. putting it under pressure by supranational and domestic actors at the same time, cf. van der Vleuten 2005) in order to enforce gender equality have diminished. Instead, now is the time of experts. Gender equality (policy) needs to be reconstructed to fit into the new prevailing logic. Anne van der Vleuten also underlined the need to return to the very core of gender equality.

Petra Ahrens (Humboldt University Berlin) impressively traced the development from EU policy programmes to the latest “strategy for equality between woman and man 2010–2015”, which she considered to be a “useless tool” for achieving gender equality. She confirmed her colleague Anne van der Vleuten’s disillusioning assessment of the current state of EU gender equality policy and, linking her analysis to the aim of successful implementation, advocated “conflict, not compromise”, thereby supporting more confrontational and demanding action by gender-political social movements.

Looking back over five decades of (promoting) European gender equality policy, it seems that its promotion always reflected the EU’s multilevel system and governance. The supranational gender regime was taken forward by different actors: women’s movements, femocrats in European institutions and academia. The actors’ use of all levels, including the international one, has been framed as a ping pong effect (cf. Abels 2011), that is the strategic shift of arenas in the multi-level system and at the international level. Both speakers’ conclusions suggest that it is once more time for such a shift, to hand the baton over to social movement action.

In her lecture on gender equality law in the public sector in the UK, *Hazel Conley* (Queen Mary University of London) offered another promising way out of stagnation. Elucidating its character of reflexive legislation, she convincingly presented this kind of legislation as a paradigm shift and a potential next step in relation to equality law.

2. How can the tension between (welcome) mobility and (negatively connoted) migration in EU-ropo be overcome from a gender and diversity perspective?

On the topic of gender, labour migration and immigration policies, *Eleonore Kofmann* (Middlesex University London) made a case for a much more complex approach to gender and diversity, for example with regard to different sectors and contexts, thus demanding further differentiation and contextualization.

Anna Amelina (Goethe University Frankfurt) introduced the concept of a “regime of intersection” and drew attention to the tension between an inclusive cosmopolitan discourse and an essentialist definition of Europe, which are reflected in the notions of mobility and migration. This prevents diversity being incorporated into the regulation of migration, of which Europe is so much in need if it wants to meet its own standards. Overcoming the paradox between shifting boundaries and maintaining boundaries seems to be one of the most important challenges for contemporary Europe.

Carola Bauschke-Urban and *Kirsten Heusgen* (Fulda University of Applied Sciences) pointed out intersecting inequalities and outlined how international educational mobility is shaped by gendered and postcolonial structures. Their empirical investigation illustrated that women from poor families and with low educational qualifications are typically excluded despite official institutional attempts to promote international educational mobility.

Sabine Lorenz-Schmidt (Amelia Museum, Geneva), *Helena Pettersson* (Umeå University) and *Kerstin Sandell* (Lund University) exposed the problems associated with the lives and working conditions of postdoctoral researchers. Postdocs were found to experience disruption and a lack of continuity not only with regard to their research but also with regard to their social lives. This is in particular connected to issues of gender and diversity linked to partnership and family.

3. How can the backlash in EU Member States and beyond, a backlash fostered by conservative and also by religious forces, be countered?

Turkey, Russia and Tunisia face similar challenges of a political nature: Either new laws are being adopted which undermine gender equality and the rights of sexual minorities, or existing gender equality law is not being implemented and applied. In addition, the area studies which were presented showed a common backlash for which religious communities and state churches can be held responsible.

According to *Elena Zdravomyslova* (European University at St Petersburg), gender is at the centre of the development towards a new imperialism under Putin. A severe backlash, manifest in legal amendments, is supported by conservative politicians, representatives of the Russian Orthodox Church and conservative parts of civil society. Despite its long tradition, Russia’s women’s movement lacks the support of wider society and mainly consists of a small group of activists and academics. Progress-

sive civil society has again withdrawn to what is known as “second society”. Elena Zdravomyslova painted a picture which suggests that Putin’s system, with its authoritarian repressiveness, has won the day.

Amel Grami (Manouba University) and *Zeynep Usal* (Koç University Law School, Istanbul) described the disparities between law and practice in Tunisia and Turkey. Due to accession negotiations, harmonization of the law according to EU requirements has taken place in the latter. Still, the real challenge is implementing and internalizing those legal requirements. Contemporary Turkey makes it clear once again that gender equality law and societal support are mutually dependent: Gender equality and anti-discrimination law need support from civil society, and civil society needs legal frameworks in order to be able to promote gender equality and anti-discrimination.

In sum, the examples show that civil society and social movements are potentially very effective in promoting gender and diversity issues, but by the same token the open opposition of conservative counter-movements can be stressed. Consider, for instance, the PEGIDA movement in contemporary Germany, which is not only Islamophobic and xenophobic, but also distinctly anti-gender.

4. How can masculinities – both in their pro-gender and anti-feminist (anti-genderist) version – be conceived?

Katarzyna Wojnicka (Dissens e.V., Berlin) contributed to filling the gap in the still under-researched field of men and gender equality in European politics, with a special focus on unconventional political participation, such as associations, NGOs etc. Presenting a broad range of men’s associations, she coined new, enriching categorizations. To the more common categories such as balanced/pro-gender/pro-feminist, she added the two new categories of alter-masculist and anti-masculist in order to be able to describe with specific Eastern European social realities.

Other highly interesting research on masculinities was presented by *Helena Petterson* (Umeå University), who presented her ethnological study of the making of masculinities in experimental physics. Her aim was to analyze academic men and academic cultures dominated by men as political categories and political subjects.

Research conducted by *Ingrid Jungwirth* (Rhine-Waal University of Applied Sciences) pointed in a similar direction: Women are underrepresented in the STEM field (i.e. science, technology, engineering and mathematics) in Germany, a country generally assumed to be proud of its technological expertise. Linking the “culture of engineering” to societal power, Ingrid Jungwirth assessed male gender and being autochthonous as characteristics of “distinction” as defined by Bourdieu.

5. How can theoretical approaches within gender and diversity studies be improved and transferred from theory into practice?

The keynote by *Mieke Verloo* (Radboud University Nijmegen) drew attention to blind spots in intersectional research. Given that it typically focuses on static intersections between gender and race, or gender and class, or all three, intersectional research tends to ignore two things. Inequalities do not statically intersect, they dynamically interact, mutually shaping each other in different contexts (e.g. institutions, social practices, politics and private life) and, hence, change in contextual ways. Inequalities do not only change in different contexts, they are also often inflected by privilege. In theory and especially in political practice, more attention needs to be paid to the interaction between privilege and inequality. For instance, as women are steadily gaining on men in terms of education, the cultural and economic privilege of a good education may deserve more attention when it comes to drawing up the accounts of inequality.

Taking researchers on gender and diversity to task, *Inge Bleijenbergh* (Radboud University Nijmegen) wants us to avoid a “reproduction of hierarchically organized dichotomies in organizations by taking them for granted”. Rather we should “reveal the implicit norms that prevail and question them”. She discerns an especially clear research gap in the intersection between (dis)ability, sexual orientation and class with other identity categories.

Victoria Showunmi (University College London) applied an intersectional framework to challenge universalist assumptions of gender and ethnicity with regard to leadership. This can serve as a model and as an incentive to avoid the reproduction of hierarchies in academic work. It is underwritten by a continuous reflection on our own situatedness as researchers, thus questioning implicit assumptions which might lead to distortions in our academic work, risking achieving the opposite of what was actually intended.

Dagmar Vinz (Büro Vinz Berlin) stressed the importance of transdisciplinarity for gender and diversity studies – a point which was confirmed by the conference setting itself, as researchers with manifold backgrounds fruitfully discussed the given topic. In line with this, a bridge between theory and practice was constructed as well. Two contributions deserve particular mention in the context of tackling diversity in a way which ideally leads to more social justice: *Ute Klammer* discussed in vivid detail how diversity management can be productively implemented in university structures and *Helen Weinbach* presented a new dialogical approach to a social justice and diversity training programme which seems highly relevant to students and staff in an academic context.

6. Summary: Drawing conclusions from the different contributions

To sum up, the conference showed the need to sharpen the analytical instruments of gender and diversity studies in order not to reproduce, in academic work, societal hierarchies and inequalities. This goes hand in hand with the ongoing need for differentiation

and contextualization. It is also necessary to continuously reflect on the position from which one speaks and writes, in other words, to be critically aware of one's situatedness. In doing so, we should keep in mind the double aim of gender and diversity studies: An analysis of prevailing gender and diversity orders and the effort to overcome intersecting inequalities. In view of these aims it is crucial that political alliances and coalitions which are not based on sameness, but cross the lines of differences, be negotiated, as authors like Linda Nicholson (1995) suggested back in the 1990s. The challenge does not stop at the gates of academia. Gender and diversity have been institutionalized as a teaching and research field which can be regarded as partially established. Although, at first glance, this may be regarded as a success, the project of gender and diversity also runs the risk of "successfully failing" (Lepperhoff et al. 2007: 11) in the face of continuing marginalization and the threat of institutional achievements, not only in the German context.

The conference offered an inspiring space for academic and practical exchange. Conference proceedings will be forthcoming, and there will hopefully be a reprise of this event in another European (border) region at which a range of European perspectives will be presented to a broad and diverse audience.

References

- Abels, Gabriele. (2011). Gender Equality Policy. In Hubert Heinelt & Michèle Knodt (eds), *Policies within the EU Multi-Level System. Instruments and Strategies of European Governance* (S. 325–348). Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Lepperhoff, Julia; Rüling, Anneli & Scheele, Alexandra. (2007). Von Gender zu Diversity Politics? Kategorien feministischer Politikwissenschaft auf dem Prüfstand. *Femina Politica*, (1), 9–22.
- Nicholson, Linda. (1995). Interpreting Gender. In Linda Nicholson & Steven Seidman (eds), *Social Postmodernism* (S. 39–67). Cambridge: Cambridge University Press.
- van der Vleuten, Anna. (2005). Pincers and Prestige: Explaining the Implementation of EU Gender Equality Legislation. *Comparative European Politics*, (3), 464–488.

Authors' details

Eva Maria Hinterhuber, Prof. Dr., Professor of Sociology with focus on Gender Studies, Faculty of Society and Economics, Rhine-Waal University of Applied Sciences.

Contact details: Rhine-Waal University of Applied Sciences, Marie-Curie-Straße 1, 47533 Kleve
E-mail: eva-maria.hinterhuber@hochschule-rhein-waal.de

Veronica Vasterling, Dr., Associate Professor of Philosophy and Gender, Faculty of Philosophy, Theology and Religion and Institute for Gender Studies, Radboud University.

Contact details: FTR, Erasmusplein 1, 6525 HT Nijmegen, Netherlands
E-mail: v.vasterling@ftr.ru.nl

Ulla Hendrix, Meike Hilgemann, Jennifer Niegel

Herausforderungen und Potentiale geschlechtsspezifischer Gesundheitsversorgung.

3. Bundeskongress Gender-Gesundheit vom 21. bis 22. Mai 2015 in der Landesvertretung Baden-Württemberg, Berlin

Zusammenfassung

Der dritte Bundeskongress Gender-Gesundheit fand im Mai 2015 in Berlin statt. Das Schwerpunktthema der diesjährigen Tagung lautete „Gender und Diabetes“. Auf dem Kongress wurde die Notwendigkeit einer geschlechterunterscheidenden Betrachtung der Medizin hervorgehoben und es wurden praktische und politische Implikationen für eine bessere medizinische Versorgung diskutiert.

Schlüsselwörter

Medizin, Gender, Gesundheit, Führungsfrauen, Diabetes

Summary

Challenges and Potentials of Gender-Specific Health Care. Third Federal Congress Gender Health, 21/22 May 2015, Representation of Baden-Württemberg to the Federation, Berlin

The Third Federal Congress Gender Health was held in Berlin in May 2015. The main topic of the conference was „Gender and Diabetes“. The congress highlighted the gender-differentiated perspective on medicine and discussed practical and political implications for better medical care.

Keywords

medicine, gender, health, women in leadership positions, diabetes

Im Mai 2015 fand in Berlin der dritte Bundeskongress Gender-Gesundheit statt, der die „Herausforderungen und Potentiale geschlechtsspezifischer Gesundheitsversorgung“ in den Fokus stellte. Die Notwendigkeit einer geschlechterunterscheidenden Betrachtung der Medizin wurde bereits im Kongressprogramm vorausgesetzt: „Die Forschung zeigt [...], dass sich männliche und weibliche Gesundheit signifikant voneinander unterscheiden.“¹ Damit bestand das Ziel des Kongresses weniger darin, diesen Sachverhalt wissenschaftlich zu befragen, sondern war eher ein praxisorientiertes und politisches: „Anspruch des Kongresses ist es, die unterschiedlichen Zugänge und Versorgungsnotwendigkeiten beiderlei Geschlechter in den Fokus zu nehmen, um damit eine möglichst zielgenaue Versorgungseffizienz der auf allen Ebenen knapper werdenden Ressourcen zu fördern.“² Im Kongress ging es jedoch nicht nur um das Geschlecht der PatientInnen, sondern auch um das der AkteurInnen im Gesundheitsbereich. Ein Ziel bestand darin, die Repräsentanz von Frauen in Führungspositionen zu erhöhen.

1 3. Bundeskongress Gender-Gesundheit. Herausforderungen und Potentiale geschlechtsspezifischer Gesundheitsversorgung [Kongresseinladung und -programm]. Zugriff am 11.08.2015 unter www.bundeskongress-gender-gesundheit.de/kongress-2015/anmeldung-programm.

2 Ebd.

Darüber hinaus gab es ein medizinisches Schwerpunktthema: „Gender und Diabetes“. Mit rund 200 TeilnehmerInnen aus dem Gesundheitswesen, der Wissenschaft und der Politik wurde das heterogene Themenspektrum aus der Sicht verschiedener AkteurInnen erörtert. Außerdem wurde in Kooperation mit dem Institut für Gesundheits- und Versorgungsforschung (igv) der praxisHochschule Köln erstmalig der Forschungspreis Gender-Gesundheit vergeben; PreisträgerInnen waren Sarah Hiltner und Nils Greif.

Bereits in der Eröffnungsansprache verwies Kongresspräsidentin *Martina Kloepfer* (Female Resources in Healthcare) darauf, dass das Thema „Gender in der Medizin“ mittlerweile in der Regierungspolitik angekommen und im geltenden Koalitionsvertrag sowie im Kabinettsentwurf des aktuell zur Beratung anstehenden Präventionsgesetzes erwähnt sei – hier als Erfordernis, „geschlechtsspezifischen Besonderheiten Rechnung zu tragen“. Den daraus abzuleitenden politischen Handlungserfordernissen war die abschließende Podiumsdiskussion gewidmet (siehe unten). Die diesjährige Schirmherrin *Ingrid Fischbach* (MdB), Parlamentarische Staatssekretärin beim Bundesminister für Gesundheit, verortete das Thema „Gender und Gesundheit“ mit seinen Wurzeln in der Frauenbewegung, um sich dann den zukünftigen Herausforderungen zuzuwenden. So werde der Frauenanteil vor allem bei den niedergelassenen ÄrztInnen rapide steigen. Der hohe Frauenanteil müsse sich jedoch auch in Führungspositionen niederschlagen. Hier sah sie Kernprobleme in der Benachteiligung durch Teilzeit, „Rollendenken“ und verkrustete hierarchische Strukturen. Die Beseitigung dieser Probleme erfordere veränderte Selbstbilder von Frauen, aber auch gesetzliche Regelungen wie eine Modernisierung des Arbeitsschutzes von Schwangeren und die Möglichkeit von Teilzeitausbildungen. Was die inhaltliche Seite der Gender-Medizin betrifft, verwies sie auf das bereits erwähnte geplante Präventionsgesetz, das bei Krankenkassenleistungen „geschlechtsspezifische Besonderheiten“ berücksichtigen soll.

In seiner Einführung zum diesjährigen Schwerpunktthema „Gender und Diabetes“ stellte der Diabetologe *Christian Klepzig* (Offenbach) heraus, dass Frauen als Patientinnen mit Diabetes Typ II von Schuldzuweisungen – fremden wie eigenen – betroffen seien und als adipös stigmatisiert würden, was bei Männern sehr viel weniger der Fall sei. Hier sah er Nachholbedarf in der Ausbildung und verwies zugleich auf ein Problem des Fachgebiets, das als „nicht sexy“ gelte und von „alten Männern“ dominiert sei. Seiner Ansicht nach erfordert die Diabetesbetreuung „Generalisten“, was er auch als Chance für Frauen betrachtete, denen er diese Kompetenz eher zusprach.

Die Vorträge des ersten Plenums drehten sich laut Programm um „Strukturansätze“ und thematisierten unterschiedliche Facetten der Ausbildung und des Arbeitshandelns im Gesundheitsbereich. *Margrit-Ann Geibel* (Universität Ulm) stellte neue „Ausbildungswege in der Zahnärztlichen Chirurgie“ vor. Ausgehend von ihrer Erfahrung, dass insbesondere Zahnärztinnen sich nach der Ausbildung unsicher und wenig kompetent fühlten, diagnostizierte sie ein Problem fehlender Standards in der zahnchirurgischen Ausbildung. Daraus leitete sie die Forderung ab, dass neue Lernmethoden und insbesondere monoedukative Kurse für bessere Leistungsstandards sorgen könnten. Von der störungsfreien Atmosphäre, der Entlastung von Rollenzwang und Konkurrenz würden insbesondere Frauen profitieren. Studentinnen gingen eher mit dem „weiblichen Blick“ der „Kümmerin“ an eine ganzheitliche Versorgung von PatientInnen heran und wollten deshalb mehr Sicherheit in der Ausbildung, während Studenten eher eine höhere Be-

zahlung anstreben. Obwohl sie konstatierte, dass eine Sensibilisierung für den Gesamtblick für alle zukünftigen ZahnchirurgInnen wichtig sei, blieb offen, wie dieses Ziel Männern nähergebracht werden könnte.

Die beiden weiteren Vorträge thematisierten den im medizinischen Diskurs weniger beachteten Bereich der Pflege. *Christel Bienstein* (Universität Witten-Herdecke) beleuchtete die „Akademisierung in der Pflege“. Die bislang vorherrschende berufsfachliche Ausbildung würde den gestiegenen Anforderungen an die Kompetenzen von Pflegeberufen nicht mehr gerecht. Einen bedeutsamen Unterschied zwischen Ausbildung – einschließlich Fortbildungen – und Studium sah sie darin, dass Studierende lernten, kritische Fragen zu stellen und auf Augenhöhe mit dem ärztlichen Personal zu kommunizieren. Gegen eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe, die auch die Substitution (anstatt nur Delegation) von Aufgaben einschließe, gebe es jedoch noch Vorbehalte, vor allem von Seiten älterer (männlicher) Ärzte gegenüber dem (überwiegend weiblichen) Pflegepersonal.

Rita Gabler (Palliativ Team Erding) ordnete in ihrem Vortrag „Flache Hierarchien – gemischte Teams“ zunächst im historischen Rückblick die „weibliche“ Krankenpflege als Gegenstück zu einer „männlich“ gewordenen, ärztlich-naturwissenschaftlichen Medizin ein. Die Palliativmedizin verkörpere hingegen eine „Rückkehr der Medizin zu ihrem Ursprung“, da sie weitgehend ohne Diagnostik und belastende Therapien auskomme und die pflegende, sorgende Tätigkeit im Vordergrund stehe. Dies sei eine gute Voraussetzung für flache Hierarchien. Hier könnten vor allem Frauen „geschlechtsspezifische Basiskompetenzen“ einbringen und wieder eine „sanfte Medizin“ einführen, in der zwischenmenschlicher Kontakt, Liebe, Berührung und „Resonanz“ im Vordergrund stünden. Der Vortragstitel zielte allerdings auf die Zusammenarbeit in gemischten Teams. Abgesehen von der These, dass diese Zusammenarbeit zu einem „mixed gender affidamento“ führen könne, wurden die Basiskompetenzen, die Männer einbringen könnten, angesichts der ihnen zugeschriebenen „harten“, naturwissenschaftlich dominierten Medizin nicht deutlich.

Einleitend zum Plenum „Frauen und Führung“ wurden zwei Pilotinnen (*Susanne Keimel/Nina Moers*, Vereinigung Cockpit) als Führungsfrauen dazu befragt, was die Medizin von der Luftfahrt lernen könne – vor dem Hintergrund der Frage, ob Frauen eine spezielle Förderung für einen Aufstieg benötigen oder gerade nicht. Diese Frage wurde jedoch nicht beantwortet, ebenso wenig wie die Frage nach der grundsätzlichen Vergleichbarkeit der Karrieren von Frauen in Medizin und Luftfahrt. In der Luftfahrt sei offener Sexismus weitgehend tabu, dennoch gebe es in höheren Führungspositionen kaum Frauen. Die Pilotinnen betonten, dass die Summe der gleichen Eigenschaften von Männern und Frauen in ihrem Berufsfeld größer sei als die Summe der Unterschiede, weil es sich um eine Gruppe handle, die ein sehr spezielles Anforderungsprofil erfüllen müsse, etwa beim Umgang mit Störungen. Dieser Aspekt mündete in eine Diskussion über Standardisierung und eine professionelle Fehlerkultur, die als grundsätzliche Empfehlung für die Medizin übernommen wurde. Die Frage, warum es in der Luftfahrt trotz hochgradig standardisierter Verfahren so wenige Frauen in höheren Führungspositionen gibt, wurde nicht verfolgt.

Aus dem Gesundheitsbereich selbst äußerten sich *Karin Wahl* und *Regine Rapp-Engels* zum Thema Führungsfrauen. *Karin Wahl* (Deutscher Pharmazeutinnen Verband)

referierte über die „Führungsqualitäten von Frauen – Herausforderungen und Chancen“. Ausgehend von ihrer eigenen langjährigen Berufserfahrung und ihrer Erfahrung bei der Initiierung des ersten Pharmazeutinnenkongresses, der unter schwierigen Bedingungen gegen leitende Männer im Berufsverband durchgesetzt worden sei, ermutigte sie Frauen zu einer Qualifizierung in Führung und Management. Frauen könnten die besseren Führungskräfte sein, weil sie besser zuhören könnten und nicht mit einer „Siegerstrategie“ verhandeln würden. Diese These illustrierte sie mit einem Streifzug durch Studien zu Führungsfrauen, die allerdings keinen Bezug zum Gesundheitsbereich aufwiesen. Ihre Empfehlung lautete: „Frauen sollten sich treu bleiben und nicht die besseren Männer werden wollen“.

Regine Rapp-Engels (Deutscher Ärztinnenbund) stellte in ihrem Vortrag „Frauen in Entscheidungsgremien“ zunächst heraus, dass die angesichts hoher Studentinnenzahlen allseits diagnostizierte „Feminisierung“ der Medizin ein pathologischer Begriff sei, der auch von Organisationen wie der Ärztekammer und der Kassenärztlichen Bundesvereinigung verwendet werde, um Frauen zu diskreditieren. In medizinischen Führungspositionen und den obersten Gremien des Gesundheitswesens sei die Vertretung von Frauen noch äußerst marginal. Detailliert beleuchtete sie die Situation in der Bundesärztekammer und im Gemeinsamen Bundesausschuss, der unter anderem Entscheidungen über die medizinische Versorgung und die Leistungen der Krankenkassen trifft. Um den Anteil von Frauen in diesen wichtigen Gremien zu erhöhen, müsse man früh ansetzen, da deren Mitglieder nicht direkt gewählt werden, sondern sich aus RepräsentantInnen von Organisationen (Krankenkassen, Kassenärztliche Bundesvereinigung, PatientInnenverbände u. a.) zusammensetzen, d. h., Frauen und Männer müssten zunächst einmal dort eine repräsentative Position erreichen, um entsendet zu werden. Dazu gehöre vonseiten der Frauen auch, sich dies zuzutrauen und ein ermüdendes Spiel mitzuspielen. Von den Organisationen forderte sie neben neuen Arbeitszeitregelungen eine Frauenquote.

Unterschiedliche Aspekte aus dem Bereich Gender und Medizin wurden in fünf Workshops vertieft. Die TeilnehmerInnen des Kongresses hatten die Möglichkeit, sich ausgehend von Impulsvorträgen intensiver mit den Themen „Gendermedizin im Studium“, „Strukturen und geschlechtsspezifische Karrieren in der Universitätsmedizin“, „Ältere Männer in der Partnerinnenpflege“, „Gendergerechte Medizin – ein Konflikt mit der Realität?“ und „Diabeteserkrankung mit Migrationshintergrund – spielt das Geschlecht eine Rolle?“ auseinanderzusetzen.

Das anschließende Plenum war dem Themenkomplex „Diagnose & Therapie“ gewidmet. Zum Schwerpunktthema „Gender und Diabetes“ referierte *Alexandra Kautzky-Willer* (Universitätsklinik Wien) die Ergebnisse verschiedener Studien. Als stärkere Risikofaktoren einer Diabeteserkrankung von Frauen stellte sie einen geringen Bildungsstand und Bewegungsmangel heraus. Als Therapie komme für beide Geschlechter vor allem eine Lebensstilintervention infrage: gesunde Ernährung, Bewegung, Gewichtsreduktion. Es gelte, neben biologischen auch psychosoziale Aspekte zu berücksichtigen. Die Datenlage für geschlechtsspezifische Metaanalysen, so kritisierte Kautzky-Willer, sei insgesamt noch mangelhaft.

Ingeborg Singer (Medizinischer Dienst der Krankenversicherung) bezog sich in ihrem Vortrag „Fehler und Fehlermanagement“ auf den Befund, dass bei Patientinnen seit Jahren mehr Behandlungsfehler gemeldet und bestätigt würden. In einer genaueren

Analyse schlüsselte sie auf, dass die Fehlermeldungen bei Patientinnen vor allem im ambulanten Bereich und verstärkt in der Zahnmedizin erfolgten und dass es sich bei Patientinnen vor allem um grobe Behandlungsfehler handle. Dies führte sie zu der Hypothese, dass Frauen kritischer mit Behandlungen umgingen und höhere Ansprüche hätten, Männer hingegen eher bei gravierenden Schäden aktiv würden.

Stevie Meriel Schmiedel (Pinkstinks) beleuchtete das Thema „Gender und Essstörungen: neue Therapiekonzepte“. Sie bemängelte, dass die ihrem Befund nach zunehmend auftretenden Essstörungen von Mädchen wenig thematisiert und beforscht würden. Die Initiative „Pinkstinks“ tritt mit verschiedenen Aktionen für vielfältigere Körperbilder in den Medien ein und bekämpft die Verbreitung eines „magersüchtigen“ Schönheitsideals insbesondere durch Werbung und Castingshows.

Zwei Vorträge widmeten sich dem Thema „Männergesundheit“. *Doris Bardehle* (Stiftung Männergesundheit) schilderte in „Männergesundheit – eine Frage der Definition“ die langjährigen Bemühungen um eine politisch tragfähige Definition. Die schließlich entwickelte Begriffsbestimmung ist stark an die sehr viel früher formulierte Definition von Frauengesundheit angelehnt und umfasst biologische, psychische und soziale Aspekte. Gerade in dieser allgemeinen Form wurde jedoch der Nutzen einer eigenständigen Definition von Männer- versus Frauengesundheit nicht recht deutlich. *Romeo Bissuti* (Männergesundheitszentrum Wien) schilderte in seinem Vortrag „Männergesundheit von sozial benachteiligten Zielgruppen fördern“ eigene praktische Erfahrungen in der Beratung von Männern. Beispielsweise würden Männer eine Opfererfahrung häufiger mit einer „Hypermaskulinisierung“ kompensieren. Er betonte jedoch, dass es große Unterschiede zwischen Männern gebe: Häufig sei eine soziale Benachteiligung entscheidender als das Geschlecht. So sah er eine Versorgungslücke insbesondere bei Migranten.

Die abschließende Podiumsdiskussion zwischen Wissenschaftlerinnen und PolitikerInnen gestaltete sich thematisch heterogen. *Clarissa Kurscheid* (Institut für Gesundheits- und Versorgungsforschung Köln) thematisierte „geschlechtsspezifische Karrierebrüche“ aufgrund von Kinderbetreuung und stellte die wechselseitige Kinderbetreuung von Studierenden mittels eines Gutscheinsystems als *eine* Lösungsmöglichkeit vor. *Vera Regitz-Zagrosek* (Charité) plädierte dafür, „jedes Geschlecht optimal zu behandeln“ und dies als Frage der medizinischen Qualität zu begreifen, denn Frauen und Männer seien genetisch unterschiedlich – und dies lasse sich auch nicht „gendermäßig wegdiskutieren“, so ein Seitenhieb auf die Gesellschaftswissenschaften. Die Diskussion der beteiligten BundespolitikerInnen der derzeitigen Regierungs- und Oppositionsparteien drehte sich vor allem um das geplante Präventionsgesetz. Kontrovers wurde diskutiert, ob ein Genderbezug notwendig oder ob die Sicherstellung der flächendeckenden medizinischen Versorgung – ohne Ansehen des Geschlechts – vorrangig sei.

Insgesamt fächerte der Kongress das Thema Gender-Gesundheit in ein breites Spektrum auf: Aufseiten der AkteurInnen ging es nicht nur um den in medizinischen Debatten oft dominanten ärztlichen Bereich, sondern auch um die Pflege, den pharmazeutischen und den psychosozialen Bereich. Hinsichtlich der PatientInnen war man auch jenseits des Geschlechts um Heterogenität bemüht: So wurden explizit MigrantInnen, Unterschiede im Bildungsstand und weitere soziale Ungleichheiten thematisiert. Die Themen Intersexualität, Transsexualität und das gesamte Spektrum nicht-heterosexuel-

ler Lebensformen kamen allerdings kaum vor, sodass eine binäre Geschlechterkategorie die unhinterfragte Ausgangsfolie bildete. Anhand der Beiträge lässt sich jedoch gerade die im Programm aufgestellte These, dass Geschlechterungleichheiten in der Medizin bereits wissenschaftlich geklärt seien, kaum aufrechterhalten. Stattdessen zeigte sich die Gefahr, Geschlechterunterschiede entlang von Stereotypen zu produzieren, die in einzelnen Beiträgen recht unbedarft herangezogen wurden. So wurde auf dem Kongress insgesamt deutlich, dass in vielen Bereichen der Medizin noch systematisch erhobene Daten fehlen und Studien, die das Geschlecht thematisieren, erst in Ansätzen vorhanden sind. Hierfür ein Bewusstsein zu schaffen, ist ein Verdienst dieses Kongresses.

Zu den Personen

Ulla Hendrix, Dipl.-Soz.Wiss., wissenschaftliche Mitarbeiterin. Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Hochschul- und Wissenschaftsforschung, Arbeits- und Organisationssoziologie.
E-Mail: ulla.hendrix@netzwerk-fgf.nrw.de

Meike Hilgemann, Dipl.-Päd., wissenschaftliche Mitarbeiterin. Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Hochschul- und Wissenschaftsforschung, Übergang Bachelor/Master.
E-Mail: meike.hilgemann@netzwerk-fgf.nrw.de

Jennifer Niegel, Dipl.-Soz.Wiss., wissenschaftliche Mitarbeiterin. Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Hochschul- und Wissenschaftsforschung, empirische Sozialforschung.
E-Mail: jennifer.niegel@netzwerk-fgf.nrw.de

Rezensionen

Jette Hausotter

Gabriele Winker, 2015: *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript Verlag. 208 Seiten. 11,99 Euro

Die feministische Soziologin Gabriele Winker blickt intersektional auf soziale Ungleichheit und misst der Sorgearbeit für eine kritische und eingreifende Sozialforschung einen zentralen Stellenwert bei. Erkenntnisse aus ihrer Forschung als Professorin an der TU Hamburg-Harburg sowie aus ihren politischen Aktivitäten als Mitbegründerin des Feministischen Instituts Hamburg und Mitinitiatorin der bundesdeutschen Care-Bewegung finden sich in dem vorliegenden Buch vereint. Im Vorwort wird der Band als Ergebnis eines kollektiven politischen und intellektuellen Prozesses präsentiert. Auch diese Rezension ist aus der Perspektive einer politischen Mitstreiterin und Kollegin verfasst.

Der in Kapitel 1 benannte Ausgangspunkt des Buches ist die Beobachtung, dass eine alltägliche Zeitnot zunehmend die Qualität sozialer Beziehungen gefährde und für immer mehr Menschen die Sorge für andere und für sich selbst zu kurz komme (S. 9). Dagegen setzt Winker die Forderung, ein gesellschaftliches System, welches das Recht auf ein gutes und erfülltes Leben nicht für alle Menschen einlöse, grundsätzlich infrage zu stellen (S. 12). Das Buch steht damit in einer Reihe von Veröffentlichungen, die seit der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/09 neoliberale Krisenphänomene der sozialen Reproduktion als Strukturprobleme diskutieren.

Im ersten Teil des in sieben Kapitel gegliederten Bandes analysiert die Autorin facettenreich die systemischen Bedingungen der individuell erfahrenen Überlastungen vieler Sorgearbeitender, während sie im zweiten Teil politische Schritte in eine solidarische Gesellschaft konkretisiert. Damit nimmt sie im thematischen Feld eine ökonomisch argumentierende systemkritische Perspektive ein, an die eine tiefgreifende politische Transformationsperspektive anknüpft.

Bevor Winker sich der politisch-ökonomischen Analyse widmet, definiert sie in Kapitel 2 die Begriffe Care- und Reproduktionsarbeit. Diese sieht sie als zwei verschiedene Perspektiven auf sorgende Arbeit und plädiert „für die Verwendung beider Begriffe in ihrer jeweiligen Besonderheit“ (S. 15), da die Festlegung auf einen Begriff „den gerade erst beginnenden Prozess der vertieften Auseinandersetzung mit einem sehr großen Lebensbereich“ (S. 16) verhindere. Reproduktionsarbeit definiert sie unter Bezugnahme auf feministisch-marxistische Theorien als gebrauchswertorientierte Erhaltung der Arbeitskraft (S. 18) und Care-Arbeit im Anschluss an die Care-Debatte als bezahlte oder unbezahlte Erhaltung und Entwicklung des Lebens in oft asymmetrischen Beziehungen (S. 22ff.). Der Reproduktionsbegriff fokussiere auf die Form und Funktion der unentlohnten Haus- und Sorgearbeit im Kapitalismus, während der Care-Begriff die Arbeitsinhalte und konkreten Sorgetätigkeiten in den Blick nehme (S. 17). Selbstsorge sieht sie als Teil von Reproduktions- und Care-Arbeit (S. 19 u. 26). Muße im Sinne von zweckfreier Tätigkeit grenzt sie hingegen grundlegend von Arbeit ab (S. 19). Anschließend zeigt Winker, dass die neoliberale familien- und pflegepolitische Regulierung von Sorgearbeit an der Kostenreduktion für die Kapitalverwertung ausgerichtet ist. Trotz

des verallgemeinerten und ausgeweiteten Erwerbsdrucks setze staatliches Handeln auf die Familiarisierung bzw. Individualisierung der Reproduktionsarbeit und erzeuge eine strukturelle mangelnde Unterstützung von Care-Arbeitenden. Sorgearbeit werde dabei aufgrund der patriarchalen Verfasstheit der Gesellschaft weiterhin als Frauenarbeit konstruiert; somit seien von der neoliberalen Mehrfachbelastung vornehmlich Frauen betroffen (S. 53f.).

Gender bzw. Heteronormativismus ist eine zentrale Ungleichheitskategorie in der sozialen Verteilung von Sorgearbeit. Gleichzeitig bringt die strukturelle mangelnde Absicherung von Care für verschieden positionierte Menschen sehr ungleiche Belastungskonstellationen entlang intersektional verknüpfter Herrschaftsverhältnisse hervor. Winker verdeutlicht dies in Kapitel 3 anhand von vier idealtypischen Reproduktionsmodellen, deren empirische Verteilung unter Familien mit minderjährigen Kindern sie auf Basis von Mikrozensusdaten angibt: Das ökonomisierte Modell (13,8 Prozent) werde von den sozialpolitischen Reformen der letzten Jahre unterstützt und profitiere von dem klassenspezifischen Privileg, die Reproduktionsarbeit bezahlt auslagern zu können, während das paarzentrierte Modell (38 Prozent) von den verbleibenden fordistischen Institutionen gestützt werde und besonders stark auf geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung basiere. Das prekäre (28,8 Prozent) und das subsistenzorientierte Modell (19,4 Prozent) umfassen armutsgefährdete und arme Familien. Mit Blick auf diese Modelle sowie auf die Arbeitsbedingungen in Care-Berufen argumentiert Winker, dass Menschen in ganz unterschiedlichen Lebensbedingungen potenziell für die von ihr angestrebte politische Transformation ansprechbar seien, da sie keine Rahmenbedingungen für ein gutes Leben vorfinden.

In Kapitel 4 verbindet die Autorin ihre Überlegungen zur intersektionalen Kapitalismusanalyse und zur Krise sozialer Reproduktion. Sie argumentiert anhand des Gesundheitsbereichs, des Bildungssystems, des Fachkräftemangels und der krankheitsbedingten Erwerbsausfälle, dass sich der Widerspruch zwischen Profitmaximierung und Reproduktion der Arbeitskraft durch neoliberale Regulierungen zuspitze. Dabei vertieft sie erstens ihre These, dass dies ein Ergebnis der Kostensenkungsstrategie des Staatshaushaltes und somit ein Effekt der neoliberalen Bearbeitung der Überakkumulationskrise sei (S. 97ff.). Außerdem untermauert sie zweitens ihre Überlegung, dass erst eine solche Krisenbetrachtung analytisch und politisch den „Menschen mit ihren Existenzsorgen und ihrem Zeitstress“ (S. 117) einen angemessenen Raum in den seit 2008 geführten Krisendebatten gebe.

In Kapitel 5 werden ausgewählte politische Initiativen aus dem 2014 gegründeten Netzwerk *Care Revolution* vorgestellt, dessen Mitinitiatorin Winker ist. Sie greift den spezifischen Ansatz der beginnenden politischen Vernetzung zu Care-Themen auf, indem sie die „Chancen solidarischen Handelns“ (S. 131) herausstellt, die sie vor allem in dem Wunsch der vorgestellten Initiativen nach einer Kooperation über verschiedene Positionen im Care-Verhältnis hinweg sieht: zwischen Versorgten, Care-Beschäftigten und unbezahlten Sorgearbeiter_innen. Im abschließenden Kapitel 6 konkretisiert sie weitere Schritte einer Care Revolution, deren Ziel „eine an menschlichen Bedürfnissen, insbesondere an der Sorge füreinander, orientierte, radikal demokratisch gestaltete Gesellschaft“ (S. 143) ist. Solch einen langfristigen Transformationsprozess voranzubringen bedeute, „unmittelbar erforderliche und die Kräfteverhältnisse verschiebende

Schritte mit dem immer präsenten Ziel einer gesellschaftlichen Alternative zu verbinden“ (S. 148). Grundlegend für gute Care-Beziehungen sei zunächst die Erlangung von Zeitsouveränität und Existenzsicherung durch Erwerbsarbeitszeitreduzierung und ein Bedingungsloses Grundeinkommen (S. 154ff.), begleitet von einem Ausbau öffentlicher sozialer Infrastruktur (S. 160ff.). Neu sind die folgenden Überlegungen, welche die Care Revolution in Richtung einer umfassenden gesellschaftlichen Transformation weiterdenken. In der Annahme, dass es sinnvoll sei, Vergesellschaftung und Demokratisierung beim Care-Bereich zu beginnen, da er als unmittelbar existenziell erfahren werde und die Profitorientierung hier besonders offensichtlich die Rahmenbedingungen von guter und bedürfnisorientierter Care-Arbeit verhindere, skizziert sie die Doppelstrategie einer dezentralen Gestaltung neuer sowie einer Demokratisierung bestehender Care-Infrastrukturen (S. 165ff.). Die dafür notwendige Verschiebung von Kräfteverhältnissen sieht Winker als Voraussetzung, um dann eine „Vergesellschaftung aller Produktionsmittel“ (S. 170) durchzusetzen. Nur so könne die Trennung von Lohn- und Reproduktionsarbeit aufgehoben und die soziale Arbeitsteilung von Herrschaft gelöst werden. Erst dann wären Verhältnisse erreicht, in denen Menschen eine radikal demokratische Kultur überhaupt entfalten können, um die Rahmenbedingungen individueller Bedürfnisbefriedigung kollektiv und solidarisch zu gestalten (S. 144f. u. 176ff.).

Insgesamt werden in dem Buch verschiedene Ansätze der Autorin miteinander verbunden und empirisch oder theoretisch vertieft. Es ist verständlich formuliert, nachvollziehbar strukturiert und für ein wissenschaftliches Publikum sowie care- und krisenpolitische Aktivist_innen geeignet. Hervorzuheben sind die konkreten politisch-strategischen Überlegungen im zweiten Teil, in denen Fragen etwa zum Bedürfnisbegriff oder zu radikaldemokratischen Utopien im Care-Bereich aufgeworfen und Antworten vorgeschlagen werden, deren Diskussion den Organisationsprozess der noch jungen Care-Bewegung voranbringen können.

Zur Person

Jette Hausotter, M. A. Forschungsgruppe Arbeit-Gender-Technik an der TU Hamburg-Harburg.
Arbeitsschwerpunkte: Arbeits- und Geschlechtersoziologie, Intersektionalität.
Kontakt: Technische Universität Hamburg-Harburg, Arbeit-Gender-Technik, Schwarzenbergstraße 95, 21073 Hamburg
E-Mail: hausotter@tuhh.de

Andrea Stänicke

Josh Hoenes, 2014: *Nicht Frosch – nicht Laborratte: Transmännlichkeiten im Bild. Eine kunst- und kulturwissenschaftliche Analyse visueller Politiken.* Bielefeld: transcript Verlag. 274 Seiten. 32,99 Euro

In seinem ihrem Buch hinterfragt Josh Hoenes kritisch die durch Wissenschaft, aber auch durch visuelle Repräsentationen in Kunst und Kultur aufrechterhaltene heteronormative Zweigeschlechtlichkeit. Mit der Analyse von queeren bzw. trans* Fotografien der Künstler_innen Del LaGrace Volcano und Loren Cameron sowie des Films „Boys Don’t Cry“ sollen Möglichkeiten des „Sich-Erzählens“ im Sinne einer Selbstnarration (S. 109) von Transmännlichkeiten herausgestellt werden. In seiner ihrer Analyse knüpft Hoenes an die Theorien von Judith Butler und Michel Foucault an.

Das Buch gliedert sich in sechs Kapitel. Die ersten vier Kapitel bilden die theoretische Basis für die in Kapitel fünf vorgenommene Analyse. In Kapitel sechs werden die Ergebnisse zusammengefasst und ein Ausblick gegeben.

Das erste Kapitel führt detailliert in den Themenbereich ein. Eingehend wird die Fragestellung des Buches erörtert, inwiefern visuelle Repräsentationen von Transmännlichkeiten Proteste gegen die hegemoniale Vorstellung von Geschlecht und Sexualität formulieren und diese damit zugleich reartikulieren. Ziel der Studie ist die Inversion des Blicks auf Transsexualität und Transmännlichkeit. Kritisiert wird die prinzipielle Unsichtbarkeit von Transsexuellen, die innerhalb des akademischen Betriebs – dem Werk seinen Titel verleihend – zu Fröschen kategorisiert würden, die es zu sezieren gelte (S. 17ff.). Durch die Statuierung zum wissenschaftlichen Objekt werde ihnen ihr Menschsein aberkannt. Mit der Analyse einer Erzählung von Jamison Green, einem bekennenden Transsexuellen, verdeutlicht Hoenes die Grenzen der Wissenschaftlichkeit, die im Falle Greens, aber auch bezogen auf das vorliegende Buch zwischen der persönlichen, individuellen Ebene und der Produktion objektiven Wissens oszilliert. Indem diese Grenzen berührt werden, wird das komplexe Wechselverhältnis von Wissen, Macht und der Kategorie des Menschen bzw. des Menschlichen (Butler 2009)¹ zur Disposition gestellt.

Im zweiten Kapitel werden die verschiedenen Diskursivierungen der Transsexualität im Spannungsfeld von Recht, Medizin und (Sub-)Kultur expliziert. Diverse Selbstbezeichnungen wie transsexuell, transgender oder trans* indizieren verschiedene Positionen. Dabei wird die prinzipielle Verschränkung von Recht und Medizin bei der Regulierung von Transsexuellen, wie z. B. die gängige OP-Praxis, Fortpflanzungsunfähigkeit und die extreme Standardisierung der (bürokratischen) Behandlung, kritisiert. Die juristische Seite orientiere sich an moralisch-christlichen Vorstellungen und optischen Normen und verlege die Handlungsmacht in Form von oppressiven Begutachtungen, mit denen die „Echtheit“ der Transsexualität bewiesen werden solle, in die Medizin (S. 56). Mit Michel Foucault zeigt Hoenes, dass die medizinische Praxis als Disziplinierung

¹ Butler, Judith. (2009). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen.* Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann & Martin Stempfhuber. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.

begriffen werden kann, die mittels ihrer Methoden transsexuelle Subjekte als normgerecht vergeschlechtlichte Subjekte produziert (S. 55). Der (sub)kulturelle Diskurs selbst verortet Transsexualität jenseits pathologischer Kategorien (S. 59).

Der Zwang, ein Geschlecht zu sein, herrscht überall. Hoenes fordert, die kulturellen Regulierungen kritisch zu prüfen, die für ein Gefühl des Andersseins überhaupt erst verantwortlich sind (S. 62ff.). Die künstlerische Artikulation sei für diese Prüfung von großer Bedeutung. Sie rücke Transgender in den Blick, die sonst aufgrund der extremen juristischen und medizinischen Standardisierung von Transmenschen als „nicht echt“ gelten. Hoenes diskutiert das Konzept und den Begriff ‚Transsexualität‘, stellt die vorherrschende Differenzierung zwischen Transgender und Transsexualität heraus (S. 65ff.) und definiert in Kapitel drei seinen forschungsleitenden Terminus ‚Transmännlichkeit‘. Dieser Begriff leistet erstens eine Verschränkung des von medizinischen und juristischen Definitionen geprägten Begriffs ‚Transsexualität‘ mit kulturellen Männlichkeitsdiskursen. Zweitens erbringt der Begriff ‚Transmännlichkeit‘ eine ähnliche Leistung für den Terminus ‚Transgender‘, der die soziale wie kulturelle Überschreitung von Geschlechtergrenzen zwar betont, dabei aber Gefahr laufe, die Art und Weise, wie hegemoniale Geschlechterkonstruktion kritisiert wird, aus dem Blick zu verlieren (S. 81). Und drittens wird durch die Begriffsverwendung versucht, eine Äquivalenz zwischen Männlichkeit und Transmännlichkeit zu etablieren (S. 81). Hoenes formuliert unter diesem Aspekt seine_ihre grundlegende These, dass in den letzten Jahren verstärkt Repräsentationen entstanden sind, die Anspruch auf Männlichkeit erheben, dabei gleichzeitig trans*-spezifische Aspekte ihrer Geschlechterentwürfe nicht unsichtbar machen und damit das Feld der Möglichkeiten, sich selbst zu erkennen, entscheidend erweitern (S. 101). Die inflationär gebrauchte Aussage, „im falschen Körper“ zu sein, greife zu kurz. Transmännlichkeit müsse als eine Art Bodymodifikation als Kulturation anerkannt werden sowie als Möglichkeit, eine eigene Sprache zu finden, um sich der Unsichtbarkeit zu entziehen. Die Schnittstelle zwischen Kunst und (Sub-)Kultur liege genau hier; die Bilder erhielten ihre spezifische Bedeutung im jeweiligen Kontext (S. 113ff.).

Im Anschluss an den theoretischen Teil werden in Kapitel vier mögliche Lesarten diskutiert, um die Analyse der ausgewählten Untersuchungsgegenstände anzubahnen. Es werden identifikatorische, autobiografische sowie repräsentationskritische Lesarten voneinander unterschieden (S. 124ff.). Hieraus entwickelt Hoenes die Methode einer teilnehmenden Lektüre und orientiert sich dabei an Clifford Geertz' Praxis der dichten Beschreibung (S. 146). Indem Hoenes pointiert, dass sich die Aufmerksamkeit seiner_ ihrer Lesart darauf konzentriert, wie in und mit den Repräsentationen visuelle Politik gemacht wird, die in kulturell und historisch spezifischen Lebensweisen und Problematiken begründet ist, grenzt er_sie seine_ ihre Methode aber auch von Geertz ab (S. 154f.).

In Kapitel fünf wird die Analyse der Untersuchungsgegenstände beschrieben. Die verhandelten visuellen Repräsentationen der Fotokünstler_innen Del LaGrace Volcano und Loren Cameron sowie der Film „Boys Don't Cry“ werden daraufhin befragt, inwiefern sie kulturelle Normen von Geschlecht und Sexualität verschieben sowie reformulieren und so neue Wege bzw. Narrative für die Sichtbarkeit von Transmännlichkeit eröffnen. Die untersuchten künstlerischen Arbeiten greifen auf vielfältige ästhetische Strategien zurück, was laut Hoenes auf die Unmöglichkeit einer Gleichsetzung visueller Politiken mit Identitätspolitik verweist. Die Verwendung verschiedener

künstlerischer Herangehensweisen rückt jeweils andere Kontexte und Funktionsweisen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit in den Fokus und unterstützt so simultan verschiedene Formen transgeschlechtlicher Identitätsbildungsprozesse (S. 244). Besonders Fotografien menschlicher Körper sind Formen der Identitätsbildung. Sie vermögen es, die heteronormative Ordnung aufrechtzuerhalten, diese aber auch zu verunsichern, herauszufordern oder zu unterlaufen. An den Punkten, an denen die transmännlichen Repräsentationen Grenzen überschreiten, tritt ihr herrschaftskritisches Moment besonders hervor. Gleichzeitig eröffnen sie einen Raum, in dem das kulturelle Konstrukt von Geschlecht und dessen Wirkmächtigkeit zur Disposition gestellt werden.

Das Buch schließt mit einem kurzen Ausblick auf die Infragestellung alltäglicher Selbstverständlichkeiten und Normalitäten, auf deren Erschütterung und Verunsicherung sich eingelassen werden müsse, um die Vielfalt an Lebensweisen als egalitäres Nebeneinander zu etablieren (S. 246).

Der Band ist bestückt mit eindrucksvollen Fotografien, die das Potenzial besitzen, festgefahrene Denkmuster zu erschüttern. Aufgrund der visuellen Intensität der Bilder gilt es nicht einfach, – möglicherweise – angewidert weiterzublättern, sondern sich auf diese Verunsicherung einzulassen und diesen Moment zum Weiterdenken, Hinterfragen und zur Neuordnung zu nutzen. Die Feststellung, dass der Kunst das Potenzial inhärent ist, neue Freiheitsräume fernab gängiger Körperökonomien zu eröffnen, ist allerdings kein Novum. Das Buch wirft einen kritischen Blick auf die Vorgehensweise der Academia und kann hier für ein Umdenken werben. Die analysierte „Nischenkunst“ allein reicht aber nicht aus, um ein allgemeines egalitäres Bewusstsein für verschiedene sexuelle Identitäten zu schaffen.

Zur Person

Andrea Stänicke, M. A., Universität Siegen. Arbeitsschwerpunkte: Gender- und Queertheorien, Krankheits- und Sexualitätsdiskurs, Angst- und Störungsforschung.
Kontakt: Universität Siegen, Adolf-Reichwein-Straße 2, 57076 Siegen
E-Mail: andrea.staenicke@gmx.de

Ulrike Vogel

Renate Tobies/Annette B. Vogt (Hrsg.), 2014: *Women in Industrial Research*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. 258 Seiten. 52,00 Euro

Der Sammelband von Renate Tobies und Annette B. Vogt widmet sich Frauen, die (hauptsächlich) in der Zeit vom Ersten bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg als Wissenschaftlerinnen in der außeruniversitären Forschung tätig waren. Damit wird ein relativ neues Forschungsfeld erstmals einer internationalen Öffentlichkeit – auf Englisch – vorgestellt. Ziel des Bandes ist es, im Vergleich verschiedener Länder, Institutionen und Disziplinen die Bedingungen für den Erfolg von Frauen in der Industrieforschung

aufzudecken (S. XIII) – und die Lebenswege und Karrieren dieser Frauen aus ihrer bisherigen Unsichtbarkeit zu „retten“ (S. XIV). Die Beiträge beziehen sich auf Deutschland, England, Griechenland, Russland und die USA. Dies ist einerseits auf den Umstand zurückzuführen, dass in diesen Ländern vielfältige Unterlagen zu großen Unternehmen in der Elektro- und Kommunikationsindustrie, der chemischen, kosmetischen und Nuklearindustrie sowie der optischen Industrie existieren. Andererseits lässt sich hier an Dokumenten zu Einzelschicksalen das Umfeld von Karrieren für Frauen erschließen (S. 20f.).

Der Band gliedert sich – nach einem kurzen Vorwort und einer grundlegenden Einführung der Herausgeberinnen – in vier Teile, die Darstellungen verschiedener Studien zu unterschiedlichen Forschungsumfeldern von Autorinnen und Autoren sowie den Herausgeberinnen selbst umfassen. Literaturverzeichnisse finden sich jeweils bei den einzelnen Beiträgen, Verzeichnisse der Tabellen und Bilder am Anfang sowie ein Namensverzeichnis und Angaben zu den Autorinnen und Autoren am Schluss.

In ihrer Einführung (S. 1–21) formulieren die Herausgeberinnen zehn Thesen zu günstigen Bedingungen für Karrieren von Forscherinnen in der Industrie, die sie aus dem nachfolgend dargestellten Material gewonnen haben: Diese zeigen, dass der Zugang zu Schul- und Universitätsbildung einerseits sowie das Studium der Mathematik, Physik und Chemie für das höhere Lehramt andererseits Voraussetzungen für die Arbeit von Frauen in der Industrieforschung waren, in der diese meist enge Beziehungen zur akademischen Forschung pflegten. Bedingungen ihrer Arbeit in Industrielaboren waren zunächst die Anstellung, abhängig von Rahmenbedingungen wie dem Ersten Weltkrieg, dann Patronagebeziehungen in der Industrie. Selten kam die Ermutigung zu Erfindungen und Bewerbungen um Patente hinzu. Trotz der innovativen Beiträge von Frauen fand keine weibliche Prägung eines Bereichs der Industrieforschung statt. Eine weitere Bedingung der Arbeit konnte die Anerkennung durch Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinigungen sein. Im Gegensatz beispielsweise zum Staatsdienst konnten Forscherinnen als verheiratete Frauen in der Industrie (weiter)arbeiten und sich hier auch eher gesellschaftlich engagieren. Den Herausgeberinnen ist es wichtig herauszustellen, dass es dank vieler Einzelstudien bereits gelungen ist, zahlreiche Frauen in der Industrieforschung zu entdecken, die bisher als Männern vorbehalten galt. Frauen waren nicht nur seltene Exotinnen, sondern in die Forschungsteams eingebunden, sodass Männer auch mit ihnen gemeinsam publizierten. Die Herausgeberinnen hoffen, dass solche Ergebnisse junge Frauen ermutigen, diesen Forscherinnen nachzueifern (S. 18ff.).

Die anschließenden Darstellungen der Einzelstudien enthalten jeweils kurze Einführungen in die Forschungsumfelder für Frauen und umfassen drei bis vier Beiträge, die die Vielfalt der Erkenntnisse verdeutlichen:

Teil eins behandelt Verbindungen zwischen akademischer und nicht-akademischer Forschung: Annette B. Vogt beschreibt den Wechsel verschiedener Forscherinnen zwischen den staatlichen Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der Industrie (S. 34ff.). Brenda Winnewisser zeigt die Kooperation zwischen Hochschule und Industrie am Beispiel von Hedwig Kohn, deren Forschung über elektrische Beleuchtung an der Universität wichtig für die Industrie war (S. 50) und ihr 1933 den Wechsel in die Industrie (S. 56f.) sowie später eine Tätigkeit für Hochschule und Industrie in den

USA (S. 57f.) ermöglichte. Poly Giannakopoulou schildert die Karriere von Angeliki Panagiotatou als erster promovierter Ärztin, international tätiger Forscherin und Universitätsprofessorin in Griechenland (S. 66f.).

Teil zwei widmet sich vor allem dem Forschungsumfeld der Elektroindustrie: Herbert Mehrstens skizziert die Karrieren von Lillian Gilbreth, die in den USA als Psychologin Haushaltsökonomie, Industriepsychologie und industrielle Planung an der Universität lehrte (S. 81f.), und von Irene Witte, die als Gilbreths Übersetzerin deren Konzeptionen nach Deutschland brachte sowie selbst über Psychotechnik und Rationalisierung arbeitete und publizierte (S. 82ff.). Renate Tobies berichtet von Forscherinnen in Unternehmen der deutschen Elektroindustrie, insbesondere bei AEG, Telefunken und OSRAM. Diese Frauen bedurften trotz hoher Qualifikation in Mathematik, Physik oder Chemie der Förderung durch Patronage (S. 88ff.), wie anhand von sieben Forscherinnen aufgezeigt wird (S. 94ff.). Renate Tobies beschreibt auch die Karriere von Cäcilie Fröhlich als Mathematikerin in der deutschen Elektroindustrie, die nach der Emigration in die USA ihre Karriere in der Industrie fortsetzte, als Hochschullehrerin Angewandte Mathematik in den USA einführte und sich für junge Wissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen einsetzte (S. 103).

In Teil drei wird der Blick auf die chemische Industrie und die kosmetische sowie die Nuklearindustrie gerichtet, wobei die letzteren beiden aus der chemischen Industrie hervorgegangen sind (S. 116): Jeffrey A. Johnson schildert die Bedingungen für Forscherinnen in der chemischen Industrie in Deutschland, den USA, England und auch Frankreich (S. 127). Maria Rentetzki beschreibt am Beispiel der Chemikerin Florence Wall die kosmetische Industrie als Nische für Forscherinnen. Wall machte die Kosmetik – basierend u. a. auf Chemie, Biologie, Anatomie, Dermatologie, plastischer Chirurgie und Psychologie (S. 155) – nach dem Ersten Weltkrieg zu einer Wissenschaft und lehrte an der New Yorker Universität „Kosmetische Hygiene“ (S. 155). Peter Bussemer berichtet anhand des Wirkens der Russin Dora J. Leipunskaya von den Beiträgen von Frauen zur Nuklearindustrie. Er zeigt parallele Forschungsentwicklungen im und nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA und der Sowjetunion auf, an denen Frauen teilhatten (S. 159ff.).

Teil vier behandelt optische Unternehmen und Institutionen für Angewandte Optik: Am Beispiel der Carl-Zeiss-Werke Jena, die Ausbildung und wissenschaftliche Karrieren von Frauen unterstützten (S. 179f.) und eng mit der Universität Jena zusammenarbeiteten (S. 186f.), gibt Renate Tobies Einblick in die Lebenswege von Forscherinnen in der optischen Industrie im frühen 20. Jahrhundert. Hierzu werden die Karrieren zwischen Hochschule und Industrie von elf Frauen skizziert (S. 189ff.). Peter Bussemer beschreibt in der Entwicklung der optischen Industrie in Russland Verbindungen zu Deutschland anhand der Karriere der Forscherin Maria F. Romanova, die wesentliche Beiträge zur metrologischen Grundlagenforschung lieferte (S. 210f.). Katharina Schreiner, die in den 1970er Jahren als Beraterin für Frauen- und Gleichstellungsangelegenheiten in den Carl-Zeiss-Werken tätig war, schildert soziale Maßnahmen des Unternehmens zur besseren Integration von Frauen in die Arbeitsprozesse (S. 214ff.). Gertrud Schille beschreibt ihre eigene Karriere als Konstrukteurin und Erbauerin von Planetarien für die Firma Carl Zeiss in Deutschland und weltweit in den 1970er und 1980er Jahren (S. 232ff.).

Nach diesen Darstellungen drängen sich trotz der zehn Thesen in der Einleitung der Herausgeberinnen weiterführende Fragen auf. So wäre z. B. das Zusammenwirken zwischen den Qualifikationen der Frauen, den Bedürfnissen der Industrie und Patronage weiter zu untersuchen. Auch wären Patronagebeziehungen und männliche Seilschaften zu vergleichen. Zu diskutieren wäre darüber hinaus, was diese Biografien von Forscherinnen für heutige Karrieren von Wissenschaftlerinnen zeigen können.

In jedem Fall sticht dieser sorgfältig edierte Band dadurch hervor, dass er nicht nur ein bisher weithin unbekanntes Berufsumfeld für hochqualifizierte Frauen in sehr lesbarer Form präsentiert. Er regt zudem mit seiner Fülle an neuen empirischen Ergebnissen über Frauen in der Industrieforschung mitsamt den Angaben zu deren Biografien zu weiterer Lektüre und Forschung an.

Zur Person

Ulrike Vogel, Prof. (i. R.) Dr., TU Braunschweig. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Wissenschaftskarrieren von Frauen und Männern, Habitus im sozialen Feld von Beruf und Familie.

Kontakt: Kötherberg 8, 38104 Braunschweig

E-Mail: u.vogel@tu-braunschweig.de

Nicola Hille

Alina Bothe/Dominik Schuh (Hrsg.), 2014: *Geschlecht in der Geschichte. Integriert oder separiert? Gender als historische Forschungskategorie*. Bielefeld: transcript Verlag. 268 Seiten. 29,99 Euro

Die Publikation beruht auf einem Workshop mit dem Titel „Gender in History – integrated or separated“, der im Frühjahr 2013 an der Universität Mainz stattfand und bei dem NachwuchswissenschaftlerInnen verschiedener Disziplinen die Frage nach Integrierung oder Separierung von Gender anhand von Fallstudien diskutierten. Diese insgesamt elf Fallstudien, die der Band vereint, umfassen thematisch ein sehr breites Spektrum, vom „Gender Blending“ im Gegenwartstheater bis hin zu Entwicklungslinien der Genderforschung in den deutschsprachigen Altertumswissenschaften. Neben ihren eigenen Aufsätzen haben die AutorInnen zu je einem anderen Beitrag eine kurze Reflexion verfasst. Diese Vorgehensweise verdeutlicht, dass die thematische Diskussion methodisch im Vordergrund steht. In ihrer Einleitung weisen die HerausgeberInnen Alina Bothe und Dominik Schuh darauf hin, dass das Format der Reflexion in der deutschen Wissenschaftskultur wenig Verwendung findet. Sie begründen ihre Entscheidung für dieses Format damit, dass Vor- und Nachteile des verfolgten Ansatzes aus einer zweiten Perspektive sichtbar gemacht werden können. Die einzelnen Beiträge gehen der Frage nach, wie die Kategorie Geschlecht gegenwärtig wissenschaftlich untersucht wird und welche methodischen sowie theoretischen Fragestellungen hierbei im Vordergrund

stehen. Zentrale Fragen sind dabei: Ist Geschlecht eine der Metakategorien geschichtswissenschaftlicher Forschung, die in jeder Analyse zu berücksichtigen ist? Oder sind separierte, das Geschlecht isolierende und fokussierende Zugangsweisen nach wie vor notwendig, um die Kategorie Geschlecht (wieder) in die Geschichte einzuschreiben?

In ihrer Einleitung „Geschlecht *in* der Geschichte? Zwischen Integration und Separation einer Forschungskategorie“ fragen Alina Bothe und Dominik Schuh einerseits nach dem Ort von Geschlecht in der Geschichte und andererseits danach, ob Geschlecht eine eigene Forschungskategorie für die historische Wissenschaft ist. Darüber hinaus weisen sie darauf, dass Gender als Forschungskategorie mindestens zwei Komponenten hat: zum einen die Aufhebung der Trennung in Frauen- und Männergeschichte und zum anderen die Aufweichung der Konzeption der Zweigeschlechtlichkeit (S. 12). Hierauf nehmen die AutorInnen in ihren Beiträgen Bezug, wenn sie untersuchen, welche Position die Forschungskategorie Geschlecht in einzelnen historischen und disziplinär verwandten Forschungsprojekten einnimmt. Dabei berücksichtigen die meisten Aufsätze auch den Sachverhalt, dass sich eine Geschichtswissenschaft, die Geschlecht in den Blick nimmt, in besonderem Maße mit gesellschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Diskursen auseinandersetzen muss, die nach wie vor eng mit Macht- und Verteilungsfragen verknüpft sind. Methodisch beziehen sich die AutorInnen mehrheitlich auf den Aufsatz „Gender: A Useful Category for Historical Analysis“ von Joan W. Scott aus dem Jahr 1986. Daneben wird der frühe Schlüsseltext „Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau“ von Simone de Beauvoir von 1949 herangezogen. In diesem thematisiert die französische Schriftstellerin, Philosophin und Feministin die soziale und kulturelle Konstruktion von Geschlecht innerhalb des Sozialisationsprozesses und formuliert den für die Genderforschung zentralen Satz: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.“¹ Die Forschungen der 1980er und 1990er Jahre haben diese Überlegungen als „doing gender“ erneut aufgegriffen. Ein weiterer Schlüsseltext, auf den einige AutorInnen in ihren Beiträgen Bezug nehmen, ist das 1990 erschienene Buch „Gender Trouble“ der amerikanischen Theoretikerin, Philosophin und Philologin Judith Butler. Für das HerausgeberInnenteam sind zwei Aspekte in den gendertheoretischen Überlegungen Butlers besonders relevant: die Betonung des Wandelbaren, des ständig performativ produzierten Charakters von Gender, und ihre Aufforderung, die eventuelle Konstruktion von Gender zu hinterfragen. Bothe und Schuh verstehen Geschlechtergeschichte als eine Perspektivierung von Geschichte und fragen, welchen Stellenwert die Forschungskategorie Gender in historischen Arbeiten haben kann. Darüber hinaus setzen sie sich mit den Vor- und Nachteilen auseinander, wenn Gender zur zentralen oder alleinigen Forschungskategorie wird. Dies steht in enger Verbindung mit der Kernfrage des Bandes: der Frage nach der Forschungsperspektive. Ist Geschlecht die Perspektive, die die Forschung bestimmt, oder wird es als ein Aspekt unter vielen verstanden (S. 24f.)? Bei genauerer Analyse der Beiträge wird sichtbar, dass es um die Position geht, die Geschlecht innerhalb des Forschungsdesigns einnimmt. Die AutorInnen verfolgen dabei zwei Perspektiven (Kategorien):

1. die integrierte Untersuchungsperspektive, die Gender stets als eine grundlegende Kategorie im Zusammenspiel mit anderen Kategorien denkt, und

1 Beauvoir, Simone de. (1990). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Berlin: Suhrkamp Verlag, S. 265.

2. die separierte Untersuchungsperspektive, die Gender gezielt als Kernkategorie innerhalb eines bestimmten historischen Kontextes analysiert.

Bei der zweiten Kategorie handelt es sich um eine Untersuchungsperspektive, die Gender gegenüber anderen Kategorien herausgehoben in den Blick nimmt und sich primär für die Wirk- bzw. Entstehungszusammenhänge bestimmter Vorstellungen oder Praktiken von Geschlecht interessiert.

Die chronologische Gliederung ist so ausgerichtet, dass von der Gegenwart in die Antike zurückgegangen wird, d. h., der Beitrag zum zeitgenössischen Theater bildet den Auftakt und der Beitrag zur alten Geschichte den Schlusspunkt des Tagungsbandes. Die Themen reichen dabei von einer Analyse der zeitgenössischen Theaterpraxis anhand einer Münchener Macbeth-Inszenierung (*Ellen Koban*) über die Bedeutung des Kinderliedes für die Erziehung im Kindergarten der DDR (*Uta Miersch*) bis hin zu einer Beschreibung mittelalterlicher Zuschreibungen einander widersprechender Geschlechterrollen am Beispiel der Markgräfin Mathilde von Tuszien (*Eugenio Riversi*). Weitere Beiträge widmen sich beispielsweise den Frauenzeitschriften im Nationalsozialismus (*Marion Wittfeld*) oder einer Analyse des ersten Homosexuellenskandals im Kaiserreich, des sogenannten „Eulenburgskandals“ (*Norman Domeier*).

Die Publikation, die einen Einblick in laufende Forschungsprojekte ermöglicht, wurde in die Reihe „Mainzer Historische Kulturwissenschaften“ der Johannes Gutenberg-Universität Mainz aufgenommen. Die Beiträge veranschaulichen die methodische und theoretische Breite historischer Frauen- und Geschlechterforschung, unterscheiden sich allerdings hinsichtlich der Tiefe, mit der Gender als Analyse- und Forschungskategorie berücksichtigt wird.

Zur Person

Nicola Hille, Magistra Artium, Geschäftsführerin des Service Gender Consulting an der Universität Stuttgart. Arbeitsschwerpunkte: Gender in Forschung und Lehre, Integration von Gender in Fort- und Weiterbildung sowie Personalentwicklung.

Kontakt: Universität Stuttgart, Gleichstellungsreferat, Azenbergstraße 12, 70174 Stuttgart

E-Mail: nicola.hille@cg.uni-stuttgart.de